



50 Jahre Sporttagungen 1949 – 1999
Jubiläumsveranstaltung in Verbindung
mit der 21. Werkwoche DSB-Kirchen
und dem Arbeitskreis Kirche und Sport der EKD

SPORTWIRKLICHKEIT – SPORTZUKUNFT

**Der Sport an der Schwelle ins
3. Jahrtausend**

Tagung vom 8. bis 10. Oktober 1999
in der Evangelischen Akademie Bad Boll

Protokolldienst 26/99

Klaus Strittmatter
Beauftragter der
Ev. Landeskirche in Württemberg für Kirche und Sport;
Studienleiter im Bereich Freizeit, Sport, Vereine

Sportwirklichkeit - Sportzukunft
Der Sport an der Schwelle ins 3. Jahrtausend

Sehr geehrte Damen, sehr geehrte Herren,

im Auftrag von Herrn Professor Dr. Ommo Grupe und Herrn Pfarrer Jo Krummacher, Direktor der Evangelischen Akademie, sowie ganz persönlich bedanke ich mich bei allen, die in unserer Sporttagung referiert haben, für die rasche Zusendung der Beiträge, und bei allen, die mitgewirkt haben – hörender- und sprechenderweise -, für ihr Engagement.

Sollten Sie weitere Protokolle benötigen, können Sie diese zu 15,-- DM pro Exemplar zuzüglich Versandkosten bei der Evangelischen Akademie Bad Boll bestellen. Bei Abnahme von mehr als 10 Exemplaren ist auf Anfrage ein Sonderpreis möglich.

Ich bin überzeugt, dass der Inhalt des Protokolls Sie zur Weiterarbeit in Ihrem Umfeld anregen wird.

Ich wünsche Ihnen eine besinnliche Adventszeit, ein frohmachendes Christfest und für das kommende Jahr Gottes Geleit und bleibe mit freundlichen Grüßen aus Bad Boll

Ihr

Klaus Strittmatter

Sonntag, 10. 10. 1999

9.00 **Grüßbotschaft des Nationalen Olympischen Komitees für Deutschland**
Präsident Prof. Walther Tröger

9.30 **Perspektiven des Sports zu Beginn eines neuen Jahrhunderts**
Prof. Dr. Helmut Digel
Präsident des Deutschen Leichtathletik-Verbandes

10.15 Pause

10.45 **Der Sport als Kulturgut – und was folgt daraus?**
Prof. Dr. Ommo Grube

Schlussausssprache

11.45 **Ist jemand in Christus, so ist er eine neue Kreatur; das Alte ist vergangen, siehe, Neues ist geworden**
Betrachtungen am Sonntag
Dir. Pfarrer Jo Krummacher, Klaus Strittmatter

12.30 Ende der Tagung mit dem Mittagessen

TAGUNGSLEITUNG

Klaus Strittmatter, Studienleiter,
Evangelische Akademie Bad Boll
Prof. Dr. Ommo Grube,
Institut für Sportwissenschaft, Tübingen

TAGUNGSORT

Evangelische Akademie Bad Boll, Akademieweg 11,
73087 Bad Boll
Telefon 07164 / 79-0 (Zentrale),
Telefax 07164 / 79-440

TAGUNGSNUMMER:

66 03 99

ANFRAGEN

biten wir zu richten an die Evang. Akademie,
Frau Monika Hahn, Tel. 07164 / 79-229

Evangelische
Akademie



Bad Boll

50 Jahre Sporttagungen 1949 – 1999
Jubiläumsveranstaltung in Verbindung
mit der 21. Werkwoche DSB-Kirchen
und dem Arbeitskreis Kirche und Sport der EKD

TAGUNGSKOSTEN
Unterkunft, Verpflegung 160,00 DM
Kursgebühr einschl. Protokoll 100,00 DM
Zuschlag für Einzelzimmer pro Tag
(soweit vorhanden) 20,00 DM
Kurtaxe pro Person und Tag 2,50 DM

Die Preise gelten für die gesamte Tagung. Nicht beanspruchte Einzelleistungen können nicht rückvergütet werden.

BEZAHLUNG

Die Bezahlung erbiten wir bei Ankunft an der Rezeption unseres Hauses oder per Banküberweisung (mindestens 2 Wochen vor Tagungsbeginn):
Konto 67 933 bei der **Kreissparkasse Göppingen**
(BLZ 610 500 00) unter Angabe der Tagungs-Nummer.

ANMELDUNG

Ihre Anmeldung (unter Angabe der Tagungsnummer 66 03 99) erbiten wir auf beiliegender Anmeldekarte bis spätestens **Freitag, 24. September 1999**. Ihre Anmeldung ist angenommen, wenn wir nicht ausdrücklich wegen Überfüllung absagen. Eine Teilnahmebestätigung erfolgt nicht. Bei Verhinderung bitten wir um sofortige Nachricht, spätestens jedoch eine Woche vor Veranstaltungsbeginn. Bei späterer Absage müssen wir 25% der Gesamtkosten in Rechnung stellen.

ANREISE

Mit der Bahn

bis Göppingen, ab Omnibusbahnhof (100 m links vom Bahnhof) Busverbindung (Bussteig K, Linie 20) nach Bad Boll, Haltestelle Kurhaus/Evang. Akademie. Fahrtdauer ca. 20 Minuten. Abfahrtszeiten in Göppingen: 15.20, 16.00, 16.20, 16.40, 17.00 Uhr

Mit dem Pkw

über die Autobahn A 8 Stuttgart-München, Ausfahrt Aichelberg/Bad Boll, Weiterfahrt in Richtung Göppingen; nach ca. 5 km Abzweigung nach rechts, nach ca. 100 m rechts Einfahrt zur Akademie.

HINWEISE

Ganz in der Nähe der Akademie befinden sich ein Thermalbewegungsbad und ein Wald-Trimm-Pfad.

Die Umgebung der Akademie am Fuße der Schwäbischen Alb lädt zu Spaziergängen ein.

**Sportwirklichkeit –
Sportzukunft**

**der Sport an der Schwelle
ins 3. Jahrtausend**

Tagung vom 8. bis 10. Oktober 1999
in der Evangelischen Akademie Bad Boll

„Wird der Sport zum Geschäft? – Sport: Erziehung oder Unterhaltung? – Der Sport am Sonntag...“ Dieses Thema führte vor 50 Jahren 48 Männer zur ersten Sporttagung in die Evangelische Akademie Bad Boll.

50 Jahre später gilt es nun zu prüfen, ob aus der Tradition „Kirche und Sport“ Wege in eine gemeinsam verantwortete Zukunft begangen werden können. In eine gemeinsame Zukunft, auch auf dem Hintergrund einer neuen Bundesrepublik, zehn Jahre nach der Wiedervereinigung. Oder war es nur eine Eingliederung, die noch lange nicht bewältigt ist?

Nicht nur unsere Gesellschaft steht an der Schwelle zum 3. Jahrtausend, auch der organisierte Sport – im Wandel der Zeit – steht vor neuen Herausforderungen. Es stellt sich jedoch die Frage, ob seine **Wirksamkeit** ausreicht, um eine ihm gemäße Zukunft zu gewinnen. Was ist ihm gemäß, bzw. welche Position soll er anstreben? Befindet er sich doch im Widerstreit der Anforderungen aus der Wirtschaft-, Alltags- und Gesellschaftskultur und sucht seine Position in der weitweiten Sport- und Olympischen Kultur. Neben richtungsweisenden Positionen scheint es zur Zeit mehr Fragen als Antworten zu geben.

Zu einem Dialog von **Frauen und Männern** zugunsten der Menschen im Sport und damit für die Entwicklung des Sports in unserer Gesellschaft laden wir herzlich nach Bad Boll ein.

Klaus Strittmatter
Evangelische Akademie Bad Boll

Prof. Dr. Ommo Grube
Institut für Sportwissenschaft, Tübingen

PROGRAMM

Freitag, 8. 10. 1999

bis

17.30 Anreise

18.00 Beginn mit dem gemeinsamen

Abendessen

19.00 Begrüßung und Einführung
Direktor Pfarrer Jo Krummacker,
Bad Boll

Klaus Strittmatter, Bad Boll

19.30 Geld und olympische Werte – eine ethische Herausforderung für das IOC.
Dr. Thomas Bach, Mitglied des IOC

20.00 Gemeinschaft in der modernen Gesellschaft
Theologisch-ethische Überlegungen für die Menschen in den Vereinen der Zukunft
PD Dr. Heinrich Bedford-Strohm,
Ahorn-Eicha

Samstag, 9. 10. 1999

8.00 Andacht in der Kapelle

8.20 Frühstück

9.15 Grußbotschaft des Deutschen Sportbundes
Präsident Manfred v. Richthofen

9.45 Leitbild 2010: Wohin geht der organisierte Sport?

Sylvia Schenk, Vorsitzende der Leitbildkommission des Deutschen Sportbundes

10.30 Kaffeepause

11.00 Kirche 2020: Welchem Leitbild soll sie folgen, und welche Rolle spielt darin der Sport?

OKR der EKD, Pfarrer Rüdiger Schloz, Hannover

12.30 Mittagessen

14.00 Sport und Staat in einer veränderten Bundesrepublik

Staatssekretärin Brigitte Zypries,
Bundesministerium des Innern

14.45 Kaffeepause

15.15 50 Jahre Sporttagungen in Bad Boll

- Spiegel der Sportentwicklung -

Prof. Dr. Michael Krüger, Universität Münster

15.45 50 Jahre Sporttagungen in Bad Boll

- 50 Jahre Sportentwicklung -

Podium / Rundgespräch

Moderation: Josef-Otto Freudenreich, Stuttgart

mit Prof. Dr. Ommo Grube und Prof. Dr. Michael Krüger

– auf dem Hintergrund der einleitenden Sätze –

Die Vergangenheit des Sports war männlich – Zukunft?

Prof. Dr. Dr. Gertrud Pfister,
Vizepräsidentin des Deutschen Turner-Bundes

Die konstruktive und kritische Partnerschaft von Kirche und Sport

OKR Klaus-Peter Weinhold, Sportpfarrer der EKD

Akademie und Sport – Tradition verpflichtet

Direktor Pfarrer Jo Krummacker

18.00 Abendessen

19.30 10 Jahre nach der Wiedervereinigung – sind wir im Sport zusammengewachsen?

Podium / Rundgespräch

Moderation: Herbert Fischer, Solms

Einleitende Statements:

Sportvereine in den neuen Bundesländern im politischen und sozialen Transformationsprozeß
Prof. Dr. Jochen Hinsching, Universität Greifswald

Sport-Stätten-Entwicklung oder die Problematik des Goldenen Planes Ost

Dr. Hans-Georg Moldenhauer, Vizepräsident des Deutschen Sportbundes

Sportwissenschaftliche Forschung nach der Wende: Gemeinsames und Verschiedenes

Dr. Martin-Peter Büch,
Bundesinstitut für Sportwissenschaft, Köln

Athleten – Athletinnen aus Ost und West

gemeinsam für Deutschland

Dr. Detlef Eckert, Halberstadt

Aktivensprecher der amput. Leichtathleten

Sonja Bissinger, pers. Mitglied des NOK, Aktiven-

sprecherin Bund Deutscher Radfahrer, Nuffingen

Die Verantwortung des organisierten Sports in

einer sich verändernden Gesellschaft

Dr. Wulf Preisig,

Generalsekretär des Deutschen Sportbundes

Evangelische Akademie Bad Boll

Inhaltsverzeichnis

Begrüßung

Jo Krummacker

1

Einführung

Klaus Strittmatter

3

Gemeinschaft in der modernen Gesellschaft

Theologisch-ethische Überlegungen für die Menschen

in den Vereinen der Zukunft

Dr. Heinrich Bedford-Strohm

5

Grußbotschaft des Deutschen Sportbundes

Manfred v. Richthofen

17

Leitbild 2010: Wohin geht der organisierte Sport?

Sylvia Schenk

21

Kirche 2020: Welchem Leitbild soll sie folgen, und welche Rolle spielt darin der Sport?

Rüdiger Schloz

32

Sport und Staat in einer veränderten Bundesrepublik

Brigitte Zypries

45

50 Jahre Sporttagungen in Bad Boll

– Spiegel der Sportentwicklung –

Prof. Dr. Michael Krüger

54

Die Vergangenheit des Sports war männlich – die Zukunft?

Prof. Dr. Dr. Gertrud Pfister

61

Die konstruktive und kritische Partnerschaft von Kirche und Sport

Klaus-Peter Weinhold

76

Akademie und Sport – Tradition verpflichtet

Jo Krummacker

79

Sportvereine in den neuen Bundesländern im politischen und sozialen Transformationsprozess

Prof. Dr. Jochen Hinsching

85

Sportstätten-Entwicklung oder die Problematik des Goldenen Planes Ost

Dr. Hans-Georg Moldenhauer

90

Sportwissenschaftliche Forschung nach der Wende: Gemeinsames und Verschiedenes	
Dr. Martin-Peter Büch	91
Athleten und Athletinnen aus Ort und West gemeinsam für Deutschland	
Dr. Detlef Eckert	96
Sonja Bissinger	98
Die Verantwortung des organisierten Sports in einer sich verändernden Gesellschaft	
Dr. Wulf Preisung	102
Grußbotschaft des Nationalen Olympischen Komitees für Deutschland	
Prof. Walther Tröger	105
Perspektiven des Sports zu Beginn eines neuen Jahrhunderts	
Prof. Dr. Helmut Digel	112
Sport als Kulturgut – und was folgt daraus?	
Prof. Dr. Ommo Gruppe	127
Ist jemand in Christus, so ist er eine neue Kreatur; das Alte ist vergangen, siehe, Neues ist geworden Betrachtungen am Sonntag	
Jo Krummacher	135
Anhang:	
Einblicke in die Veranstaltungen 1949, 1965, 1994 und 1999	141

BEGRÜSSUNG

Jo Krummacher

Grüß Gott und seien Sie uns sehr herzlich willkommen zu dieser Jubiläumstagung „Sportwirklichkeit – Sportzukunft“ in der Evangelischen Akademie Bad Boll. Wir hoffen, Sie hatten eine angenehme Anreise und auch ein wenig Zeit, sich hier einzufinden. Unser Haus steht Ihnen offen, und wir wünschen uns, daß Sie sich hier nach wenigen Stunden heimisch fühlen.

Es gibt für den Hausherrn einer solchen Einrichtung keine angenehmere Aufgabe, als Gäste und Referenten aus so herausgehobenem Anlass begrüßen zu dürfen. 50 Jahre Sporttagungen an der Evangelischen Akademie Bad Boll – für uns ist dies ein ganz besonderer Grund zur Freude und Dankbarkeit. Diese Einrichtung der württembergischen Landeskirche ist nun 54 Jahre alt – und das bedeutet, daß das Thema Sport gleichsam konstitutiv zu unserem Arbeitsprogramm dazugehört. Es zieht sich als roter Faden von den frühen Anfängen bis heute durch die Programme der Akademie. Und es gibt wohl keinen unter den beinahe 200 Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern unseres Hauses, der sich nicht über dieses Jubiläum herzlich mitfreuen würde.

Der amerikanische Philosoph Peter L. Berger hat erst kürzlich unserem Haus ins Stammbuch geschrieben, die Evangelische Akademie Bad Boll sei das heimliche Schatzkästlein des Protestantismus, weil sie mit ihrer Arbeit demonstriere, wie hilfreich für die Gesellschaft eine öffentliche Kirche sei, die offene Gesprächsräume organisiere und zum ideenbildenden Dialog beitrage. Ein solches Urteil über den Dienst unseres Hauses wäre kaum möglich, wenn gesellschaftsrelevante Gruppen von diesen Dialogen ausgeschlossen wären. Der Bereich des Sports ist einer dieser Bereiche mit hoher Relevanz. Und die Akademie hat sich von Anfang an für die hier auftauchenden Fragestellungen geöffnet und dem Sport gerne ein Forum angeboten, um Ziele zu klären und Wege aufzuspüren, die zukunftsgemäß und menschengemäß sind. Und lassen Sie mich das auch gleich noch anfügen: Die Akademie hat dies nicht nur ein halbes Jahrhundert lang getan; sie wird diese Offenheit für Fragen des Sports auch in Zukunft an den Tag legen.

Als ich vorgestern abend einem meiner Söhne bei einem Fußballspiel im Schwarzwald zusah, sprach mich in der Pause der Schiedsrichter an; er war beim Überprüfen der Spielerausweise auf unseren Familiennamen gestoßen: Sie sind doch der Leiter von Bad Boll? Wissen Sie, ich bin in meinen jungen Jahren schon Gast bei einer Sporttagung der Akademie gewesen. Und dann berichtete er, was ihm die Gespräche und Begegnungen in unserem Haus bedeutet haben.

Wir möchten, daß auch in Zukunft solche Kontakte zum Sport mit weit reichender Nachwirkung ein thematischer Schwerpunkt kirchlicher Arbeit bleiben.

Die erste Tagung der Akademie fand am Michaelistag 1945 noch im benachbarten Kurhaus Bad Boll statt. Wir haben dieses Gründungsdatums in der vergangenen Woche mit einer „Michaelisakademie“ gedacht; der Schriftsteller Peter Härtling sprach dabei zum Thema „Verantwortung“ und rief dazu auf, dem Auseinanderbrö-

Dieses Protokoll gibt lediglich Ausführungen von Referentinnen und Referenten sowie Tagungsteilnehmerinnen und Tagungsteilnehmern wieder. Eine Stellungnahme der Evangelischen Akademie Bad Boll ist mit dieser Veröffentlichung nicht ausgesprochen.

Die hier veröffentlichten Referate werden im allgemeinen aufgrund vorgelegter Manuskripte oder mitgeschnittener Bandaufnahmen erstellt.

Alle Rechte für die weitere Verwendung des Inhalts der Referate liegen bei den Referentinnen und Referenten.

AB Dokumentation und Publikation der Evangelischen Akademie Bad Boll

seln der Gesellschaft in Monaden-Existenzen zu begegnen. Ich denke, der Sport, sofern er das Fair play in den Vordergrund stellt, kann dazu einen ganz wesentlichen Beitrag leisten. Der Sport kann zeigen, daß Regeln nicht nur dazu da sind, bis zum letzten ausgenutzt und ausgeschlachtet zu werden, sondern daß sie um des Spiels oder Wettkampfs willen nützlich sind – und daß es darauf ankommt, gute Regeln gelten zu lassen und sie möglichst unbeschädigt weiterzugeben. An einem Transfer solcher Erfahrungen auch in andere Bereiche des privaten oder gesellschaftlichen Lebens hinein kann uns allen nur gelegen sein!

In den achtziger Jahren hatte ich eine ganze Reihe intensiver Gespräche mit Bischof Kurt Scharf. Er hatte mich beauftragt, für ihn als Ghostwriter seine Lebenserinnerungen zu schreiben. Als er von der Boller Sporttagung des Jahres 1965 berichtete, glänzten seine Augen. Ich bemerkte, diese Tagung war für ihn eine Schlüsselerfahrung. Und in der Tat, das dürfen wir heute im Rückblick festhalten, konnte mit dieser ersten Großtagung in Sachen Sport ein Durchbruch im Verhältnis von Kirche und Sport erreicht werden. Viele von Ihnen haben noch plastische Erinnerungen an diese Begegnung zwischen Scharf und dem für uns unvergessenen Präsidenten des Deutschen Sportbundes und späteren Präsidenten auch des Nationalen Olympischen Komitees Willi Daume.

Über die gesamte Tradition unserer Sporttagungen wird uns am morgigen Samstag Herr Professor Dr. Krüger einen Überblick geben. Und auch unser Studienleiter Klaus Strittmatter, der nun seit über zwanzig Jahren den Sportbereich in unserem Hause betreut, wird nach mir bei seiner Einführung auf diese Zusammenhänge eingehen.

Mir bleibt nun die besondere Freude, in unserer Mitte sehr herzlich Professor Dr. Ommo Grupe aus Tübingen zu begrüßen. Er war unseres Wissens erstmals als Referent bei einer Akademietagung vom 29. bis 31. Januar 1965 in unserem Haus: Thema: „Leibeserziehung in der Schule“. Er ist uns bis heute als kritischer Sympathisant treu geblieben, hat uns in den vergangenen Jahren unterstützt bei unseren Planungen und so auch bei der Vorbereitung und Durchführung der nun beginnenden Veranstaltung. Als Zeichen des besonderen Dankes und als Symbol der Verbundenheit möchte ich Ihnen, lieber Professor Grupe, nun diesen Bergkristall überreichen. In der kirchlichen Tradition ist der Kristall Symbol der von Gott in der Taufe geschenkten Gnade – und zugleich gilt er als Bewahrer der Tugend. Mögen Sie diese doppelte Semantik für Glauben und Beruf auch künftig orientieren.

Schließlich darf ich zu dieser Stunde in unserer Mitte besonders herzlich willkommen heißen den Präsidenten des Deutschen Sportbundes Freiherr Manfred von Richthofen. Mit Ihrer persönlichen Teilnahme an dieser Tagung in der Nähe der Jahrhundertwende zeigen Sie das Interesse des Sports an, daß die Kirche und insbesondere die Akademie solche Tagungsprojekte auch in Zukunft in Gang bringt. Und ich darf Ihnen versichern, daß wir die Hoffnung hegen, daß wir in der bewährten Weise auch künftig kooperativ und partnerschaftlich auf die uns gemeinsam berührenden Fragestellungen lossteuern und die Gestaltungsaufgaben annehmen.

Alle weiteren Mitwirkenden und Verantwortlichen aus dem Bereich des Sports und der Kirchen, und Sie alle, die Sie als Gäste oder Vertreter der Presse zu dieser Tagung gekommen sind, grüße ich ebenso herzlich und wünsche Ihnen gute Begegnungen, neue Einsichten und ein angenehmes Gesprächsklima.

EINFÜHRUNG

Klaus Strittmatter

Am 19./20. November 1949 – also vor fast 50 Jahren – fand im benachbarten Kurhaus, das der Herrnhuter Brüdergemeine gehört, das erste „Gespräch am Wochenende“ zwischen Kirche und Sport statt. Im Kurhaus damals, da dort 1945 die Evangelische Akademie, eine Einrichtung der Evangelischen Landeskirche in Württemberg, gegründet wurde.

Die Thematik des damaligen Wochenendgesprächs: „Wird der Sport zum Geschäft? – Sport: Erziehung oder Unterhaltung? – der Sport am Sonntag...“ hat an Aktualität nichts verloren, wenn auch die Vorzeichen und manche Absichten sich veränderten. Als Beispiel sei nur die Frage des Sonntags angeführt, der ob globaler wirtschaftlicher Begehrlichkeiten nicht nur den Kirchen, sondern zunehmend dem Sport und damit dem Sinn für Gemeinschaft für die Menschen verloren zu gehen droht. Der Sport mit seinen sozialen Ambitionen und die Kirchen in ihrem Eintreten für ein christliches Humanum, die sich beide eben nicht nur an merkantilen Erfolgen messen lassen, scheinen in dieser Problemanzeige in einem Boot zu sitzen. Auf diesem Hintergrund bin ich dem Präsidium des Deutschen Sportbundes für sein eindeutiges Votum für den arbeitsfreien Sonntag vom 3.9.99 außerordentlich dankbar.

Sportwirklichkeit – Sportzukunft?

Die Entwicklung des organisierten Sportes in unserer sich verändernden Gesellschaft wurde punktuell in der Evangelischen Akademie Bad Boll, jedoch auch an anderen kirchlichen Akademien immer wieder zur Diskussion gestellt – wir werden morgen detailliert und ausführlich davon hören, so daß behauptet werden kann: Die Kirche, die Kirchen haben sich dem Gespräch nie verweigert, ob sie sich zu wenig kompetent, zu leise oder manchmal nur störend gezeigt hat, mögen andere beurteilen. Sicherlich wurden manche Chancen verspielt, sei es nur durch eine unglückliche Terminkollision wie an diesem Wochenende z. B. mit dem morgen beginnenden 2. Stuttgarter Sport-Kongress des Schwäbischen Turnerbundes mit verschiedenen Partnern. Dafür entschuldige ich mich an dieser Stelle offiziell. Auch andere Terminkollisionen ließen sich leider nicht vermeiden.

Sportwirklichkeit – Sportzukunft: drei Streiflichter

Das erste war die Erinnerung an den Sonntag. Das zweite: die Grundsatztagung 15.-17.2.1965 „Sport – Anspruch und Wirklichkeit“. Eine ganze Reihe von Ihnen haben diese wegweisende Veranstaltung für Kirche, Sport und Politik in diesem Hause miterlebt. Es kam zu Begegnungen zwischen dem Präsidenten des DSB Willi Daume, Präses D. Kurt Scharf, damaliger Ratsvorsitzender der EKD, und des Bundesfamilienministers Dr. Bruno Heck. Es ging nicht nur um die Frage der Entsendung einer gemeinsamen Olympiamannschaft 1968, um das Verhältnis von Kirche und Sport, sondern auch um die Grundsatzfrage, welche Wirklichkeit der Sport in unserer Ge-

sellschaft gestalten soll. Der Bundesfamilienminister resümierte damals u. a.: „Wir müssen endlich daran gehen, den Sport nicht nur unter dem Aspekt der Gesundheit zu sehen. Wir müssen das Vorurteil abbauen, daß Sport eine ungeistige Sache ist!“

Heute in der Vorschau auf die Zukunft ergänze ich, daß wir endlich darauf achten müssen, den Sport nicht nur unter dem Aspekt der Vermarktung zu sehen. Und wir müssen das Vorurteil abbauen, daß nur Sportmedaillen etwas über die Qualität eines Volkes aussagen.

Das dritte Streiflicht: „Verständigung und Gemeinsamkeit durch Sport? Standort des deutschen Sports – 5 Jahre nach der Wende“, eine Tagung vom 14. bis 15./16. November 1994 auch in unserem Hause. Es ist erschreckend: Jeder fünfte Westdeutsche bzw. 14 % der Bürger im Osten wünschen sich laut der jüngsten Umfrage des Hamburger Magazins „Stern“ die Mauer zurück. Die Tagungsteilnehmenden damals – heute sind eine ganze Reihe hier anwesend – appellierten an die Verantwortlichen des DSB, alles daran zu setzen, den Goldenen Plan Ost politisch durchzusetzen und einen zukunftsweisenden Kongress „Menschen im Sport 2001“ anzustreben. Beides auf dem Hintergrund des Wissens, daß der organisierte Sport nicht in einer erweiterten, sondern in einer veränderten, in einer neuen Gesellschaft seine Strukturen zu aktualisieren hat. (Zu den drei Streiflichtern vgl. die Anlagen auf Seite 141 ff.)

Spätestens morgen bzw. übermorgen werden wir über den Stand der Absichten, über die Perspektiven bzw. Besorgnisse in diesem Zusammenhang informiert werden, bzw. werden Sie sich in diese zukunftsweisende Diskussion einbringen können. Gesellschaftliche Großeinrichtungen, der organisierte Sport und die Kirchen, sind hier besonders gefordert, ihre jeweiligen Kompetenzen zu vernetzen, um gemeinsam das Wohl unserer Gesellschaft zu fördern und um Mißtrauen zwischen den Bürgern in Vertrauen zu verwandeln.

Es bleibt mir zuletzt der Dank an Herrn Prof. Dr. Grupe, der mich in diesem Tagungsvorhaben nicht nur unterstützt, sondern auch begleitet hat, und Dank schon im Voraus an die Referierenden und Moderierenden und vor allem an Sie, verehrte Anwesende, daß Sie sich in die Diskussion zur Gestaltung des organisierten Sports für die Menschen in einer sich rasant verändernden Gesellschaft einlassen werden. Kirche und Sport sind privilegiert, den Menschen in unserer Bundesrepublik an der Schwelle ins 3. Jahrtausend ein Mehr an gemeinsamer Lebensqualität zu ermöglichen.

Die Jubiläumsveranstaltung der Evangelischen Akademie, verbunden mit der 21. Werkwoche des Deutschen Sportbundes mit den Kirchen und beides mit der Unterstützung des Arbeitskreises Kirche und Sport der EKD, ist hiermit eröffnet; nochmals herzlich willkommen in Bad Boll.

GEMEINSCHAFT IN DER MODERNEN GESELLSCHAFT Theologisch-ethische Überlegungen für die Menschen in den Vereinen der Zukunft

Dr. Heinrich Bedford-Strohm

Einen Vortrag über das Thema „Gemeinschaft in der modernen Gesellschaft“ vor Menschen zu halten, deren Erfahrungswelt vom Sport geprägt ist, ist zwar in jeder Hinsicht keine leichte Aufgabe, aber es ist ganz bestimmt eine verheißungsvolle Aufgabe. Denn Menschen, die in ihrer Lebenswelt mit Sport zu tun haben, sind fast schon automatisch Expertinnen und Experten zum Thema meines Vortrags. Es gibt wenige Bereiche in unserer Gesellschaft, in denen Gemeinschaft eine so zentrale Rolle spielt wie im Sport. Es ist wohl nicht zu gewagt, zu sagen, daß Gemeinschaft neben der Freude an der körperlichen Betätigung noch immer der wesentlichste Grund ist, warum Menschen sich den Sportvereinen anschließen. Daß die Menschen sich nach wie vor in großer Zahl den Sportvereinen anschließen, zeigen die Zahlen deutlich. Während in der Bundesrepublik Deutschland 1960 noch 5,3 Mio. Mitglieder in 29.500 Sportvereinen organisiert waren, waren es 1989, im letzten Jahr vor der Vereinigung, schon 21 Mio. in 66.500 Vereinen. 1998 waren im deutschen Sportbund 26,7 Mio. Mitglieder organisiert, das sind 32,5 % der Gesamtbevölkerung – eine wirklich beeindruckende Zahl. Es gibt wohl keinen anderen Freizeitbereich – sagen die Sportsoziologen –, „der eine vergleichbare expansive Entwicklung genommen hat“.¹⁾

Aber wir spüren alle auch: die Gesellschaft verändert sich. Und das hat gerade auch Auswirkungen auf die Frage, ob und wie wir in den Sportvereinen Gemeinschaft erfahren. Darüber möchte ich in den nächsten 40 Minuten sprechen.²⁾

Ich will zunächst einige Bemerkungen dazu machen, warum der Begriff der Gemeinschaft in Deutschland, anders als in den USA, noch immer belastet ist und nur mit Scheu als Programmwort gebraucht wird. Ich will dann zweitens die gesellschaftlichen Veränderungen skizzieren, mit denen wir konfrontiert sind, wenn wir heute von Gemeinschaft reden wollen. Eine dritte Überlegung betrifft die Frage, wie die Theologie auf diese Veränderungen reagieren soll. Und in einem vierten Teil will ich schließlich 10 Thesen zu der Frage vortragen, was das alles für die Menschen in den Vereinen der Zukunft bedeuten könnte.

1. Gemeinschaft ein belasteter Begriff

Die wenig selbstverständlich ein positiv konnotierter Gebrauch des Gemeinschaftsbegriffs zumindest in Deutschland ist, wird deutlich, wenn wir uns seinen historischen Kontext vergegenwärtigen. Nicht ohne Grund hat der Begriff „Gemeinschaft“ in den Geisteswissenschaften, einschließlich der Theologie, jedenfalls der alten Bundesrepublik, in den letzten fünfzig Jahren ein Schattendasein geführt. Denn „Gemeinschaft“ ist in unserem Kontext ein belasteter Begriff. Anders als in den USA, wo das Wort „community“ einen fast inflationären Gebrauch erlebte, war das Wort „Gemeinschaft“ in der westdeutschen Nachkriegssoziologie nahezu tabu. Was in den USA mit „community“ bezeichnet werden kann, wird in Deutschland unter Be-

griffe wie „Sozialität“ gefaßt, also „Kunstwörter“, mit denen „das anrühige Erbe der Gemeinschafts-Tradition“ umgangen werden kann.³⁾ Das Wort „Gemeinschaft“ trug in Deutschland all den historischen Ballast der im Dritten Reich maßgebenden totalitären Weltanschauung, die dieses Wort in hohen Ehren hielt und die ihm eine pointiert anti-moderne Spitze gab. Der Aufstieg der Nazi-Bewegung verdankte ihrem Versprechen viel, das in dem Ruf nach Gemeinsinn zum Ausdruck kommende Bedürfnis nach Zusammengehörigkeit und Wärme „durch die Schaffung einer neu gefestigten Volksgemeinschaft“ zu befriedigen. Die nachfolgende Katastrophe brachte die Begriffe Gemeinschaft und Gemeinsinn langfristig in Verruf, zumindest in der Bundesrepublik.“⁴⁾

Im Lichte der nationalsozialistischen Ideologie war Gemeinschaft nicht wie in der demokratischen Tradition Nordamerikas eine auf gleiche Rechte gegründete Kommunikationsgemeinschaft differenter und starker Individuen. Sie war vielmehr eine hierarchisch strukturierte Volksgemeinschaft, die von Homogenität geprägt war und die deswegen klare Kriterien dafür hatte, wer zu ihr gehören durfte und wer nicht. Wenn wir danach fragen, wie es um Gemeinschaft in der modernen Gesellschaft bestellt ist, kommt es also sehr darauf an, was eigentlich unter Gemeinschaft verstanden wird.

2. Zur Situation

Zwei ganz unterschiedliche Deutungsmuster sind möglich, wenn wir nach der Bedeutung von Gemeinschaft in der modernen Gesellschaft fragen. Entweder wir verstehen Gemeinschaft als Gegenbegriff zur Gesellschaft, wie das der große Soziologe Ferdinand Tönnies, Nestor der deutschen Soziologie, in seinem vor gut hundert Jahren erschienen Buch „Gemeinschaft und Gesellschaft“ getan hat. Gemeinschaft ist dann der Ort, wo Menschen, die Verwandtschaft, Zusammengehörigkeitsgefühl oder starke gemeinsame Überzeugungen verbindet, Geborgenheit finden angesichts einer Gesellschaft, die geprägt ist von Egoismus, kalter Zweckorientierung und ökonomischer Nutzenmaximierung. Es überrascht nicht, daß im Lichte dieses Gemeinschaftsbegriffes die Entwicklung zur modernen westlichen Gesellschaft im Wesentlichen als Verfallsgeschichte gedeutet werden muß: Gemeinschaft geht immer mehr verloren. Der Egoismus nimmt immer mehr überhand.

Die andere Deutungsmöglichkeit teilt diesen Pessimismus gegenüber der Moderne nicht. Sie ist in der Soziologie zum erstenmal eindrucksvoll von einem Zeitgenossen von Tönnies ausgearbeitet worden, der mit guten Gründen als Begründer der französischen Soziologie gelten kann: Emile Durkheim. In seinem Werk über die soziale Arbeitsteilung sieht er, ähnlich wie Tönnies, die alten von starker innerer Übereinstimmung getragenen Formen von Gemeinschaft (mechanische Solidarität) erodieren. Er sieht aber gleichzeitig neue Formen von Gemeinschaft an ihre Stelle treten (organische Solidarität). Sein Grundgedanke ist einfach und einleuchtend: die moderne Arbeitsteilung verlangt gerade nicht die Zusammenarbeit der Gleichen, sondern sie verlangt die Kooperation der Verschiedenen. Arbeitsteilung funktioniert nur, wenn ganz unterschiedliche Menschen mit unterschiedlichen Fähigkeiten so zusammenarbeiten, daß alle etwas davon haben. Arbeitsteilung erzeugt also eine Fülle von neuer Kommunikation zwischen Menschen unterschiedlicher Prägung. Dadurch treten an die Stelle der alten Gemeinschaften, wie Tönnies sie im Auge hatte, nun

neue Gemeinschaften, die nicht vorrangig durch Gemeinsamkeit, sondern gerade durch Verschiedenheit zusammengehalten werden.

Die Stärke des Deutungsangebots, das Durkheim schon vor mehr als einem Jahrhundert geliefert hat, liegt darin, daß wir die Augen geöffnet bekommen für die vielen neuen Formen von Gemeinschaft und sozialem Zusammenhalt, die erst in der modernen pluralistischen Gesellschaft möglich geworden sind. Nur so können wir über eine, übrigens in allen politischen Lagern zu findende, Position konservativer Kulturkritik hinausgelangen, die beim Blick auf unsere Gesellschaft nur noch Werteverfall, Verlust von Gemeinschaft und allgemeinen Egoismus sieht. Es ist wahr: Die alten Formen von Gemeinschaft, die starke Verbindlichkeit und oft lebenslanges Engagement implizierten, verlieren an Bedeutung. Wer wüßte das neben Kirchen und Parteien genauer als die Sportvereine! Aber das heißt eben nicht automatisch, daß die Menschen nur auf dem Ego-Trip sind. Empirische Untersuchungen zeigen, daß die sozialen Kontakte zunehmen und auch die Bereitschaft zum Engagement keineswegs abnimmt, sondern daß sie sich vielmehr in ihrem Anforderungs- und Erwartungsprofil verändert. Gemeinschaft wird heute zunehmend in Netzwerken erfahren, in Formen von Gemeinschaft also, die als genuine Produkte der modernen Gesellschaft gesehen werden können.

Was das Leben in Netzwerken kennzeichnet, will ich noch ein wenig erläutern: Das Charakteristische solcher Netzwerke läßt sich am besten anhand von drei Aspekten beschreiben, die ich Pluralisierung, Individualisierung und Gegenseitigkeitsorientierung⁵⁾ nenne.

Pluralisierung bedeutet, daß nicht mehr von der einen gemeinsamen Grundlage ausgegangen werden kann, von der traditionelle Gemeinschaften lebten und der alles andere untergeordnet wird, seien es die Familienbande, die politische Überzeugung oder die religiöse Orientierung. Die Menschen leben heute in einer Vielzahl unterschiedlicher Gemeinschaften, die alle das Leben mitprägen. Die Menschen sind heute Mitglied in mehreren Sportvereinen, anstatt sich ganz einem einzigen Verein zu verschreiben und sich in ihm zu engagieren. Diese Vielzahl von Gemeinschaften bilden das Netzwerk, in dem wir leben. Wie zentral diese Pluralisierung für die sozialen Unterstützungsleistungen des einzelnen heute ist, zeigt eine faszinierende Untersuchung des amerikanischen Soziologen Mark Granovetter, die ich gerne noch ein wenig erläutern möchte.

Granovetter unterscheidet „starke“ und „schwache“ Beziehungen⁶⁾ und weist ihnen jeweils unterschiedliche Funktionen zu. Starke Beziehungen sind die Beziehungen in den Intimgruppen, die traditionell am deutlichsten mit dem Begriff „Gemeinschaft“ verbunden waren. Sie vermitteln vorrangig tiefere Gefühle wie Liebe und Geborgenheit, sie verlangen viel Zeit und sind geprägt durch einen hohen Grad von Verbindlichkeit. Schwache Beziehungen sind im Gegensatz zu starken Beziehungen dadurch gekennzeichnet, daß sie weniger zeitaufwendig und mit weniger emotionalem Engagement verbunden sind. Ihre größte Stärke liegt darin, daß sie eher am Rande eines persönlichen Netzwerks angesiedelt sind und deshalb eine Art Brückenfunktion zu anderen Gemeinschaftskontexten erfüllen können. Über schwache Beziehungen entstehen Einstiegsmöglichkeiten in andere soziale Milieus. Ich selber spiele z. B. Fußball bei der Alt-Herren-Mannschaft des Hauptortes, in dem ich arbeite. Gelegentlich habe ich aber auch schon mit der Mannschaft des Außenortsteils gespielt, in dem ich wohne. Beide Gemeinschaften sind mir wichtig, obwohl die Zeit, die ich mit

ihnen verbringen kann, es nicht rechtfertigen würde, von „starken Beziehungen“ zu sprechen.

Die erwähnte Untersuchung von Mark Granovetter zeigt aber auch, daß die schwachen Beziehungen von besonderer Bedeutung sind, wenn es um soziale Unterstützungsleistungen im Alltag geht: In einer Studie über Leute, die ihren Arbeitsplatz wechselten, stellte sich heraus, daß die meisten von ihnen den neuen Job nicht über Freunde, sondern über lockere Bekannte gefunden hatten. Losere Netzwerke scheinen also für die sozialen Unterstützungsleistungen im Alltag eine größere Rolle zu spielen, als auf den ersten Blick zu vermuten ist. Die durch schwache Beziehungen ermöglichte Pluralisierung eröffnet Zugang zu zahlreichen anderen Gemeinschaften, die ansonsten verschlossen gebliebene Horizonte eröffnen. All diese Überlegungen zeigen: Pluralisierung bedeutet nicht Abbruch von Gemeinschaft, sondern zunächst nur Veränderung von Gemeinschaft.

Der zweite Aspekt, den ich nennen möchte, ist die **Individualisierung**. Individualisierung heißt keineswegs, wie manchmal angenommen, automatisch selbstzentrierter Individualismus. Vielmehr heißt Individualisierung zunächst nur, daß die Menschen heute im Prinzip die Freiheit haben, ihr Leben selbst so zu gestalten, wie sie es wollen, anstatt Rollen und Lebenswege vorgegeben zu bekommen. Das Wort von der Bastelbiographie, erfunden von einem Soziologen, ist fast schon in den allgemeinen Sprachschatz übergegangen und bezeichnet den mit Chancen wie Risiken verbundenen Versuch, sein Leben soweit wie möglich selbst zu gestalten. Das Engagement zahlloser Ehrenamtlicher in Parteien, Kirchen und Vereinen zeigt, daß solche Individualisierung keineswegs in Egoismus und Vereinzelung führen muß. Der in solchem Engagement zum Ausdruck kommende solidarische Gebrauch der Freiheit ist ein lebendiges Zeugnis dafür, daß Individualisierung und Gemeinschaft keineswegs in Gegensatz zueinander stehen müssen.

Als drittes zeichnet sich ein Charakteristikum ab, das ich **Gegenseitigkeitsorientierung** nenne. Der Gesichtspunkt der Gegenseitigkeit tritt als Grundlage für das Engagement in der Gemeinschaft mehr und mehr an die Stelle des Opfergedankens. Auch hier ist Vorsicht angebracht: Gegenseitigkeitsorientierung heißt keineswegs automatisch, daß die Leute heute, ganz am ökonomischen Denken orientiert, nur noch eine Leistung erbringen wollen, wenn sie auch eine vergleichbare Gegenleistung bekommen. Sondern es heißt, daß die Menschen sich für andere engagieren, dies aber nicht mit dem Gefühl tun, sich aufzuopfern und selbst zu verleugnen, sondern mit dem Gefühl und der Erwartung, auch selbst davon zu profitieren. Ehrenamtliche wollen sich heute nicht mehr ausbeuten lassen. Sie wollen sich selbst ernstnehmen, sie wollen mitreden, sie wollen sich fortbilden, in dem, was sie ehrenamtlich tun. Sie wollen als eigenständige Persönlichkeiten geachtet werden und nicht als Hilfsarmee für noch so noble Zwecke mißbraucht werden. Auch für die Gegenseitigkeitsorientierung gilt: sie läßt bestimmte Faktoren der Bindung an die Gemeinschaft, wie etwa die Bereitschaft zur Aufopferung, zurücktreten. Das, was sie aber an die Stelle solcher traditioneller Bindungskräfte setzt, enthält jedenfalls das Potential für eine gelingende Gemeinschaftsbeziehung unter den Bedingungen der Moderne, die ein Ernstnehmen des Individuums mit dem Engagement für die Gemeinschaft verbindet.

Als Ergebnis meiner Beschreibung der Veränderung von Gemeinschaft in der modernen Gesellschaft halte ich fest: **Wenn der Begriff der Gemeinschaft nicht auf**

eine von starken Beziehungen und einem klaren gemeinsamen Nenner geprägte Kleingruppe reduziert wird, sondern mit Hilfe des sozialen Netzwerkgedankens erweitert wird, dann erweist sich die Diagnose vom Verlust der Gemeinschaft in der modernen Gesellschaft als unzulässige Vereinfachung. Vielmehr muß von Liberalisierung von Gemeinschaft gesprochen werden, die Risiken, aber auch Chancen enthält. Das gilt auch für die Zukunft der Menschen in den Sportvereinen. Es kann nicht darum gehen, die Dinge schön zu reden. Aber wenn wir die Zukunft bewältigen wollen, müssen wir zu mehr in der Lage sein als zu der Klage darüber, daß alles nicht mehr so ist, wie es einmal war. Um so wichtiger ist es, die Liberalisierung von Gemeinschaft so zu gestalten, daß nicht Selbstzentriertheit, Leistungskult und Einzelkämpfertum die Oberhand behalten. Hier, davon bin ich überzeugt, können Kirche und Theologie einen wichtigen Beitrag zur Orientierung leisten.

Wie ist die Liberalisierung von Gemeinschaft aus theologisch-ethischer Sicht zu beurteilen? Kann die theologisch-ethische Perspektive helfen, die Liberalisierung von Gemeinschaft so zu gestalten, daß die Chancen genutzt werden?

3. Theologisch-ethische Überlegungen

Im Hinblick auf die Theologie ist ein Blick in die Zukunft nur möglich, indem wir mit einem Rückblick beginnen. Gegenüber dem gefährlichen Potential der Form des Gemeinschaftsverständnisses, die im Nationalsozialismus ihre Spitze gefunden hat, war die christliche Theologie in weiten Teilen keine Quelle kritischer Wachsamkeit. Es ist leider wohl nicht zu gewagt zu sagen, daß aus ihr vielmehr Triebkräfte kamen, die zu diesem Potential maßgeblich beigetragen haben. Klaus Scholder hat die Verführbarkeit von Theologie und Kirche in der Weimarer Republik für den in der nationalsozialistischen Ideologie so zentralen Begriff des „Volkes“ als Ausdruck von Gemeinschaft eindrücklich dargestellt. Insbesondere eine Reihe jüngerer lutherischer Theologen – so Scholder – entdeckte im Verlauf des Ersten Weltkrieges und der Nachkriegszeit diesen Begriff: „Es war eine Entdeckung, die einen Teil dieser Generation offenbar geradezu überwältigt haben muß. Sie fand darin die Überwindung eines Individualismus, dessen sie längst überdrüssig war, weil er ihr eng, klein und kaltherzig erschien. Was der deutsche Protestantismus an Tugenden gleichsam gespeichert hatte, der Wille zur Gemeinschaft und zur Solidarität, zur Hingabe und zum Opfer, das floß nun ganz in den Begriff des Volkes ein.“⁷⁾

Für die Empfänglichkeit gegenüber dieser Gemeinschaftsideologie, die, jedenfalls für heutige Augen, allen Grundsätzen christlicher Ethik diametral zu widersprechen scheint, lassen sich vier Gründe identifizieren: Erstens spielte im christlichen Verständnis von Gemeinschaft immer der Opfergedanke eine besondere Rolle. Gottes Ruf, in die Gemeinschaft zu hören, bedeutete, die eigenen Interessen zurückzustellen und ausschließlich für ein vorgegebenes Ganzes dazusein. Sich für die Gemeinschaft zu opfern, mit Joh 15,13 „sein Leben für seine Freunde zu geben“, war die tief empfundene Motivation vieler Deutscher, die sich freiwillig zum Krieg meldeten. Der zweite Grund, den ich nenne, ist das Fehlen eines positiven Konzeptes der individuellen Person. Die neuzeitliche Betonung der Würde des Menschen und der damit verbundenen Menschenrechte hat in den Kirchen bis weit ins 20. Jahrhundert hinein nur wenig Verwurzelung gefunden. Als dritter Grund ist ein Dualismus zu nennen, der eine auf starke gemeinsame Werte gegründete Gemeinschaft im Inneren gegen

eine äußere Welt setzte, die als diesen Werten feindlich gegenüberstehend empfunden wurde. Die Identität der Gemeinschaft lebte in erster Linie von der Abgrenzung gegenüber der Außenwelt. Der vierte Grund schließlich ist die Tatsache, daß das christliche Konzept von Gemeinschaft auf Homogenität zielte. Es gab darin keinen wirklichen Ort für ein Verständnis von Vielfalt als positiver und produktiver Triebkraft für eine dynamische Fortentwicklung von Gemeinschaft.

Zu all diesen vier Defiziten – der Überbetonung des Opfergedankens, dem Fehlen eines Konzeptes der individuellen Person, dem Dualismus von innen und außen und der Homogenitätsannahme – gab es auch in der christlichen Theologie Gegenkräfte. Sie haben aber keine durchschlagende Wirkung gehabt. So kann es nicht verwundern, daß die Tabuisierung des Gemeinschaftsbegriffs in den Sozialwissenschaften sich auch in einer theologisch-sozialethischen Sprachlosigkeit im Hinblick auf diesen Begriff niedergeschlagen hat. Aber Gemeinschaft bleibt ein für die Theologie zentraler Begriff. Deswegen muß es heute für die Theologie darum gehen, ihr eigenes Verständnis von Gemeinschaft zu modernisieren und ihr eigenes Profil bei seiner Interpretation deutlich zu machen. Daß die Theologie hier etwas zu sagen hat, will ich anhand von jeweils einer These zu den drei Stichworten Pluralisierung, Individualisierung und Gegenseitigkeitsorientierung deutlich machen, mit denen ich die Entwicklung zur modernen Gesellschaft beschrieben habe. Ich kann hier nur Schlaglichter werfen. Aber ich hoffe darauf, daß anhand dieser Schlaglichter das erhellende Potential der biblischen und theologischen Tradition jedenfalls ansatzweise deutlich wird.

Pluralisierung gestalten – so meine erste These – bedeutet aus theologischer Sicht, die produktive Kraft der Vielfalt zu bejahen, ohne in Beliebigkeit abzugleiten. Lassen Sie mich diese These anhand eines Beispiels aus der biblischen Überlieferung erläutern. Die für mich eindrucksvollste biblische Geschichte zum Verständnis eines kraftvollen Pluralismus ist die neutestamentliche Pfingstgeschichte (Apg 2,1-16), mit ihrer alttestamentlichen Basis, der Geist-Verheißung im Buch Joel (Joel 3,1-5).⁸⁾

In Joels Vision, auf die sich dann später die Pfingstgeschichte bezieht, sagt Gott: „Und danach wird es geschehen. Da gieße ich meinen Geist auf alles Fleisch. Eure Söhne und Töchter werden prophezeien, eure alten Menschen werden Träume träumen, eure jungen Menschen Gesichter schauen. Auch über die Knechte und über die Mägde werde ich in jenen Tagen meinen Geist ausgießen...“ (Joel 3,1-2). Diese Verse münden in die Zusage der rettenden Gegenwart Gottes inmitten von Katastrophen (VV 3-5). Zwei Beobachtungen an diesem Text sind wichtig: Erstens fällt auf, daß in Joels Beschreibung bei der Ausgießung des Geistes die Vielfalt der Empfängerinnen und Empfänger des Geistes nicht unterschlagen wird. Der Geist ist ausgegossen auf „alles Fleisch“. Aber nicht eine homogene Masse wird damit bezeichnet, sondern eine Gemeinschaft durchaus verschiedener Menschengruppen mit je verschiedenen Erfahrungen: Alte und Junge, Männer und Frauen, Freie ebenso wie Knechte und Mägde. Zweitens fällt auf, daß die Vision des Joel ein machtvolles Gegenbild zu den gesellschaftlichen Hierarchien zeichnet. Die Tatsache, daß hier als Empfängerinnen des Geistes nicht nur die Männer, sondern auch die Frauen, nicht nur die Freien, sondern auch die Sklaven, nicht nur die Alten, sondern auch die Jungen genannt werden, muß als Plädoyer für eine geistliche Gleichstellung gewertet werden. Insofern läßt sich hier genau die Sensibilität für die Schwachen iden-

tifizieren, die unter dem Stichwort „Option für die Armen“ zu Recht als Grundcharakteristikum der biblischen Überlieferungen überhaupt bezeichnet wird.

Die Pfingstgeschichte fügt nun dieser Sensibilität für Differenzen und der besonderen Sensibilität für die Schwachen noch einen wichtigen Aspekt hinzu: Als der Heilige Geist machtvoll über die Menschen kommt, die sich am Pfingsttag als Gemeinschaft zusammengefunden haben, beginnen sie alle in verschiedenen Sprachen zu reden. Die gottesfürchtigen Juden „aus allen Völkern unter dem Himmel“, die das Geschehen miterleben, sind bestürzt, „denn ein jeder hörte sie in seiner eigenen Sprache reden. Verwundert fragen sie: ‘Sind nicht alle, die da reden, Galiläer? Und wieso hören wir sie ein jeder in unserer eigenen Sprache, in der wir aufgewachsen sind? Parther und Meder und Elamiter und die, die in Mesopotamien wohnen...’“ Der biblische Text nennt zahlreiche weitere ethnische und kulturelle Gruppen und fährt dann fort: „...wir hören sie in unseren Sprachen die großen Taten Gottes verkündigen.“ Die, die das miterlebten, sind außer sich und sagen: „Was soll das bedeuten?“ (Apg 2,1-13).

In der dann folgenden Pfingstpredigt interpretiert Petrus das Geschehen im Lichte der Joel-Verheißung und stellt damit einen expliziten Zusammenhang zu der darin enthaltenen Pluralismus-Vision her. Das Element, das in der Pfingstgeschichte in eindrucksvoller Deutlichkeit hinzukommt, ist die Kommunikation in der Differenz. Gegenseitiges Verstehen ist hier ja nicht dadurch ermöglicht, daß Differenzen zwischen den einzelnen Gliedern der Gemeinschaft in irgendeine homogene Gemeinschaftsidentität hinein aufgelöst werden. Jede ethnische und kulturelle Gemeinschaft behält ihre eigene Identität, ihre eigene Tradition, sogar ihre eigene Sprache. Die Fremdheit zwischen den Verschiedenen – das ist die Quintessenz dieser Vision – wird nicht aufgehoben, und dennoch verstehen sie sich. Die Besonderheit der verschiedenen Gemeinschaften führt nicht zu Isolation, sondern zu Kommunikation.

Ich fasse zusammen: **Pluralisierung heißt aus theologischer Sicht nicht ein Hohes Lied der Beliebigkeit, sondern es bedeutet ein Eintreten für das Geltenlassen von Unterschieden, das getragen ist vom Engagement für die Schwachen und von dem Willen zu Kommunikation und wechselseitigem Austausch.**

Ich komme zu meiner These zum zweiten Stichwort: Individualisierung gestalten. Die Gestaltung des Individualisierungsprozesses hängt entscheidend davon ab, wie die Individuen mit ihrer neugewonnenen Freiheit umgehen. **Aus der Sicht theologischer Ethik – so meine zweite These – verfehlt Freiheit ihren eigentlichen Sinn, wenn sie als selbstzentrierte Freiheit verstanden wird. Freiheit ist „kommunikative Freiheit“, also die Ermöglichung von Beziehung und Gemeinschaft.**

Freiheit und Mitmenschlichkeit dürfen nicht gegeneinander ausgespielt werden, sondern sie müssen als wechselseitige Interpretamente verstanden werden. Nichts macht dieses spezifische reformatorische Profil des Freiheitsverständnisses deutlicher als die zu Recht immer wieder zitierten beiden Sätze, die Martin Luther seiner Schrift „Von der Freiheit eines Christenmenschen“ vorangestellt hat: „Ein Christenmensch ist ein freier Herr über alle Dinge und niemandem untertan. Ein Christenmensch ist ein dienstbarer Knecht aller Dinge und jedermann untertan.“ In einer Zeit, in der so häufig wie nie zuvor die Frage danach gestellt wird, aus welchen Quellen sich eigentlich heute noch sozialer Zusammenhalt speisen könne, ist diese nun 477 Jahre alte These unerwartet modern. Sie ermöglicht nämlich eine zukunftsweisende

Perspektive auf den Prozeß der Liberalisierung von Gemeinschaft, den ich als Charakteristikum des Übergangs zur modernen Gesellschaft identifiziert habe. „Ein Christenmensch ist ein freier Herr aller Dinge und niemandem untertan“ – das heißt doch, daß wir die modernen Freiheiten, die Möglichkeiten, unser Leben selbst zu gestalten, von unserem Glauben her zutiefst bejahen dürfen, daß wir allem Rückfall in Autoritätsgläubigkeit, Hierarchiedenken oder auch starren Rollenverständnissen entgegentreten und „Ja“ zu unserer eigenen Individualität sagen dürfen. Und es heißt gleichzeitig: Wir schneiden uns den Ast ab, auf dem wir sitzen, wenn wir meinen, diese Individualität gegen andere anstatt mit anderen entwickeln zu können. „Ein Christenmensch ist ein dienstbarer Knecht aller Dinge und jedermann untertan“ – das heißt, übersetzt in heutiges Deutsch: Es gibt keine bessere Art, sich selbst zu verwirklichen und die gewonnene Freiheit in ein erfülltes Leben münden zu lassen, als das Engagement für die Gemeinschaft. Freiheit führt nur dann nicht zu innerer Leere oder sozialer Verarmung, wenn sie als kommunikative Freiheit verstanden wird, wenn sie die vielfältige Kommunikation mit anderen als Produktivkraft für die eigene Lebensgestaltung versteht und erfährt.

Dieses Verständnis der in der Reformation so eindrucksvoll beschriebenen und gelebten Freiheit eines Christenmenschen führt zu meiner These zum dritten Stichwort: Gegenseitigkeit wahrnehmen und gestalten. Gegenseitigkeit als Ausdruck christlicher Ethik zu verstehen, ist ungewöhnlich. Christliches Engagement für die Gemeinschaft ist traditionell immer mit den Begriffen „Aufopferung“ oder „Selbstlosigkeit“ verbunden worden. Insbesondere die feministische Theologie hat uns indessen die Augen dafür geöffnet, daß diese Begriffe keineswegs nur positiv besetzt sind. Daß Gegenseitigkeit, wenn sie richtig verstanden wird, für die christliche Ethik eine geradezu zentrale Bedeutung hat, wird aber vor allem deutlich, wenn wir uns das biblische Liebesgebot einmal etwas näher anschauen. Daß es in der dort ins Auge gefaßten Beziehung nicht vorrangig um ein Aufopfern unter Absehung vom eigenen Selbst geht, sagt schon der schlichte Wortlaut: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst. Diese Beobachtung findet aber zusätzliche Bestätigung, wenn wir die außerordentlich enge Beziehung zwischen dem Liebesgebot und einem anderen biblischen Text wahrnehmen: der sogenannten „Goldenen Regel“ aus der Bergpredigt. „Alles, was ihr wollt, daß die Leute euch tun sollen, das tut ihnen auch. Das ist das Gesetz und die Propheten.“ Es ist zunächst schon bemerkenswert, daß Jesus einer auch für Nicht-Christen durchaus nachvollziehbaren Gegenseitigkeitsregel wie der Goldenen Regel eine so zentrale Bedeutung zumißt, daß er sie als „das Gesetz und die Propheten“, als Zusammenfassung aller Ethik, bezeichnet. Bemerkenswert ist aber auch noch ein anderes: Nur einer anderen neutestamentlichen Tradition wird die Ehre zuteil, als „das Gesetz und die Propheten“ bezeichnet und damit als inhaltliche Summe der Ethik Jesu besonders herausgehoben zu werden: eben dem Doppelgebot der Liebe (Mt 22, 37-40). Liebe deinen Nächsten wie dich selbst, das ist ein Gebot, das zwar auch Einseitigkeit bedeuten kann, für das Einseitigkeit und Opfer aber kein Selbstzweck sind, sondern im Horizont von Gegenseitigkeit stehen. Ich ziehe aus diesen – in aller Bruchstückhaftigkeit dargestellten – Beobachtungen den Schluß: **Engagement für die Gemeinschaft bedeutet aus der Sicht christlicher Ethik nicht vorrangig Aufopferung und Selbstverleugnung, sondern es bedeutet Engagement in Beziehungen, die auf Gegenseitigkeit angelegt sind. Ökonomisches Nutzendenken, das für jede Leistung nur die Gegenleistung im Sinn hat, verfehlt solche Beziehungen. Denn nicht die gegenseitige Bereicherung steht dabei im Mittelpunkt, sondern allein der persönliche Nutzen. Christ-**

licher Glaube öffnet demgegenüber die Augen für den Wert zweckfreier wechselseitiger Beziehungen.

Es ist hoffentlich ansatzweise deutlich geworden, warum aus der Sicht christlicher Ethik Pluralisierung, Individualisierung und Gegenseitigkeitsorientierung bejaht und gestaltet werden können. Was bedeutet das alles aber nun für die Zukunft der Menschen in den Vereinen?

4. Gemeinschaft in den Vereinen der Zukunft – zehn Thesen

1. Ausgehend von meiner Gesamtdiagnose zur Entwicklung von Gemeinschaft in der modernen Gesellschaft sage ich zunächst etwas Grundsätzliches, über das wir uns vielleicht ohnehin einig sind: **Die Liberalisierung von Gemeinschaft in der modernen Gesellschaft mit all ihren Konsequenzen, auch für die Menschen in den Sportvereinen, darf nicht nur als Bedrohung traditioneller Strukturen gesehen werden. In ihr stecken neben Risiken auch viele neue Chancen für die Sportvereine.** Es ließen sich zahllose Beispiele dafür anführen, wie Sportvereine diese Chancen heute schon nutzen. Ich verstehe diese ganze Tagung als Versuch, an dieser Herausforderung zu arbeiten.

2. **Gemeinschaft in den Sportvereinen steht heute, stärker als früher, in Wechselwirkung mit den anderen Orten in der Gesellschaft, in denen Gemeinschaft gelebt wird, so etwa mit der Familie.** Diese These läßt sich an den veränderten Rollenerwartungen im Verhältnis von Männern und Frauen verdeutlichen. Das Engagement der Männer in den Sportvereinen ist in der Vergangenheit, manchmal auch bis heute, häufig auf Kosten der Familien und insbesondere der Frauen gegangen, die in der Männergesellschaft der Stammtische keinen Platz hatten und auf ihre Männer auch noch am Wochenende verzichten mußten. Wie sehr Frauen von sportlich aktiven Männern darunter gelitten haben, begegnet mir in meiner Arbeit bis in die Seelsorge hinein. Die zu bejahende Gegenseitigkeit in Partnerschaft und Familie hat also auch Auswirkungen für die Sportvereine. In den Vereinen, insbesondere dort, wo es um Mannschaftssport geht, muß akzeptiert werden, daß Spieler nicht nur aus beruflichen, sondern auch aus familiären Gründen nicht für alle Aktivitäten zur Verfügung stehen. Aber auch so einfache Dinge wie Spielgeräte am Sportplatz können die Familienfreundlichkeit der Sportvereine fördern.

3. **In der Pluralisierung der Lebensstile und Lebensentwürfe steckt ein großes Bereicherungspotential für die Vereine. Die Verbindlichkeit der Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gemeinschaft nimmt zwar ab. Daß die Menschen, die sich heute in den Sportvereinen begegnen, unterschiedliche Erfahrungshintergründe mitbringen, muß aber auch als Ressource für Gemeinschaft gesehen werden, die in ihrer Dynamik nicht unterschätzt werden sollte.** Sportvereine können zu einer wesentlichen Quelle sozialen Zusammenhalts in der Gesellschaft werden, wenn sie soziale Milieubildung überwinden, wenn sie sich offen nach außen darstellen und Cliquenbildung eher hemmen als fördern.⁹⁾

4. **Ob die Sportvereine Zukunft haben, wird sich nicht zuletzt daran zeigen, ob sie fähig sind zur Vernetzung und zur Kommunikation nach außen.** Nicht jeder Verein muß das Gleiche anbieten wie der Nachbarverein. Aufgabenteilung und Zusammenarbeit sind eine konkrete Form von Gemeinschaft in der modernen Gesell-

schaft, die Binnenorientierung überwindet und die Kontakte nach außen zu einer wesentlichen Dimension der Gemeinschaft nach innen macht.

5. Unter den Bedingungen der Liberalisierung von Gemeinschaft muß jeder sein Leben selbst gestalten. Aber nicht jeder ist dazu in der Lage. Die kommunikativ weniger Begabten, die beruflich weniger Erfolgreichen, die Arbeitslosen oder von Armut Betroffenen sind so etwas wie Liberalisierungsverlierer, weil sie es schwerer haben, Gemeinschaft zu finden. Hier haben die Vereine eine immer wichtiger werdende Funktion, nicht nur weil sie Sport erschwinglich halten, sondern auch, weil sie eine an vielen Orten noch immer vitale Verwurzelung in ihrem Dorf oder Stadtteil haben. **Die Vereine müssen Orte sein, in denen nicht nur die Liberalisierungsgewinner, sondern auch die Liberalisierungsverlierer eine Heimat finden. Das ist vielleicht ihr herausstechendstes Qualitätsmerkmal im Wettbewerb mit Fitnesscentern, Funsportstätten und Schönheitsstudios.**

6. In einer Gesellschaft, die von hartem Wettbewerb geprägt ist, ist es genau die falsche Strategie, wenn Vereine die sonst vorherrschende Orientierung am Wettbewerb zu verdoppeln versuchen. **In den Vereinen der Zukunft darf nicht die Orientierung an Höchstleistungen im Mittelpunkt stehen, sondern die Freude am Körper und die Freude an der Gemeinschaft. Die Authentizität der Vereine liegt nicht in einer Existenz als Reproduktionsanstalt für den Spitzensport, sondern sie liegt in der Förderung der Gemeinschaft von Starken und Schwachen im Vereinsalltag.** Vieles spricht dafür, daß diese Dimension des Lebens in den Sportvereinen eine der wesentlichen Ressourcen für die Zukunft ist. Als ein Beispiel nenne ich die Integration des Behindertensports ins Vereinsleben.

7. **Das Selbstverständnis der Sportvereine muß ihre Bedeutung für Politik und Gesellschaft miteinschließen. Politisches Bewußtsein in den Vereinen darf sich nicht auf das Ringen um Zuschüsse für den neuen Sportplatz erschöpfen. Gemeinschaft im Sport ist Modell für das Zusammenleben der Menschen und schließt auch politische Dimensionen mit ein.** Überregionale oder internationale Partnerschaften und Begegnungen können deutlich machen, daß der Bezugshorizont von Gemeinschaft im Sport keine Grenzen kennt. Jedes gelungene Zusammenleben in den Sportvereinen über verschiedene Kulturen und Religionen hinweg ist ein aktives Signal gegen Rassismus und Ausländerfeindlichkeit.

8. **Der Sportverein ist ein Zukunftsmodell, weil er ein vitaler Akteur in der Zivilgesellschaft ist, also ein Bindeglied zwischen dem Raum des Privaten auf der einen Seite und dem Raum des Staates auf der anderen Seite ist.** Nach wie vor sind die Sportvereine ein Ort, an dem im Hinblick auf ehrenamtliches Engagement Spitzenleistungen erbracht werden. Die Klage über den Rückgang der Freiwilligenarbeit im Verein – so hat Michael Krüger im Lexikon der Ethik im Sport zu Recht festgestellt – ist vor allem darin begründet, daß das Wachstum ehrenamtlichen Engagements in Vereinen und Verbänden nicht mit dem Wachstum des Sports Schritt halten konnte. Es ist berechnet worden, daß die in den Vereinen von ca. 2,5 Mio. Menschen geleistete ehrenamtliche Arbeit einem Geldwert von 5,5 Milliarden DM entspricht.¹⁰⁾ Wichtiger als dieses ökonomische Kapital aber ist das soziale Kapital, das auf diese Weise in die Gesellschaft eingebracht wird.

9. Eine Gesellschaft, deren Zeitabläufe und Rhythmen zunehmend disparat werden, ist um so mehr auf soziale Schutzräume angewiesen, die ein Minimum an gemein-

samer Zeit sicherstellen. Solche arbeitsfreie Zeiträume, die Hermann Barth einmal „Soziotope“ genannt hat, müssen gesetzlich geschützt bleiben. Gemeinschaftsaktivitäten wie Sport, insbesondere der Mannschaftssport, brauchen das freie Wochenende, jedenfalls aber den freien Sonntag. **Es ist an der Zeit, daß der Deutsche Sportbund und die Vereine vor Ort ein kraftvolles Bündnis mit Kirchen und Gewerkschaften schmieden, das der schleichenden Aushöhlung des Sonntags entschiedenen Widerstand entgegensetzt.** Ich bin glücklich, daß das Präsidium des Deutschen Sportbundes am 3. September 1999 hier ein klares Wort gesagt hat und sich damit an die Seite der Kirchen stellt, die fast genau zur gleichen Zeit ihre gemeinsame Erklärung „Menschen brauchen den Sonntag“ der Öffentlichkeit vorgestellt haben.¹¹⁾

10. In den Sportvereinen der Zukunft gilt es, die Freude an den von Gott gegebenen Gaben wachzuhalten. **Sport treiben ist vielleicht eine der kraftvollsten Quellen für eine Erfahrung, die der Psalm 103 so zum Ausdruck gebracht hat: „Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes getan hat.“**

Anmerkungen:

- 1) Heinemann, K./Schubert, M.: Der Sportverein. Ergebnisse einer repräsentativen Untersuchung, Schorndorf 1994, 13.
- 2) Ich nehme dabei an vielen Punkten Gedanken aus meinem Buch zu dieser Thematik auf und verzichte deswegen hier in der Regel auf Fußnoten. Die Belege können genauer nachgelesen werden in: Bedford-Strohm, H.: Gemeinschaft aus kommunikativer Freiheit. Sozialer Zusammenhang in der modernen Gesellschaft. Ein theologischer Beitrag, Gütersloh 1999.
- 3) Joas, H.: Gemeinschaft und Demokratie in den USA. Die vergessene Vorgeschichte der Kommunitarismus-Diskussion. In: M. Brumlik/H. (Hrsg.), Gemeinschaft und Gerechtigkeit, Frankfurt 1993, 49-62 (50).
- 4) Hirschmann, A. in Bergedorfer Gesprächskreis: Wieviel Gemeinsinn braucht die liberale Gesellschaft? Protokoll -Nr. 100, Hamburg 1993, 19.
- 5) Ich zitiere hier den Begriffs „Gegenseitigkeit“ dem aus der Soziologie stammenden Begriff der „Reziprozität“ vor.
- 6) Granovetter, M.: The strength of weak ties. A network theory revisited, in: American Journal of Sociology 78 (1973), 1360-1380 (1361).
- 7) Scholder, K.: Die Kirchen und das Dritte Reich, Bd. 1: Vorgeschichte und Zeit der Illusionen 1918-1934, Frankfurt/Berlin 1986, 125.
- 8) Siehe zum Folgenden Welker, M.: Gottes Geist. Theologie des Heiligen Geistes, Neukirchen-Vluyn 1992, 143-153 und 214-223.
- 9) Wie wichtig dieser Aspekt für die Zukunft der Vereine ist, unterstreicht auch die schon erwähnte repräsentative Untersuchung von Klaus Heinemann und Manfred Schubert über den Sportverein: „Üblicherweise wurden die umfangreichen staatli-

chen Unterstützungen des Sports durch den gemeinnützigen Auftrag des Sports und durch seine sozialen Funktionen gerechtfertigt – seine besonderen Leistungen für die Betreuung der Jugendlichen, die soziale Integration aller Bevölkerungsschichten, die Sicherung eines Sportangebots in der Tradition der Turn- und Sportbewegung in einer Form, wie dies weder durch den Markt noch durch den Staat gewährleistet werden kann. Aber unsere Daten lassen vermuten, daß diese sozialen Funktionen zunehmend weniger erfüllt werden – durch die Zunahme der Erwachsenen in den Vereinen, durch eine Weiterentwicklung des Sportangebotes in eine Richtung, die wir auch bei den kommerziellen Anbietern finden, durch eine Tendenz der Schließung und Segregation in den Vereinen. Es muß vor allem angesichts massiver Kürzungen in den öffentlichen Haushalten zur Rechtfertigung und zur weiteren Durchsetzung staatlicher Erhaltungssubventionen eine der vornehmlichen Aufgaben der Verbände sein, das Besondere der Sportvereine und ihrer Leistungen herauszustellen. Politische Einflußnahme wird in Zukunft nicht mehr allein ausreichend sein, um den Subventionsbestand zu sichern“ (Heinemann, K./Schubert, M.: Der Sportverein. Ergebnisse einer repräsentativen Untersuchung, Schorndorf 1994, 3374 f.).

¹⁰⁾ M. Krüber, Art. Ehrenamt/Ehrenamtlichkeit. In: Lexikon der Ethik im Sport (hrsg. v. O. Gruppe und Mieth, D.), Schorndorf 1998, 105-108 (107).

¹¹⁾ Menschen brauchen den Sonntag. Gemeinsame Erklärung des Rats der EKD und der Deutschen Bischofskonferenz, Hannover 1999.

GRUSSBOTSCHAFT DES DEUTSCHEN SPORTBUNDES

Manfred v. Richthofen

„Zweimal 40 und einmal gemeinsam 10“ – in diese nüchterne Zahlenreihe wird die mittlerweile 50jährige deutsche Geschichte in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts gefasst. Gewaltige Veränderungen von weltpolitischer Dimension liegen hinter uns, wenn wir an die Ost-West-Machtblöcke und die Spaltung Deutschlands denken, an die Errichtung der Mauer in Berlin 1961 und ihren Fall 1989. Und wenn wir die letzten zehn Jahre Revue passieren lassen, dann haben die Umwälzungen eine neue Dimension erreicht. Der deutschen Vereinigung folgte eine beispiellose Aufbauleistung in den neuen Bundesländern. Und die Herausforderungen werden nicht geringer!

Sie beleuchten bei dieser Tagung hier in Bad Boll das Thema aus dem Blickwinkel des Sports und wollen dabei auch Zukunftsperspektiven diskutieren. Ich will gerne ein paar einleitende Anmerkungen dazu machen.

Wie gravierend gerade auch die Sportentwicklungen von den gesellschaftspolitischen Veränderungen beeinflusst waren, zeigt ein Blick in unsere Statistiken. Die erste quantitative Berücksichtigung der Sportvereine aus den neuen Bundesländern fand in unseren Bestandserhebungen 1990 statt: Etwas mehr als zwei Millionen Mitglieder in 6.818 Sportvereinen wurden uns damals gemeldet. Doch inzwischen wissen wir, daß diese Gesamtmitgliederzahl weit überhöht war. Sie ist bis heute nicht erreicht. Allerdings müssen wir berücksichtigen, daß die Umstellung etwa von Betriebssportgemeinschaften auf freiwillige Sportvereinigungen, die sich auf den Grundlagen von Ehrenamtlichkeit und Selbstfinanzierung zusammenfinden, in diesen Aufbruchjahren nicht so einfach war. Heute sind die Zahlen realistisch und nachprüfbar, und trotzdem können die Landessportbünde aus den neuen Ländern Jahr für Jahr Steigerungsraten vermelden. Die wiederum zeigen, daß das Engagement in Vereinen stetig zunimmt. 1,6 Millionen Menschen waren laut Bestandserhebung 1998 im organisierten Sport in Ostdeutschland gemeldet – nun aber bereits in 13.021 Sportvereinen. Ehrliche Zahlen, die keineswegs einen Rückschritt, sondern tatsächliche Aufbruchstimmung signalisieren. Ohne Zweifel ist den Landessportbünden und den Landesfachverbänden in den neuen Ländern seit ihrem Bestehen großes und erfolgreiches Engagement zu attestieren. Ihnen für ihre Arbeit und gesellschaftliche Aufbauleistung zu danken, ist nur die eine Seite der Medaille. Die andere ist, ihnen zu versichern, daß sie weiterhin auf die notwendige Unterstützung durch die Sportverbände in den alten Bundesländern setzen und auch die Hilfe des Deutschen Sportbundes als selbstverständlich betrachten können.

An der Schwelle zum 3. Jahrtausend werden uns also – um auf das Tagungsthema zu verweisen – die Verpflichtungen und Chancen der deutschen Vereinigung noch eine geraume Zeit herausfordern und in Atem halten. 1994 wurde hier in Bad Boll eine Tagung zum „Standort des deutschen Sports fünf Jahre nach der Wende“ durchgeführt. Damals hieß das Resümee in der Überschrift: „Bund muss Goldenen Plan anschieben“.

Heute möchte ich gern noch einmal zehn Jahre zurückblenden: In der Stunde Null haben wir alle mit großen Problemen gerechnet. Daß ausgerechnet im Lande des „Sportweltmeisters“ DDR die Sportstätten nicht auf der Haben-Seite verbucht werden konnten, war jedoch schon überraschend. Der Goldene Plan Ost war die schnelle und kompetente Antwort des Deutschen Sportbundes und der ihn unterstützenden Experten auf diese Situation. Viel Geld und viel Engagement haben seitdem die Situation ohne Zweifel verbessert. Aber gemessen an der großen Aufgabe und den Zielen unseres auf 15 Jahre und damit realistisch angelegten Programms müssen wir heute feststellen, daß das Tempo viel zu langsam ist, daß wertvolle Zeit für eine zügige Angleichung zwischen West und Ost verloren gegangen ist. Gerade in den ärmeren Gegenden und in den zahlungsunfähigen Kommunen treten die Defizite am deutlichsten zu Tage. Fachleute der Länder haben Anfang dieses Jahres geschätzt, daß erst zirka 10 Prozent des Goldenen Plans Ost abgearbeitet sind: ein Jahr vor der Halbzeit erst 10 Prozent! Die Lage ist durch eine unsichere Statistik leider nicht ganz transparent. Es gibt viele unterschiedliche Geldquellen: Bund, Länder, Kommunen, Europa, Vereine, private Investoren. Gesamtsummen, die das Erreichte auf Heller und Pfennig belegen, sind nicht zu ermitteln. Was ich aber auch aus eigener Anschauung weiß – schließlich habe ich in diesem Jahr alle neuen Länder bereist –, ist, daß noch sehr viel zu tun bleibt. Wir begrüßen es, daß der Bund endlich einen eigenen Haushaltstitel für den Goldenen Plan Ost eingerichtet hat. Das Hickhack um die finanzielle Ausstattung dieses Titels ist jedoch ausgesprochen ärgerlich, schafft Verunsicherung und fördert eine zögerliche Haltung bei den Ländern. Hier will ich noch einmal mit Nachdruck feststellen, daß eine deutliche Beschleunigung des Tempos notwendig ist. Alles andere verschiebt die Angleichung der Lebensverhältnisse, was den Sport angeht, auf unverantwortliche Weise in die ferne Zukunft.

Auch viele der anderen Fragen, die 1994 hier in Bad Boll diskutiert wurden, sind weiterhin von großer Aktualität. Beispielsweise die Aufnahme des Sports als Staatsziel in alle Landesverfassungen und die Sicherung der Sportförderung als kommunale Pflichtaufgabe. Beides steht ebenfalls als Forderung in der damaligen Erklärungen. Ein Thema war auch das Bemühen um einen eigenen Artikel in der Europäischen Verfassung. Wir sind zwar auf all diesen Gebieten wesentlich weiter als damals, aber noch längst nicht am Ziel. Die Diskussion um die Subsidiarität sowie die Grundsätze der öffentlichen Sportförderung im nationalen wie im europäischen Kontext dürfte künftig eine der zentralen Aufgaben der Sportbewegung sein. Denn es wird immer deutlicher, welche Konsequenzen auf die Sportvereine und Sportverbände zukommen, wenn unsere Arbeit vordergründig unter wirtschaftlichen Gesichtspunkten eingestuft wird. Die Vereine und Verbände des organisierten Sports sind aber gerade deshalb gemeinnützig, weil sie sich selbstlos engagieren und damit geradezu vorbildlich für das Wohl unserer Gesellschaft einsetzen. Obwohl jeder, der unsere Arbeit kritisch beleuchten möchte, diese Grundsätze überprüfen kann, und obgleich wir dies immer wieder betonen, besteht ein erheblicher Druck. Es ist deshalb auf unseren Antrag hin ein Forschungsprojekt vom Bundesinstitut für Sportwissenschaft auf den Weg gebracht worden, das die sozialen Leistungen und die Gemeinwohlorientierung der Sportvereine untersuchen soll. Professor Rittner in Köln hat dieses Vorhaben übernommen.

Kürzlich bin ich nach Göttingen eingeladen worden, um in einem Kolloquium die Frage zu beantworten, ob der Sport noch richtig organisiert sei. Ich habe die Antwort gegeben, daß die Sportbewegung längst ein gesellschaftspolitischer Faktor ist und daß ihre Repräsentanten zu politischen Akteuren wurden, die auf unterschiedliche

Anforderungen differenziert reagieren. Meiner Meinung nach ist der Sport vor allem deshalb noch immer richtig organisiert, weil die Menschen, die sich in Vereinen zusammenschließen, dies so wollen. Der Sportverein ist weder ein „alter Hut“ noch grundsätzlich aus der Mode. Er ist auch heute noch Ausdruck der Möglichkeit, Sport zu treiben und zugleich Kristallisationspunkt der Bereitschaft, ihn gemeinsam zu organisieren. Verbände und Dachorganisationen haben dabei vor allem den Auftrag, die Interessenvertretung wahrzunehmen und die Dienstleistungen dafür zu erbringen, daß Aktivitäten in Sportvereinen möglich bleiben. Immer wieder gilt es, die grundsätzlichen Unterschiede zwischen gemeinnützigen Sportvereinen einerseits und kommerziellen Unternehmen andererseits auf der Tagesordnung zu halten und in praktische Politik umzusetzen. An der Zukunft des organisierten Sports gibt es für mich schon deshalb keine Zweifel, weil seine soziale und gesamtgesellschaftliche Bedeutung in den nächsten Jahren und Jahrzehnten noch zunehmen wird. Alle großen gesellschaftlichen Veränderungsprozesse dürften in unterschiedlicher Weise vom Sport tangiert werden und damit auch seine Kompetenz zur Steigerung und Sicherung von Lebensqualität einfordern.

Wir setzen künftig verstärkt auf die Kooperation mit den anderen großen gesellschaftlichen Gruppierungen. Vertrauensvolle Zusammenarbeit im Sinne des Gemeinwohls heißt die Devise. Und da dürften sich die Plattformen gemeinsamer Anliegen und Interessen in den kommenden Jahren stark erweitern.

An dieser Stelle ist den Kirchen herzlich Dank zu sagen für ihre kritische Wegbegleitung in den vergangenen 50 Jahren sowie für vielfältige Beziehungen, die in all den Jahren über die Verbände hinaus bis zu unserer Vereinsbasis Wirkung erzielten. Diese Partnerschaft hat also Tradition, und sie wird immer wieder neu belebt. Die Spitzengespräche mit den Bischöfen der Evangelischen und der Katholischen Kirche sind ein herausragendes Merkmal dieses langjährigen vertrauensvollen Miteinanders.

Schließlich möchte ich auch noch etwas zu Bad Boll sagen.

Wir wissen – es sind immer wieder die Menschen, die etwas in Gang setzen und in Bewegung halten. Ein Glücksfall für uns im Deutschen Sportbund ist in diesem Zusammenhang Klaus Strittmatter. Er hat nicht nur auf der Dachverbandsebene das Thema Kirche und Sport verlässlich und regelmäßig in die Arbeit eingebracht, sondern eben auch zahlreiche wichtige Fragestellungen mit nach Bad Boll genommen. In eigenen Seminaren konnte er sie vertiefen und dann die Resultate dieses Nachfassens und häufigen Vordenkens wieder ins Verbandsgeschehen zurücktragen. Viele unserer Schulsport-, Breitensport-, Jugend- und Leistungssportthemen haben so Bad Boll durchlaufen. Ebenso viele sportpolitische Stellungnahmen haben in unterschiedlichen Phasen den Stempel von Bad Boll aufgedrückt bekommen. Und der ist im Laufe der Jahre zweifellos zu einer Güte-Marke geworden. Was hier auch immer initiiert, angestoßen und zum Abschluß gebracht wurde, lieber Herr Strittmatter, hat den Sportorganisationen geholfen. Herzlichen Dank dafür!

Die Evangelische Akademie Bad Boll hat vor 50 Jahren ihre erste Tagung zwischen Kirche und Sport erlebt und damit Pionierdienste geleistet. Damals war es der Wunsch der Kirche an die Sportverbände, den Sonntag frei für die Familie zu halten und sportliche Aktivitäten anders einzuplanen. Ich meine, daß wir den damals angestrebten Ausgleich – auch zwischen Gottesdiensten und Sportveranstaltungen –

grundsätzlich erreicht haben. Heute geht der gemeinsame Kampf darum, den Sonntag im erweiterten Sinne als „ein Kulturgut“ zu erhalten, das von wirtschaftlichen Begehrlichkeiten frei bleibt. Die Kirchen finden den Sport auch in dieser Problematik an ihrer Seite. Daß dabei ebenfalls ein Schulterschluss mit den Gewerkschaften vorgenommen wird, ist ein weiterer Hinweis auf die gesamtgesellschaftlichen Vernetzungen, die in Zukunft unsere Arbeit begleiten und unsere Aufgabenstellungen beeinflussen werden. Verstärktes Zusammenrücken ist gefordert, wenn in unserer Gesellschaft der Gemeinsinn bedroht ist. Die Leitbilddiskussion, die wir im Deutschen Sportbund unter dem Vorsitz von Sylvia Schenk derzeit engagiert führen, wird uns helfen, unsere zeitgemäße Position am Beginn des 3. Jahrtausends zu formulieren und zu finden. Auch diese Tagung dürfte uns in guter Tradition und in bewährter Weise Anstöße dazu liefern. In diesem Sinne wünsche ich gutes Gelingen.

LEITBILD 2010: WOHIN GEHT DER ORGANISIERTE SPORT?

Sylvia Schenk

I. Einleitung

Im Januar 1999 wurde vom Präsidium des Deutschen Sportbundes eine Leitbildkommission eingesetzt mit dem Ziel, für die Diskussion beim DSB-Bundestag im Dezember 2000 einen Leitbildentwurf vorzulegen. Das Leitbild soll zum 50jährigen Jubiläum des DSB auf der Grundlage einer Standortbestimmung Ausblick geben für die Entwicklung des Sports im neuen Jahrtausend. Im Vordergrund steht die Frage nach den Gestaltungschancen von Vereinen und Verbänden, ihren Verantwortlichkeiten für die künftige gesellschaftliche Entwicklung, deshalb auch dieses Thema: Wohin geht – nicht wohin treibt – der organisierte Sport?

In einer Zeit des Umbruchs und des gesellschaftlichen Wandels kommt es darauf an, sich bietende Chancen für die Entwicklung des Sports wahrzunehmen, statt erschreckt auf die Risiken zu starren, die für die Zukunft zu erkennen sind. Wer sich von Risiken schrecken läßt, hat schon verloren. Wenn es darum geht, die Zukunft zu gewinnen, sollte daher eine altbekannte Weisheit im Blick behalten werden: „Wer nicht weiß, wo er hin will, darf sich nicht wundern, wenn er ganz woanders ankommt!“

Also: Wo kommen wir her – wo stehen wir – wo wollen wir hin? Und: Wer sind wir überhaupt? Diese Frage ist sicherlich als erste zu klären:

Der „organisierte Sport“ ist ein feststehender Begriff, mit dem innerhalb und außerhalb des DSB und seiner Mitgliedsverbände ständig gearbeitet wird. Dieser Begriff hat lange Zeit genügt, um denjenigen Sport, der von Vereinen und Verbänden angeboten wird, von dem Rest des Sportes in unserem Land abzugrenzen. In den 50er und 60er Jahren gab es eben den – in Vereinen und Verbänden – organisierten Sport und daneben allenfalls den individuell betriebenen Sport, z. B. einen Schwimmbadbesuch, sportliches Spielen der Kinder oder ein Federballmatch der Eltern im Garten. Das hat sich inzwischen rasant geändert – auch kommerzielle Sportangebote, die in manchen Städten bereits einen hohen Prozentsatz der Sportaktivitäten abdecken, sind „organisierter Sport“. Die Spiele der NFL Europe im American Football, ein von Nike oder anderen Firma organisiertes Straßenfußballturnier usw. – alles ist organisierter Sport. Selbst die „Dienstags-Skater“ in Frankfurt, bei denen sich ohne Anmeldung bis zu 7.000 Skatern an den Dienstagabenden im Sommer zu einer Tour durch die Stadt zusammenschließen, sind „organisiert“.

Wir brauchen also eine neue Begrifflichkeit, die Bezeichnung „organisierter Sport“ genügt nicht mehr:

- Nach außen sind klare Abgrenzungen zu anderen Sportanbietern notwendig.
- Nach innen stellt sich die Frage des Selbstverständnisses – ist es wirklich das „organisierte“, was den Sport in Vereinen und Verbänden von anderen unterscheidet?

Für die Leitbildkommission des DSB ist die Aufgabenstellung jedoch klar: Es geht um die Vereine und Verbände im Sport – unter dem Dach des bzw. in Anbindung an den DSB. Und damit rückt die ganze Vielfalt, die sich in rund 86.000 Vereinen ausdrückt, in den Blick. Es gibt eben nicht den Verein, sondern ein breites Spektrum ganz unterschiedlicher Vereinswirklichkeiten. Dementsprechend gilt auch nicht jede Aussage für jeden Verein – um so schwieriger ist es, in einem knappen Leitbild die wesentlichen Teile der Vereinsrealität abzubilden und Perspektiven aufzuzeigen.

Leitbilder werden derzeit von vielen Firmen, Behörden aber auch Vereinen oder Verbänden nicht nur im Sport erarbeitet. Ein Dachverband wie der DSB mit einer so großen, vielfältigen und ausdifferenzierten bundesweiten Organisationsstruktur muß der Art und Weise, wie ein Leitbild erarbeitet wird, besondere Aufmerksamkeit widmen. Weder kann man ein Leitbild von oben verordnen – dann käme nur der aller-kleinste gemeinsame Nenner heraus, statt klarer Aussagen versänken Standortbestimmung und Perspektiven in der Beliebigkeit, noch ist es organisatorisch leistbar, ein Leitbild von unten herauf zu entwickeln – unter Einbeziehung der Basis von 26 Mio. Mitgliedern in rund 86.000 Vereinen. Ein solches Vorhaben würde an der Komplexität und der voraussichtlichen Dauer scheitern.

Die Kommission und das Präsidium des DSB werden deshalb kein fertiges Leitbild, bei dem später nur noch um einzelne Worte gestritten wird, präsentieren nach dem Motto „Friß oder stirb“. Entscheidend kommt es darauf an, durch einzelne Thesen – ggf. verbunden mit daraus abzuleitenden Fragestellungen, die erst noch einer vertieften Bearbeitung in den Mitgliedsorganisationen bedürfen – und die Benennung von Widersprüchen bzw. Diskussionsthemen einen Prozeß zu initiieren, der eine Verständigung ermöglicht über

- Traditionen,
- verbindende Werte und
- gemeinsame Ziele.

Durch eine solche Verständigung kann die Basis geschaffen werden für gemeinsames zielorientiertes Handeln – damit Chancen ergriffen und für den Sport genutzt werden können.

Der hier vorliegende Beitrag skizziert die bisherige Diskussion in der Leitbildkommission.

II. Ausgangssituation

1. Rückblick

Im Jahr 2000 wird der Deutsche Sportbund 50 Jahre alt. Dieses Datum steht für die Geschichte der Sportorganisationen nach dem Zusammenbruch 1945 – in Ost und West. Dies ist unabhängig davon zu sehen, daß einzelne Vereine/Verbände bereits eine mehr als 150jährige Geschichte aufweisen. Wenn wir uns am Anfang des neunten Jahrtausends im DSB über unseren Standort und zukünftige Perspektiven verständigen, dann gilt es vor allem diese letzten 50 Jahre zu betrachten. Dabei können wir mit Stolz auf eine Erfolgsgeschichte zurückblicken.

An der Entwicklung der Bundesrepublik Deutschland ab 1949 haben Sportvereine und -verbände einen wesentlichen Anteil. Dies gilt sowohl für die Mitgestaltung der Infrastruktur – der Anstoß zum Goldenen Plan in den 50er Jahren kam aus den Sportorganisationen! – als auch für den Aufbau und die Stabilisierung der Demokratie in der jungen Republik. Die demokratische Struktur der Vereine und Verbände war ein wichtiges Element für die notwendige Demokratisierung der Gesellschaft. Nicht zu vergessen ist auch die Rolle des Sports für die Identität und das Selbstwertgefühl der Deutschen, insbesondere in den Anfangsjahren auch für die Wiederaufnahme in die internationale Gemeinschaft.

Die ersten internationalen Sportkontakte nach dem Krieg, die Teilnahme deutscher Aktiver bei den Olympischen Spielen 1952 und dann insbesondere der Gewinn der Fußballweltmeisterschaft 1954 waren wichtige Marksteine nicht nur für den Sport, sondern auch für die Bundesrepublik Deutschland. Auch der Sport in der DDR hatte und hat seinen Anteil an der Erfolgsgeschichte. Zwar ist heute manches am Leistungssportsystem in der DDR kritisch zu betrachten – der DDR-Sport hat jedoch wichtige Anstöße weltweit gegeben, noch heute profitieren wir von der Kompetenz, die z. B. in der Forschung aufgebaut wurde.

Die zehn Jahre nach dem Fall der Mauer sind im Sport zumindest besser als in vielen anderen Lebensbereichen bewältigt worden. Sportkontakte zwischen Ost und West wurden als erste geknüpft, viele Vereine bzw. Landessportbünde aus dem Westen übernahmen Patenschaften für den Aufbau des Sports in den neuen Bundesländern. Die daraus entstandene gemeinsame Arbeit war und ist wichtig für den Prozeß des weiteren Zusammenwachsens unseres Volkes.

Das gemeinsame Auftreten von Athletinnen und Athleten aus Ost und West bei Europa-, Weltmeisterschaften und Olympischen Spielen hat im übrigen ehemalige Grenzen schnell verwischt, hat die Identifikation mit dem einen Deutschland befördert. Jan Ullrich, der Merdinger, der aus Rostock stammt, Henry Maske, Steffi Graf bei „ihrem“ Tennisturnier in Leipzig Anfang der 90er Jahre – wer fragt da noch nach Ost und West? In diesem Zusammenhang ist auch die Bewerbung des Deutschen Fußballbundes um die Austragung der Fußballweltmeisterschaft 2006 zu sehen: Ein Erfolg dieser Bewerbung könnte die Identifikation mit dem vereinigten Deutschland voranbringen. Die Vorbereitung eines solchen Großereignisses in Städten im Osten wie im Westen, die Freude und der Stolz gemeinsam Gastgeber für die Welt zu sein, schmieden emotional ganz anders zusammen, als 1000 Reden es vermögen. Es geht deshalb um weit mehr als ein Fußballspektakel auf deutschem Boden.

Bereits der knappe Rückblick zeigt, was in Vereinen und Verbänden des Sports in den vergangenen 50 Jahren geleistet wurde und worauf die Menschen, die dies zuwege brachten, zu Recht Stolz sein können. Dies ist die Basis für die Zukunft.

Worin aber lag und liegt die gesellschaftliche Kraft des Sportvereinswesens begründet? Was war wesentlich in diesen 50 Jahren und wie kann es erhalten und weiterentwickelt werden? Welche Orientierung kann aus dem bisher Erreichten für Mitglieder und Führungskräfte in Vereinen und Verbänden abgeleitet werden? Damit ist zugleich die Frage gestellt nach dem Image der Sportorganisationen und ihrem eigenen Selbstverständnis. Wie treten Vereine und Verbände nach außen in Erscheinung, wie werden sie wahrgenommen?

Die Leitbildkommission hat sich zur Annäherung an diese Fragen auf folgende vier Themenbereiche konzentriert:

- Einheit des Sports
- Teilhabe und Mitgestaltung
- Menschenbild/Sportverständnis/Selbstverständnis in Vereinen und Verbänden des Sports
- Solidarität und Integration.

Dabei steht außer Frage, daß diese Themenbereiche sich gegenseitig überlappen bzw. beeinflussen. Für die Erstellung des Leitbildes muß deshalb noch weiter strukturiert und zugespitzt werden.

2. Veränderungsdruck

Entscheidende Grundlage aller Betrachtungen in der Leitbildkommission war die Annahme, daß Veränderungen innerhalb und außerhalb des Sports notwendig bzw. unausweichlich sind. Es ist keineswegs unüblich, daß nach 50 Jahren, d. h. nach ein bis zwei Generationen, ein Umbruch und tiefgreifende Erneuerungen anstehen, die über die sonst üblichen Neu- und Weiterentwicklungen weit hinausgehen. In der Vergangenheit waren es meist Kriege oder schwere wirtschaftliche Krisen, die grundlegende Veränderungen auslösten bzw. herbeizwangen.

Wir haben in der Bundesrepublik Deutschland die einmalige Chance, in einer Phase hohen Wohlstandes und weitgehender Stabilität systematisch die notwendigen Umstrukturierungen vornehmen zu können. Und was tun wir? Wir fürchten uns vor den Risiken und stehen uns selber – und damit der eigenen Zukunft - im Wege.

Wenn aber Veränderungen unausweichlich sind – und das zumindest dürften die meisten inzwischen verstanden haben –, sollte man sie wirklich eher passiv geschehen lassen, oder kommt es nicht darauf an, aktiv gestaltend tätig zu werden? Gerade die Vereine und Verbände des Sports haben als gesellschaftliche Größe und angesichts ihrer bisherigen Tradition bei der Entwicklung der Bundesrepublik Deutschland die Pflicht, sich den Veränderungen zu stellen und Einfluß zu nehmen. Stillstand ist Rückschritt – Stillstand würde für die Vereine und Verbände des Sports den Verlust von Einfluß und Macht bedeuten. Es kommt also darauf an,

- Veränderungen (aus dem Umfeld) zu erkennen und aufzunehmen,
- Veränderungen selbst zu initiieren und
- sich selber zu verändern bzw. weiterzuentwickeln.

Dabei sollte nicht außer acht gelassen werden, daß die Sportvereine und -verbände in besonderer Weise in der Lage sind, den Menschen Veränderungen bzw. Veränderungsnotwendigkeiten zu vermitteln, Verunsicherungen aufzufangen bzw. abzumildern und ihrerseits Kontinuität im Strudel von Veränderungen zu bieten. Mit anderen Worten: Gerade die Sportvereine können trotz – oder wegen – ihrer eigenen Fortentwicklung angesichts ihrer Grundstruktur auch in unruhigen Zeiten Heimat bieten, Chancen aufzeigen und Vertrauen in die Zukunft wecken. Der freiwillige Zusammenschluß von Menschen eingebettet in langjährige erfolgreiche Tradition und gekennzeichnet durch das gemeinsame Engagement für den Sport bzw. den Men-

schen im Sport ist besser als jede andere Institution geeignet, die Menschen bei notwendigen Entwicklungen auch emotional „mitzunehmen“. Wenn es, wie Bedford-Strohm (vgl. das vorstehende Referat in diesem Protokoll) sagt, gerade auch darauf ankommt, die Liberalisierungsverlierer aufzufangen, dann können Sportvereine diese Aufgabe übernehmen. Aber auch diejenigen, die von der derzeitigen Individualisierung und Liberalisierung unserer Gesellschaft persönlich profitieren, brauchen trotz allem noch Kontinuität und heimatliche Verbundenheit. Wenn die Sportvereine diese Funktion bewußt annehmen und gestalten, können sie ihren Wert für die Menschen weiter steigern und damit ihre gesellschaftliche Rolle noch aufwerten.

III. Themenbereiche

1. Einheit des Sports

Die Einheit des Sports wird von vielen immer wieder beschworen – meist ist jedoch die Herkunft dieses Begriffes unklar. Dabei handelt es sich doch um die entscheidende Leistung der Gründer des Deutschen Sportbundes: Arbeitersportbewegung, bürgerliche Sportbewegung, kirchliche Verbände wurden nach 1945 zu einer gemeinsamen starken Sportorganisation zusammengeführt. Statt ideologische Kämpfe aus der Vergangenheit fortzusetzen, wollte der unter dem Dach des DSB organisierte Sport als Einheit um gesellschaftliche Anerkennung und Einfluß kämpfen. Natürlich gab es auch nach 1945 durchaus unterschiedliche Positionen und interne Querelen – beim Gründungsakt des DSB wurden jedoch Einzelinteressen von Organisationen und Personen hintangestellt zum Nutzen des Ganzen. Davon haben in den vergangenen 5 Jahrzehnten alle Vereine und Verbände profitiert. Es mag zwar im Einzelfall günstiger sein, nur die eigenen Interessen wahrzunehmen, statt sich in die Gemeinschaft einzuordnen – auf lange Sicht schwächt man dadurch aber auch die eigene Position. Nur durch die Zusammenführung aller Kräfte und die Verständigung auf gemeinsame Werte und Ziele war die Leistung der Sportvereine und -verbände der letzten 50 Jahre möglich.

Deshalb sollten wir die Einheit des Sports auch heute nicht leichtfertig aufs Spiel setzen, nur weil vielleicht ein kurzfristiger Vorteil lockt. Selbstverständlich sollen und dürfen Interessengegensätze nicht verkleistert werden, die Frage ist nur, wie die Konflikte ausgetragen werden. Wem nützt es, wenn Freizeit-/Breitensport gegen Spitzen- (Profi-) bzw. Leistungssport ausgespielt wird? Für Vereine und Verbände im Sport war und ist der Leistungssport ein konstitutives Element, das seinen Platz neben der unbestreitbar wichtigen Entwicklung des Breitensports behalten muß. Auch die Ausdifferenzierung der Sportlandschaft und die zunehmende Kommerzialisierung sowie Fragen der Zuordnung von Mitgliedern und der Finanzierungssysteme der Sportverbände werfen Probleme auf. Sie machen ein Management von Widersprüchen und Interessengegensätzen innerhalb der Sportorganisationen unentbehrlich. Nur wenn die Einheit des Sports als Wert von allen hochgehalten und die vorhandenen Widersprüche professionell angegangen werden, werden die kulturelle Vielfalt des Sports und die gesellschaftliche Macht der Sportorganisationen bewahrt werden. Es kommt deshalb mehr denn je darauf an, die Pluralisierung zu gestalten und gerade im Sport die produktive Kraft der Vielfalt zu bejahen (frei zitiert nach Bedford-Strohm).

2. Teilhabe und Mitgestaltung

In der Tradition der Turnbewegung, der bürgerlichen Vereine und der Arbeitersportbewegung ist der Sport in den Vereinen und Verbänden unabhängig vom Staat, teils sogar als Aufbegehren gegen den Staat aufgebaut worden – selbstorganisiert, mitbestimmt und innerhalb demokratischer Strukturen. Dementsprechend war der sogenannte organisierte Sport unter dem Dach des DSB stets wichtigen Grundsätzen verpflichtet:

- politisch unabhängig,
- weltanschaulich neutral,
- offen für alle gesellschaftlichen Gruppen.

Hinzu kommen als Kernelemente die Solidarität mit den Schwachen, fachliche Kompetenz, fehlendes Gewinnstreben. Diese besondere Organisationsform und inhaltliche Ausrichtung verleihen den Sportorganisationen hohe Glaubwürdigkeit und sind zugleich die Basis für die öffentliche Förderung und die Gemeinnützigkeit der Vereine und Verbände. Die den Sportorganisationen zuerkannte Glaubwürdigkeit ermöglicht wiederum der Führung des Sports auf allen Ebenen (vom Stadt- bzw. Kreissportbund über die Landessportbünde bis zum DSB), gesellschaftliche Verantwortung zu übernehmen und sich für die Interessen der Menschen, insbesondere der Jugend an Bewegung, Spiel und Sport als wesentliche Elemente von Lebensqualität einzusetzen. Diese Interessenvertretung geht über die Vertretung der Mitglieder und eine reinen Lobbypolitik weit hinaus. Es war der frühere DSB-Präsident Willi Weyer, der dem DSB die Rolle als „Anwalt des Sports“ in der Gesellschaft zuschrieb. Und eben diese Anwaltsrolle spielen die Vereine und Verbände des Sports auf allen Ebenen, wenn sie sich für den Schulsport, für die Berücksichtigung von Bewegungs- und Sportinteressen in der Stadtentwicklung usw. einsetzen. Dieses gesamtgesellschaftliche Engagement bedarf aber auch in Zukunft der Legitimation durch eine pluralistische Meinungsbildung und Entscheidungsfindung. Damit stellt sich die Frage, wie es aktuell mit der Teilhabe und Mitgestaltung in den Sportorganisationen aussieht.

Die Situation ist durch zwei gegenteilige Entwicklungen gekennzeichnet: Auf der einen Seite steht die oft zu hörende Klage über die „Krise des Ehrenamtes“, fehlende Anerkennung für ehrenamtliches Engagement und einen Mangel an ehrenamtlichem Nachwuchs. Auf der anderen Seite fordern immer mehr Menschen Mitsprache und die Möglichkeit der Mitgestaltung insbesondere in ihrem unmittelbaren Umfeld ein. In der Kommunalpolitik bilden sich spontan Initiativen zur Durchsetzung örtlicher oder gruppenspezifischer Interessen, es sind immer mehr Diskussion und Überzeugungsarbeit notwendig, um Entscheidungen zu begründen und durchzusetzen.

Am Arbeitsplatz erleben die Menschen den Abbau von Hierarchieebenen und die Übertragung von mehr Eigenverantwortung auf den einzelnen. Engagement für eine Sache ist durchaus vorhanden – und zwar nicht nur verbal. Jugendliche bauen in einem Stadtteil ihre Halfpipe selbst (und schützen sie anschließend vor Vandalismusschäden, weil sie sich mit dem Projekt voll identifizieren!). Selbst die Dienstad-Skater in Frankfurt, denen schon wegen der Ausübung der Trendsportart von allen Seiten „Individualismus pur“ nachgesagt wird, bringen für „ihre“ Veranstaltung wöchentlich Dutzende von Ordnerinnen und Ordner auf freiwilliger Basis auf die Strasse.

Krise des Ehrenamtes? Vielleicht handelt es sich viel eher um eine Krise des bisherigen Verständnisses von Ehrenamt als um einen tatsächlichen Rückgang der Bereitschaft zu Engagement in unserer Gesellschaft.

Die Shell-Jugend-Studie 1997 zeigt auf, daß Jugendliche durchaus zum freiwilligen Einsatz bereit sind – es soll aber „Spaß machen“. Natürlich könnte man dahinter eine rein hedonistische Ausrichtung vermuten – es kommt jedoch darauf an, den Begriff „Spaß machen“ zu hinterfragen. Fehlt z. B. den Jugendlichen in den Vereinen generell der Spaß am Engagement für andere – oder ist es nicht vielmehr so, daß die Art und Weise des Engagements in den vom Verein oftmals vorgegebenen Bahnen abschreckt und den möglichen Spaß von vornherein vergällt? In einem Artikel der FAZ über die Verleihung des Eis-Schröder-Preises 1999 kommt – wohl unfreiwillig – diese Unterscheidung gut zum Ausdruck: Der Autor erklärt die mangelnde Beteiligung von Frauen an Führungsfunktionen im Sport damit, daß „Frauen wohl keine Lust auf Hinterzimmer und endlose Vorstandssitzungen“ haben. Und: Er gibt sich damit zufrieden, anstatt zu fragen, warum denn Hinterzimmer und endlose Vorstandssitzungen für eine moderne Führung im Sport notwendig sind. Sicher gibt es auch viele (jüngere) Männer, die darauf gerne verzichten würden.

Es kommt also darauf an, „Spaß“ am Engagement zu vermitteln bzw. zu ermöglichen, d. h. die Menschen müssen (auch für sich) etwas davon haben, wenn sie sich einsetzen.

Gerade weil die Menschen immer mehr darauf abheben, ihr Umfeld mitzubestimmen, wäre es fatal, wenn Vereine und Verbände des Sports aus ihrer traditionellen Stärke – dem demokratischen Aufbau und dem Anspruch auf Selbstorganisation und Mitbestimmung – eine Schwäche werden lassen. Statt dessen sollten die Vorteile der vorhandenen Struktur genutzt werden.

Die Chancen sind also da, aber allein der Hinweis auf die satzungsgemäßen Rechte der Mitglieder wird denen kaum die Möglichkeit der Mitgestaltung ausreichend erschließen. Nur mit modernen Formen der Führung und des Managements, in vielen Fällen auch einer Verschlankung der Strukturen und Beschleunigung der Entscheidungswege wird die Mitgestaltung im Verein wieder attraktiv. Dies setzt auch eine klare Trennung des strategischen vom operativen Bereich voraus. Die Mitglieder sind im Verein zugleich Kunden und Gesellschafter des Sportbetriebes – diese Doppelrolle muß besser als bisher herausgearbeitet und der sich daraus für die Mitglieder ergebende Nutzen erfahrbar gemacht werden. Wo dies gelingt – und dafür lassen sich bundesweit Beispiele benennen – gelangt das ehrenamtliche bzw. freiwillige Engagement gerade auch von jüngeren Menschen zu neuer Blüte.

Die Schlußfolgerung heißt: Die Sportorganisationen müssen sich einklinken in Diskussionen über die künftige Gestaltung der Gesellschaft, insbesondere über die Zukunft der Arbeit. Der Stellenwert von Bürgerarbeit für die Biographie des einzelnen einerseits und die Gesellschaft andererseits ist im Zusammenhang mit der Erwerbsarbeit und Familienarbeit neu zu bestimmen.

Zugleich stellt sich insbesondere den Verbänden die Frage nach der ehrenamtlichen Führung – ist sie angesichts wachsender Anforderungen sowohl quantitativer als auch qualitativer Art auf Dauer zu gewährleisten? Dies gelingt mit Sicherheit nur, wenn ehrenamtliche Führung sich auf die strategischen Entscheidungen konzentriert

und das Hauptamt die Umsetzung verantwortet. Was in den kommunalen Verwaltungen als Anforderung der Zukunft inzwischen Allgemeingut ist – politische Vorgaben, eigenständige Verantwortung der Verwaltung mit Berichtspflichten und Controlling –, muß auch in den Sportverbänden zu neuen Wegen führen.

Unerlässlich ist es dabei, das Ehrenamt zu professionalisieren, d. h. mit einer fundierten Aus- und Fortbildung von Ehrenamtlichen bzw. dem Rückgriff auf aus beruflichen Erfahrungen eingebrachte Ressourcen die Ehrenamtlichen zu einer adäquaten Aufgabenwahrnehmung zu befähigen. Nur so kann das Ehrenamt in Sportorganisationen auch Attraktivität für Außenstehende gewinnen, deren Einsatz dringend benötigt wird.

3. Menschenbild/Sportverständnis/Selbstverständnis in Vereinen und Verbänden des Sports

Zum Menschenbild in Sportorganisationen seien nur einige Schlaglichter erwähnt:

- Gemeinschaft als wesentliche Lebensform des Menschen,
- Eigenverantwortung und Selbstbestimmung,
- Gesundheit im umfassenden Sinne der Definition der Weltgesundheitsorganisation (WHO).

All dieses – und es ließe sich noch mehr nennen – kann nicht ohne Folgen bleiben für die Position zu Drogen, Doping usw. Hierüber müssen Vereine und Verbände des Sports sich bei grundsätzlichen Entscheidungen immer wieder Rechenschaft ablegen. Dabei darf allerdings nicht der Anspruch an eine „heile Welt des Sports“ gestellt werden – auch im Sport handeln nur Menschen (das ist Teil des Menschenbildes), die Fehler machen und nicht vollkommen sind. Entscheidend wird es immer wieder sein, was einzelne Organisationen des Sports anstreben und woran sie sich messen lassen. Zum Menschenbild gehört auch die Vorstellung des Menschen als kulturelles Wesen und damit auch die Zeitkultur in einer Gesellschaft. Bei der aktuellen Frage der Erweiterung der Ladenöffnungszeiten leitet sich daraus auch die Position der Sportvereine und -verbände ab. Es geht nicht (vorrangig) darum, den Sonntag für den Ligabetrieb des Sports zu erhalten. Weil die Sportorganisationen einem bestimmten (christlich geprägten) Menschenbild und Selbstverständnis verpflichtet sind, treten sie für den Erhalt eines gesellschaftlich geschützten Ruhetages für Besinnung und Gemeinschaftserleben ein. Damit übernehmen die Sportorganisationen einmal mehr auf der Grundlage gemeinsamer Traditionen, Werte und Zielvorstellungen gesamtgesellschaftliche Verantwortung.

Das Sportverständnis bzw. Selbstverständnis der Sportorganisationen fragt nach der Abgrenzung von Sportinhalten, ohne die Offenheit für Neues zu verneinen. Sport- bzw. bewegungsbezogene Aktivitäten, die auf Verletzung des Gegners abstellen oder gewaltverherrlichenden Charakter haben, gehören nicht unter das Dach der Sportorganisationen.

Darüber hinaus treten Vereine und Verbände des Sports für eine nachhaltige Sportentwicklung ein – dies beinhaltet sowohl die klare Ausrichtung an ökologischen Erfordernissen bei der Sportausübung gleichermaßen wie bei der Errichtung sportlicher Infrastruktur, als auch die Übernahme sozialer Verpflichtungen.

Zum Selbstverständnis der Vereine und Verbände im Sport gehört aber auch der Leistungssport als identitätsstiftendes Element für den einzelnen wie für die Gemeinschaft. Dies gilt bis hin zum Hochleistungssport, der nur dann wirklich erfolgreich ist, wenn er die Freude am Körper und an der Gemeinschaft nicht völlig vernachlässigt. Allen Kommerzialisierungstendenzen zum Trotz darf der Anspruch an einen so verstandenen humanen Leistungssport nicht aufgegeben werden.

4. Solidarität und Integration

Die Jugendarbeit ist seit jeher Kern der Aktivität von Sportvereinen und -verbänden – sie wird ergänzt um das Engagement für weitere gesellschaftliche Gruppen. Dabei haben die Sportvereine in den vergangenen Jahren deutlich an sozialem Profil gewonnen. Insbesondere im Feld der Prävention werden die Leistungen der Vereine zunehmend anerkannt. Das gilt sowohl für den Beitrag der Sportvereine zur Gesunderhaltung der Bevölkerung als auch die Prävention von sozialen Fehlentwicklungen bei Jugendlichen. „Kinder stark machen“ heißt eine Aktion, die bei der Drogenprävention nicht nur auf den Wert des Sporttreibens für die Kinder und Jugendlichen, sondern auch die Vermittlungsrolle der Vereine für soziale Verhaltensweisen setzt. Dies verlangt allerdings einen verantwortlichen Umgang z. B. mit Alkohol in den Vereinen und die Annahme der Vorbildfunktion durch Übungsleiterinnen und Übungsleiter gerade in diesem Bereich. Auch in der Gewaltprävention wird bundesweit immer mehr auf die Sportvereine und ihre Angebote für Jugendliche gesetzt.

Solidarität in Vereinen – das heißt aber auch, daß höhere Beiträge der sozial Stärkeren die Jugendarbeit bzw. die Angebote für sozial Schwache (mit-)finanzieren.

Daraus resultiert die vorrangige Förderungswürdigkeit von Sportvereinsangeboten. Reine Freizeitvereine, deren ausreichend verdienende Mitglieder nur für sich selber kostengünstig ein Sportangebot ermöglichen wollen, genießen in der kommunalen Förderung zu recht keine Priorität. Die Subsidiarität der Sportförderung verlangt gerade diejenigen zu unterstützen, die nur in geringerem Maße Eigenleistungen aufbringen können.

Solidarität betrifft ebenso das Verhältnis der Sportverbände untereinander und die Frage, wie weit die kulturelle Vielfalt im Sport angesichts der kommerziellen Chancen einiger weniger Sportarten bzw. Sportler/-innen oder Mannschaften erhalten werden kann. Dies ist sicher eine der schwersten Zukunftsaufgaben – aber selbst die Fußball-Bundesliga schafft es immer wieder, zu gemeinsamen Entscheidungen auch über die Geldverteilung zu kommen.

Solidarität ist untrennbar verbunden mit den integrativen Möglichkeiten der Sportvereine. Schon Anfang der 70er Jahre brachte die Deutsche Sportjugend den Slogan „Sport spricht alle Sprachen“ heraus – und bis heute werden die ausländischen Jugendliche von den Vereinen vor allem in den Großstädten beispielhaft in die Gesellschaft einbezogen.

Integrativ wirkt auch der Behindertensport – der Aufschwung des Leistungssports von Behinderten mit der Entwicklung der Paralympics in den vergangenen Jahren hat zu einer erheblich verbesserten Akzeptanz der Behinderten als selbstverständlichem und gleichberechtigtem Teil der menschlichen Gemeinschaft geführt. Die großen

City-Marathons machen in einzigartiger Weise die integrative Kraft von Sport deutlich: vom absoluten Spitzensport über die Breite bis zu unterschiedlichen Behinderarten (Rollis, Blinde, geistig Behinderte usw.) vor Hunderttausenden von Zuschauern in einem Ereignis vereint. Es ist die Praxis des Sports getragen von Vereinen und Verbänden, die hier mehr bewirkt als alle Theorie.

Ein immer wichtiger werdendes Thema der Solidarität und Integration im Sportverein ist das Verhältnis zwischen den Generationen. Sport bringt alle Jahrgänge zusammen – die Chance für die Zukunft liegt darin, daß nicht nur Baby-Schwimmen und Altherren-Riege vom selben Verein angeboten werden, sondern jung und alt über die vom Verein ermöglichte Teilhabe und Mitgestaltung sich direkt miteinander über die zukünftige Entwicklung auseinandersetzen müssen. Wenn es den Vereinen gelingt, dieses Verhältnis positiv zu gestalten und wirklich die Positionen der Jüngeren gleichermaßen wie die der Älteren zu ihrem Recht kommen zu lassen, wäre dies ein wichtiger Beitrag zum Ausgleich zwischen den Generationen. Ein geglücktes Miteinander in der Freizeit bliebe nicht ohne Auswirkungen auf den Umgang der Generationen bei der Lösung der anstehenden gesellschaftlichen Probleme zum Beispiel im Rentenrecht.

Aber auch bei der Frage der internationalen Solidarität und der Integration der Völker in die internationale Gemeinschaft spielen die Sportverbände eine wesentliche Rolle. Das Zusammenwachsen der Völker ist über die olympische Bewegung wesentlich beeinflusst worden. Die Teilnahme an dem größten Weltsporeignis spielt für das Selbstbewußtsein junger Nationen eine nicht zu unterschätzende Rolle. Zugleich ermöglicht und stabilisiert der Aufbau demokratischer Sportstrukturen – wie wir aus der Geschichte der Bundesrepublik wissen – die demokratische Entwicklung in einem Land. Dies begründet auch den Wert sportlicher Entwicklungshilfe, den insbesondere das Nationale Olympische Komitee gemeinsam mit der Bundesregierung sowie dem IOC über „Olympic Solidarity“ leistet. Wer – wie zuletzt der Bund der Steuerzahler – dieses Engagement als Geldverschwendung kritisiert, hat nicht begriffen, worauf es in einer immer mehr zusammenwachsenden Welt tatsächlich ankommt.

Indem die nationalen Sportorganisationen den Sportbetrieb ermöglichen und zugleich die internationale Vertretung wahrnehmen, tragen sie zum friedlichen Miteinander bei und sind Mitgestalter der Globalisierung. Es wäre fatal, wenn das Zusammenrücken der Völker nur auf den Ausbau der Wirtschaftsbeziehungen und der Verlagerung der Produktion in Billiglohnländer beschränkt bliebe, statt zugleich auch Chancen einer erneuerten internationalen Gemeinsamkeit zu eröffnen. Aller Kommerzialisierung zum Trotz bleiben nicht zuletzt die Olympischen Spiele ein völkerverbindender Mythos mit eigenem Wert.

IV. Fazit

Aus Stolz auf das Geleistete und Erreichte können die Vereine und Verbände des Sports Selbstbewußtsein schöpfen für neue Herausforderungen. Dies soll nicht beruhigen, sondern Unruhe stiften – produktive Unruhe! Es gilt den besonderen Stellenwert der Vereine und Verbände im Sport herauszuarbeiten und für die Zukunft zu nutzen. Dabei gibt es viele Berührungspunkte und Gemeinsamkeiten mit den Kirchen – die größte bundesdeutsche Personenvereinigung kann und muß ihre Brück-

kenfunktion zwischen unterschiedlichen gesellschaftlichen Gruppierungen zukunftsweisend wahrnehmen. Im Sportverein treffen sich soziale Milieus und werden soziale Unterstützungsleistungen im Alltag ganz selbstverständlich erbracht. Damit sind die Vereine und Verbände im Sport ein beispielloses flächendeckendes bundesweites Netzwerk mit ungeheurer Vielfalt und sozialem Reichtum, hoher Kompetenz und Glaubwürdigkeit. Dies uns selbst und dem gesellschaftlichen Umfeld bewußt zu machen und dann offensiv zu nutzen – darin liegt die wesentliche Zukunftsaufgabe.

KIRCHE 2020: WELCHEM LEITBILD SOLL SIE FOLGEN, UND WELCHE ROLLE SPIELT DARIN DER SPORT?

Rüdiger Schloz

1. Über die Konstitution moderner Gesellschaft

Die Konstitutionsprozesse, in denen sich die Gesellschaft vor dem Industriezeitalter ausbildete, waren durch Jahrhunderte hindurch im wesentlichen gleichförmig. Einfach strukturierte Gesellschaften reproduzierten sich in der Generationenfolge nahezu unverändert. Das gesellschaftliche Gefüge war fest; die ständische, patriarchalische Ordnung stabil. Gilden und Zünfte und nicht zuletzt die Kirche gewährleisteten diese Stabilität und Kontinuität.

Dies hat sich im Industriezeitalter geändert, und der gesellschaftliche Wandel vollzieht sich in immer größerem Tempo. Die gesellschaftliche Differenzierung hat eine relative Eigengesetzlichkeit der verschiedenen gesellschaftlichen Teilbereiche hervorgebracht. Das Rechtssystem, das Bildungssystem, das Gesundheitswesen, Wirtschaft, Politik, Presse, der Kulturbetrieb im engeren Sinn, also Kunst, Musik und Theater, Sport und Unterhaltung, folgen zumindest partiell ihrer je eigenen Logik. Zwar gibt es einen alle umgreifenden Rechtsrahmen und, natürlich, erhebliche Schnittmengen auf dem Boden der gemeinsamen Kulturtradition. Aber es gibt eben auch Isolation und Auseinanderstreben, beispielsweise zwischen Kultur und Kommerz, zwischen betriebswirtschaftlichen Interessen und Gemeinwohlorientierung, zwischen Hochkultur und Alltagskultur, zwischen Wissenschaft und Religion.

Die demokratische, emanzipierte, mobile, flexible Informations- und Massengesellschaft ist keinem kulturellem Leitbild verpflichtet – es sei denn dem Konsumismus, der freilich in seinen Ausprägungen völlig inhomogen ist.

Es ist eines der hervorstechenden Merkmale der Gegenwartskultur, daß die Ebene der Lebenswelt nicht mehr über die Tradierung des kulturellen Erbes in der Familie, im Schulunterricht, in der Kirche geformt wird, sondern im Freizeitbereich, in den Peer groups. Das primäre Medium der Enkulturation ist die Partizipation an der Alltagskultur der Peers. Die Hochkultur ist nicht mehr das Dach, unter dem sich die Teilkulturen entfalten, sie ist vielmehr von der Alltagskultur separiert und bildet einen Teilpavillon neben vielen anderen. Es gibt auch faktisch keine Hierarchie zwischen Hoch- und Alltagskultur.

Doch ist diese Alltagskultur hochveränderlich, ständigem modischen Wandel unterworfen, so daß sie auch nur flüchtigen Halt gewähren kann. Die Jugendlichen freilich leben vielfach in der Vorstellung, mit der Partizipation an der Alltagskultur über das ganze lebensweltlich relevante Wissen zu verfügen. Zur Zeit klebt an unseren Plakatwänden eine Reklame, die einen Schlager aus den 60er Jahren aufgreift: „Mit 17 hat man noch Träume...“ Die beiden letzten Worte sind auf den Plakaten durchgestrichen und ersetzt durch: Schon alles erlebt.

Die radikale Moderne ist die auf die Spitze getriebene Pluralität. „Anything goes“ ist der von Paul Feyerabend geprägte Slogan, der diese Befindlichkeit benennt. Der

Schatten allerdings, den diese Pluralisierung der Kultur wirft, ist lang. Sie erschwert die Orientierung und läßt nicht zur Ruhe kommen. Wenn vieles gilt, wird alles gleichgültig. Eine mögliche psychische Reaktion darauf ist die Rückzugsmentalität, für die der Begriff „Null Bock“ aus dem Repertoire der Jugendsprache steht. Die gegenteilige Reaktion ist das krampfhaft Bemühen, in der Flüchtigkeit und dem Nichtfaßbaren etwas festzumachen, festzustellen, zu fixieren, was entweder durch religiösen Fundamentalismus oder politischen Extremismus oder eine Kombination aus beiden geschehen kann.

Die daraus resultierenden Probleme für die Kultur und das gesellschaftliche und politische Leben sind Gegenstand der seit über einem Jahrzehnt ausgetragenen philosophischen Kontroverse um Liberalismus und Kommunitarismus. Wurzeln des Gemeinsinns werden gesucht, ein tragfähiges Fundament für das Gemeinwesen ohne Beschneidung der individuellen Freiheitsrechte, die als kulturelle Errungenschaft nicht angetastet werden sollen.

Der Religion kommt angesichts dieser Pluralisierung der Kultur nur mehr eine Rolle unter anderen zu, gewiß keine unbedeutende. Sie partizipiert an der zivilgesellschaftlichen Konstitution der Kultur, spielt in mancher Hinsicht nach wie vor eine herausragende, wenn nicht gar privilegierte Rolle, aber letztlich doch als eine unter vielen Institutionen.

2. Die Unvermeidlichkeit von Religion und die Unverzichtbarkeit religiöser Kultur

Gerade wenn man von der Marginalisierung der Religion spricht, ist es nötig, auch deutlich ihre Unvermeidlichkeit herauszustellen. Zwar kann man nicht sagen, daß niemand um Religion herum komme, denn man kann dem Unvermeidlichen ausweichen. Auch besteht eine gewisse Peinlichkeit darin, Menschen, die von sich behaupten, total areligiös zu sein und nicht das geringste mit Religion zu tun zu haben, entgegen zu halten, daß dies eine Selbsttäuschung und auch für sie Religion unvermeidlich sei.

Freilich wird man dann fragen, was man denn unter Religion versteht. Die Erörterung dieser Frage reicht leicht für drei Wochen Akademietagung. Ich muß es kürzer machen und halte mich an einige berühmte Definitionen von Religion. Schleiermacher definiert sie als „Gefühl schlechthinniger Abhängigkeit“. An anderer Stelle spricht er von „Sinn und Geschmack fürs Unendliche“ und sagt, Religion sei „Anschauung des Universums“. Paul Tillich spricht im Blick auf Gott und den Glauben von dem, „was uns unbedingt angeht“ und von der „Tiefe des Seins“.

Carl Gustav Jung, einer der Pioniere der Tiefenpsychologie, sagt über die Neurose: „Die Neurose ist im letzten Verstand ein Leiden der Seele, die ihren Sinn nicht gefunden hat. Unter allen meinen Patienten jenseits der Lebensmitte ist nicht ein einziger gewesen, dessen endgültiges Problem nicht das der religiösen Einstellung gewesen wäre. Jeder krankt in letzter Linie daran, daß er das verloren hat, was lebendige Religionen ihren Gläubigen zu allen Zeiten gegeben haben“ (Ges. Werke XI, S. 355 f.) In diesem Zitat finden sich zwei Stichworte, die immer wieder im Zusammenhang mit Religion auftauchen, nämlich „Sinn“ und „in letzter Linie“. Von „Letztbegründungen“ redet Eilert Herms, ein zeitgenössischer systematischer Theologe.

„Hintergrundsinngebung“ ist die Funktion, die der soziologische Funktionalismus der Religion zuschreibt.

Alle diese Stichworte: „schlechthin“, „unbedingt“, also „absolut“, keinen Bedingungen unterworfen, „unendlich“, „im Blick aufs Universum, aufs Ganze“, „letztlich“, „Hintergrund“, „Tiefe des Seins“ verweisen auf ein gemeinsames Charakteristikum dessen, was mit Religion bezeichnet wird, nämlich das Überschreiten der Grenze der Bedingtheiten des Seins.

Ob ein Mensch es sich bewußt macht oder nicht, in jedem Fall verleiht er seinem Tun und dem was ihm widerfährt irgend einen Sinn. Wir leben alle aus grundlegenden, fundamentalen, elementaren, uns nicht verfügbaren und insofern „absoluten“ Quellen. Im alltäglichen, normalen Leben erfahren wir solche Unbedingtheiten, solches „schlechthin“ oft nicht bewußt. Der Autofahrer, der seinen Wagen vor einer Kindergruppe weg in den Graben reißt, denkt nicht an seinen Führerschein, an Strafen, an die Straßenverkehrsordnung, nicht einmal an sein eigenes Leben. In diese Kinder darfst du in keinem Fall hineinfahren! Diese Forderung gilt in diesem Augenblick ohne jede Bedingung, absolut, über die eigene Sicherheit und das eigene Leben hinaus. Derartige Erfahrungen der Unbedingtheit lassen sich beliebig lange aneinanderreihen. Haben Sie schon einmal eine vernünftige Antwort auf die Frage gehört, warum ein Mensch einen anderen liebt, jetzt, hier, diesen oder diese? Lieben ist eine schlechthinnige Erfahrung. Sie ist nicht hinterfragbar und insofern unbedingt. Das ist der Grund, weshalb der 1. Johannisbrief die kühne These wagt: „Gott ist die Liebe; und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm“ (1. Joh 4,16b).

Der Bielefelder Soziologe Franz Xaver Kaufmann weist der Religion sechs grundlegende Funktionen zu, nämlich:

- Individuation (Ausbildung einer persönlichen Identität des Subjekts);
- Sozialisation (Eingliederung in die Gesellschaft, Vermittlung von Gemeinschaftsfähigkeit);
- Handlungsleitung (Vermittlung von Normen und Werten, die einem entscheiden helfen, was zu tun und zu lassen ist, bzw. welche Handlung einer anderen vorzuziehen – „vorzüglich“ – ist);
- Kontingenzbewältigung (Umgang mit den unausweichlichen Erfahrungen sowohl des Glücks als auch der Angst, des Schreckens und der Trauer, wenn der Blitz der Liebe einschlägt oder wenn das Schicksal in Eschede zuschlägt, wenn man verlassen wird oder den Befund einer unheilbaren Krankheit erhält);
- Kosmisierung (der Welt, die uns umgibt, die wir erfahren, der wir Sinn geben oder abgewinnen. Auch hier gibt es unbedingte Fragen wie: Warum ist überhaupt etwas und nicht nichts? Warum bin ich, wie ich bin, klein, dick und häßlich und nicht so schön und attraktiv wie Claudia Schiffer? Warum bin ich beispielsweise schwarz oder ein Jude, in ein ärmliches Milieu hineingeboren oder behindert usw.);
- Welttdistanz (Abstand nehmen bzw. gewinnen: vom eigenen Handeln und es so taxieren können nach seinen Wirkungen – z. B. wie bei Paulus, Rö 7,19 u. 24: „Das Gute, das ich will, das tue ich nicht; sondern das Böse, das ich nicht will, das tue ich... Ich elender Mensch! Wer wird mich erlösen von diesem todverfallenen Leibe?“).

Wenn ich diese Funktionszuschreibung aufnehme, so ergibt sich daraus in der dem Zeitrahmen der Ausführung geschuldeten gröblichen Verkürzung folgende Aufgabenstellung im Blick auf die Kultivierung, die Pflege von Religion, also den Kultus, den Gottesdienst im weitesten Sinn, nämlich nicht allein den liturgischen Gottesdienst am Sonntag morgen oder auch zu anderen Zeiten, sondern insbesondere den Gottesdienst im Alltag, den Paulus im 12. Kapitel des Römerbriefes in Übereinstimmung mit der prophetischen Tradition des Alten Testaments (1. Sam 15, 22; Ps 50, 7-15; Jes 1, 11-17; Jer 7, 21 ff.; Hos 6, 6; Am 5, 21-24; Mi 6, 6-8; Mt 9, 13; 12, 7) als den eigentlichen, Gott wohlgefälligen Gottesdienst bezeichnet:

1. Die Aufgabe der Religion und der Institution, der ihre Pflege obliegt, also der Kirche, ist es, dem Individuum zu seiner Selbstwerdung, zu seiner unverwechselbaren und unveräußerlichen Identität zu verhelfen. Das bedeutet zunächst: sein Ich zu stärken, ihm Selbstbewußtsein und Selbstwertgefühl zu vermitteln, und zwar unbedingt. Das ist nun allerdings schon eine christliche theologische Interpretation, die über die soziologische Funktionsbeschreibung hinausgeht. Sie bezieht sich auf das jüdisch-christliche Symbol der Gott-Ebenbildlichkeit des Menschen (unbedingt) und auf die (paulinische) Rechtfertigungslehre, daß nämlich der Mensch von Gott aus Gnaden ins Recht (Menscherecht!) gesetzt wird, unabhängig von seinen Leistungen und Werken.

2. Die Aufgabe der Religion (und der Kirche) ist es, Menschen gemeinschaftsfähig machen. Natürlich geschieht das im primären Sozialisierungsprozeß – in der guten Regel, aber d.h. eben durchaus nicht immer – in der Familie. Gemeinschaftsfähigkeit hat viele Dimensionen: Offensein für andere, Vertrauen, oder auch Diskretion und Zurückhaltung, die Fähigkeit zur Liebe, die man gibt und annehmen kann, die Einordnung in eine Gruppe, die einem Positionen zuweist, und die Behauptung von Positionen oder ihre Eroberung. Und das in Rücksichtnahme und Respekt gegenüber den Positionen der anderen und ihrem Willen, diese zu behaupten. Ich brauche Ihren Blick zur Konkretion nicht auf Ihre Kirchengemeinde, Ihre Familien, Ihren Sportverein und unsere Sportverbände zu lenken.

3. Über die Vermittlung von Normen und Werten zur Handlungsleitung muß ich nicht viel sagen. Es gehört zum Repertoire der politischen Rhetorik, dies von dem Religionssystem, von der Kirche zu erwarten. Teils zu Recht, wie in der Frage des Sonntagsschutzes, teils aber auch in einer instrumentalisierenden Absicht. Doch drückt sich darin der Tatbestand aus, den Ernst-Wolfgang Böckenförde auf den Nenner gebracht hat: „Der freiheitliche, säkularisierte Staat lebt von Voraussetzungen, die er selbst nicht garantieren kann“ (Die Entstehung des Staates als Vorgang der Säkularisation. In: Säkularisation und Utopie. Ebracher Studien. Ernst Forsthoff zum 65. Geburtstag, Stuttgart: Kohlhammer 1967, S. 93). Die Kirche steht für Werte wie Freiheit und Verantwortung, Gerechtigkeit und Liebe, Treue und Wahrhaftigkeit, Menschenwürde und Bewahrung der Schöpfung ein. Ich weise aber nachdrücklich darauf hin, daß dies, wie eingangs gezeigt, in modernen, komplexen, differenzierten Gesellschaften nicht mehr Sache allein einer Agentur sein kann, sondern in einem durchaus pluralistischen Kräftespiel geschieht.

4. Auch zur Kontingenzbewältigung kann ich mir viele Worte ersparen. Denn die Rolle der Religion an den Krisen- und Knotenpunkten des Lebens ist uns allen vertraut und evident. Die Frage ist lediglich, wie kompetent sie diese Funktion wahrnimmt. Diese Frage bricht nicht nur jetzt bei der Schwangerschaftsberatung in der

katholischen Kirche auf, sondern z. B. bei jedem Konfirmationsgottesdienst, in dem der Übergang von Kindheit zur Jugend inszeniert wird, und bei jeder Trauung, die ja nicht unter Absehung von der Tatsache, daß statistisch ein Drittel aller Ehen geschieden werden, als Bund fürs Leben liturgisch gestaltet werden kann.

5. Ein Weltbild zu vermitteln, ein Bild vom Ganzen und seinem Sinn, das haben sich die Kirchen recht hilflos von der Wissenschaft abmarkten lassen, obwohl diese mit der Aufgabe der Sinngebung restlos überfordert sind. Das gilt für die Naturwissenschaft, Physik, Chemie, Biologie, Biochemie, nicht anders als für Soziologie und Psychologie. Was es bedeutet, Gene zu manipulieren, steht auf einem anderen Blatt als zu wissen, wie man das macht. Mit psychischen Verstrickungen leben zu helfen, bedeutet noch lange nicht, ihren Sinn zu entschlüsseln und sie zu entwirren. Die Entwicklung der Atombombe, die friedliche Nutzung der Kernenergie, die lebensverlängernden Maßnahmen in der Intensivmedizin – das alles wirft Sinnfragen auf, die sich nicht mit den Mitteln der betreffenden Wissenschaften selbst klären lassen. Weltanschauung: das ist die umfassende Perspektive, in der dies alles beleuchtet und gesehen wird, der Blick aufs Ganze – und dies ist eine ursprüngliche und elementare Funktion der Religion. Schleiermacher: „Anschauung des Universums!“

6. Weltdistanz als Funktion der Religion bedeutet: Abstand nehmen, aus der Unmittelbarkeit des Handelns und Verwickeltseins heraustreten und gewissermaßen von außen besehen, was man von innen nicht erkennen kann. Es ist die Haltung der Reflexion, des „Sich-zurückbeugens“.

Wenn man zu sich kommen will, muß man Abstand nehmen. Distanzierung ist ein Mittel, zur Sache zu kommen, so paradox das klingt. Religion steckt voller Abstandspraktiken. Der Sabbat gewährt Abstand vom Alltag und seinen Geschäften, das Halbjahr Abstand vom Besitz und von der Ausbeutung der Erde. Auch nach innen kann man Abstand nehmen – in Andacht und Meditation, Reflexion, Kritik und Selbstkritik. Abstandnehmen ist nötig zur Einschätzung und Verhältnisbestimmung. Solche Distanz zu Selbst und Welt ist die unabdingbare Voraussetzung von Freiheit.

3. Kirchen als Agenten religiöser Kultur

Vor genau 200 Jahren, 1799, schrieb der romantische Dichter Novalis, Georg Friedrich Philipp Freiherr von Hardenberg, einen Essay mit dem Titel „Die Christenheit oder Europa“. Er zeichnet ein Bild des Abendlandes, wie es sich seit dem Mittelalter unter dem Einfluß der Reformation und der modernen Wissenschaften entwickelt hat, und entwirft die Vision von einem wahrhaft im Geist der Freiheit gelebten Christentum. Er beschreibt, wie „fremde irdische Wissenschaft in die Religionsangelegenheit“ eindringt, wie der Rationalismus den Sinn für alles Geheimnisvolle und Wunderbare tötet. Novalis fordert eine zweite, geistige Reformation. Er sieht den „Herzschlag der neuen Zeit“ in der Bereitschaft, den geläuterten Glauben, dessen Wesen „echte Freiheit“ ist, wieder „lebendig und wirksam“ werden zu lassen.

Im selben Jahr 1799 erscheinen aus der Feder des großen evangelischen Theologen Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher die berühmten „Reden über die Religion“. An die Gebildeten unter ihren „Verächtern“. Dabei handelt es sich um die hochbedeutende Grundlegung eines nachauflärerischen Religionsverständnisses, welches nicht nur einer kritischen Erkenntnistheorie standhält, sondern auch den Horizont für

eine neue Auslegung der wesentlichen christlichen Glaubensinhalte eröffnet. Schleiermacher beschreibt Religion als die tiefgründige Evidenz („das Gefühl“) „schlechthinniger Abhängigkeit“. Es gehört zur Condition humaine, den Sinn aufs Unendliche, aufs Universum zu richten und die eigene, individuelle Existenz wie das Leben in der Gemeinschaft auf diesen universalen Horizont, auf das Transzendente, zu beziehen.

Ich sehe eine fundamentale und entscheidende Aufgabe der Christen am Beginn des neuen Jahrtausends darin, an die Bemühungen von Schleiermacher und Novalis vor 200 Jahren anzuknüpfen, um eine Korrektur in der kulturellen Bewertung der Religion vorzunehmen. Das Bewußtsein von der religiösen Dimension des Lebens muß neu entdeckt und belebt werden.

Es ist keineswegs so, daß die religiöse Dimension gänzlich aus unserer Kultur verschwunden wäre. In mancher Hinsicht kann man geradezu sagen, daß Religion boomt. Aber es handelt sich dabei vielfach um durchaus fragwürdige Religions-Surrogate, die alles andere als den Horizont zum Unendlichen, zur Transzendenz eröffnen und damit dem Leben dienlich wären. Denn das Leben des einzelnen und der Gemeinschaft leidet unter dem Verlust dieses Horizonts. Zwischen Religion und Weltoffenheit, Freiheit und verantwortlicher Selbstbegrenzung besteht ein enger Zusammenhang, dessen der einzelne und die Gesellschaft nicht entraten können.

4. Eine Leitbildskizze („Leitbild Kirche 2020“)

1. Die Evangelische Kirche gibt religiösen Rückhalt und Orientierung in den wechselnden Lebenslagen, in denen Menschen ihrer Endlichkeit und ihrer grundlegenden Abhängigkeit im Ganzen der Welt gewahr werden, in denen sie die Unverfügbarkeit von Glück sowie ihr Ausgesetztsein gegenüber Schicksalsschlägen erfahren, die Widersprüchlichkeit des Lebens empfinden und eigene Schuld erkennen. Deshalb widmet sie der rituellen und seelsorgerlichen Begleitung an den Eckpunkten des Lebens liebevolle Sorgfalt.

2. Die Evangelische Kirche nimmt die Menschen als emanzipierte, selbstbestimmte Subjekte in ihrem religiösen Suchen, Probieren und Basteln ernst. Sie will nicht religiös bevormunden, sondern bietet verständnisvolle Begleitung mit dem religiösen Gedächtnis, der Erfahrung und Reflexion von über dreitausend Jahren jüdisch-christlicher Geschichte an.

3. Die Evangelische Kirche rückt das religiöse Fragen und Suchen in das Licht der guten Botschaft, daß mit Jesus Christus Gottes Reich des Friedens, der Gerechtigkeit, der Versöhnung und Liebe Gestalt gewinnt. Auch wenn dieses Reich erst im Glauben und noch nicht im Schauen wirklich ist, orientieren die Kirche und die einzelnen Christen ihr Leben an seinem Horizont.

4. Die Evangelische Kirche ist auf Gottes Ja zum Leben gegründet, das in seiner guten Schöpfung, in der Auferweckung Jesu von den Toten und im lebensspendenden Geist offenbar ist. Deshalb wirbt sie mit Wort und Tat für die Bejahung des Lebens, auch und gerade angesichts seiner vielfältigen Risiken und Bedrohungen. Wir entsprechen dem Ja Gottes durch Ehrfurcht vor dem Leben.

5. Die Evangelische Kirche steht dafür ein, daß nichts Menschliches vergöttert wird, weder Rasse, Volk oder Nation noch Klasse, Partei, Fortschritt oder Erfolg – auch keine Lebensform oder Glaubensrichtung, denn Gottes Geist ist frei gegenüber allen menschlichen Buchstaben. Die Erhebung ins Übermenschliche führt stets in die Unmenschlichkeit. Der Mensch findet sein Maß in der Verehrung Gottes.

6. Die Evangelische Kirche bietet Raum für Stille und Besinnung, Begegnung und Dialog, Feier und Aktion. Wir möchten die Entfaltung des Lebens in jeder Hinsicht fördern: in die Tiefe und Weite, in Konzentration und Begeisterung, im Gefühl und Verstand, in Sinnlichkeit, Leiblichkeit und Gestaltungskraft.

7. Die Evangelische Kirche ist die Gesamtheit ihrer Mitglieder, der Engagierten und Distanzierten, derer, die sich regelmäßig, und jener, die sich nur bei Gelegenheit am kirchlichen Leben beteiligen. Deshalb ist der Dienst der Kirche ihnen mit all ihren Unterschieden gleichermaßen zugewandt. Wir bekunden ihnen unsere Wertschätzung, indem wir den Kontakt mit ihnen auf jede Weise sowohl persönlich und direkt wie auch mittelbar suchen. Wir bejahen Pluralität und stellen uns dem Meinungsstreit.

8. Die Evangelische Kirche ist so lebendig wie das Interesse an ihr, die Mitsprache und Mitwirkung in ihr – auch das finanzielle Mittragen ihres Dienstes. Das Rückgrat der Kirche bilden ihre Mitglieder und ihre vielen ehrenamtlichen Mitarbeiter. Deshalb sollen diese auch respektiert und in Ehren gehalten werden – und zwar öffentlich und für sie spürbar.

9. Die Evangelische Kirche stellt sich der pluralen, durch Konkurrenz bestimmten Marktgesellschaft. Sie bietet eine unentbehrliche Dienstleistung an, nämlich Hilfe zur religiösen Selbstdeutung und individuellen Vergewisserung, zur persönlichen Lebensbewältigung und zur Gemeinschaftsfähigkeit. Die Unentbehrlichkeit dieser Dienstleistung muß sich darin erweisen, daß das Angebot der Kirche wirklich lebensdienlich und ihr Dienst wirklich leistungsfähig ist. Deshalb will sie durch permanente Reformen ihren Dienst, ihre Leistung und ihr Angebot verbessern. (Das bedeutet: Sie vollzieht einen Wandel von der Behördenstruktur und Beamtenmentalität zur mitgliederfreundlichen unternehmerischen und d. h. zur initiativen, effektiven und flexiblen Organisation. Dies bestimmt Aus- und Fortbildung, Personalplanung und Besoldungssystem, Dienstleistungsprofil und Öffentlichkeitsarbeit.)

10. Die Evangelische Kirche ist kein Selbstzweck, sie ist Kirche für die Welt. Im Kontakt mit Wissenschaft und Kunst, Technik, Wirtschaft, Publizistik und Freizeitkultur engagiert sie sich in Zuversicht auf das Reich Gottes für die verbesserliche Welt. Das kann von Fall zu Fall in solidarischer Unterstützung oder in konstruktiver Kritik geschehen und auch im – allerdings unfeindlichen – Widerstand.

11. Die Evangelische Kirche nimmt gesellschaftliche Verantwortung wahr und beteiligt sich an der Gestaltung des demokratischen Gemeinwesens – im Verein mit anderen Trägern – durch Mitwirkung an der Kindererziehung, an der Wohlfahrtspflege, an der politischen Meinungs- und Urteilsbildung, insbesondere an der Pflege und Erneuerung der tragenden gesellschaftlichen Grundüberzeugungen.

12. Die Evangelische Kirche ist unter den christlichen Konfessionen nicht die einzige; das Christentum nicht die einzige Religion. Gott ist größer als alle menschliche

Gotteserkenntnis. Deshalb pflegen wir die ökumenische Gemeinschaft unter Christen unterschiedlicher Bekenntnisse und weltweit, um uns gegenseitig zu tieferer Wahrheitserkenntnis zu helfen. Deshalb suchen wir auch den Dialog der Religionen, um unsere Einsichten über unsere Grenzen hinaus zu erweitern.

5. Die religiöse Dimension des Sports

Daß der Sport eine religiöse Dimension hat, ist evident. Dietmar Mieth spricht geradezu vom Sport als einer „Ersatzreligion“. Doch gilt eine solche Qualifikation durchaus nicht allein der gesellschaftlichen Position und Funktion, die der Sport in den letzten Jahrzehnten erlangt hat. Eine religiöse Dimension hatte er schon in der Antike, und Pierre de Coubertin knüpfte mit den olympischen Spielen der Neuzeit bewußt an diese Ursprünge an. Er sprach von der „religio athletae“, und die Inszenierung der olympischen Eröffnungs- und Abschlußfeiern hat unverkennbar kultische Züge – vom Introitus, der Einzugsprozession der Athleten, über die Fanfare, die olympische Flamme, den Eid. Martin Hörrmann, langjähriger Studienleiter dieser Akademie in Bad Boll, der die Sport- und Alpinismustagungen hier zur Institution machte und dann der erste Sportpfarrer der EKD war – er ist dieses Jahr gestorben –, hat in seinem Büchlein „Die Religion des Athleten“ viele einschlägige Beobachtungen zusammengestellt.

Anfangs dieser Überlegungen habe ich darauf hingewiesen, daß sich im Zuge der Ausdifferenzierung der Gesellschaft Funktionen, die vorher die Religion erfüllt hat, teils in eigene gesellschaftliche Subsysteme verselbständigt haben, wie beim Bildungssystem, das noch bis in unser Jahrhundert hinein der geistlichen Schulaufsicht unterstand, teils auch von den anderen gesellschaftlichen Teilsystemen auf je eigene Weise in Konkurrenz oder komplementär zur Kirche wahrgenommen werden.

Alle von F. X. Kaufmann als die Religion konstituierend benannten Funktionen lassen sich auch – mehr oder weniger zwanglos – dem Sport zuschreiben. Ich benenne diese kurz und versuche, dazu gleich einige Konkretionen anzufügen, die das letzte Kapitel meiner Ausführungen, das die Kirche als Partnerin des Sports behandelt, vorbereiten sollen.

Der Sport bietet einen Beitrag zur Individuation. Er ist beteiligt an der Persönlichkeitsbildung, vermittelt Körpergefühl und Leistungswillen und trägt so zur Ausbildung eines bestimmten Selbstbewußtseins bei, im Idealfall zu einem Selbstwertgefühl. Anders freilich ist es bei sportlichen „Flaschen“! Und wenn das Selbstwertgefühl einseitig und ausschließlich auf die sportliche Leistung gegründet wird, so ist das auch problematisch.

Die gemeinschaftsbildende Funktion des Sports liegt auf der Hand und ist vielfach beleuchtet worden, vornehmlich im Blick auf den Vereinssport, aber auch im Blick auf den Beitrag internationaler Sportwettkämpfe zur Völkerverständigung.

Sowohl für die Individuation als auch für die Sozialisation vermittelt der Sport auch Normen und Werte: Leistungsbereitschaft, Kampfeswillen, Fairneß, die Fähigkeit, mit Niederlagen umzugehen, die Bereitschaft, anderen dabei zu helfen usw. Freilich ist es eine ganz spezielle Auswahl von Werten, die hier im Vordergrund stehen und das sogenannte Sportethos ausmachen. Dies ist übrigens für alle gesellschaftlichen

Subsysteme typisch, daß sie eine spezialisierte Wertorientierung haben, die nicht auf Balance ausgerichtet ist. Darin gerade unterscheidet sich die religiöse Dimension solcher Teilsysteme von der Religion als solcher, deren Besonderheit, wie ich zu zeigen versuchte, genau darin liegt, den Blick aufs Ganze zu richten.

Auch zur Kontingenzbewältigung kann der Sport etwas beitragen, indem er zum Beispiel von Sorgen oder Trauer ablenkt, indem er zur physischen und psychischen Rehabilitation hilft. Zur Kontingenzerfahrung gehört gerade nach extremen Leistungsbemühungen die Niederlage. Wie geht man im Sport mit dem Verlierer um?

Die Ausbildung der Weltanschauung kann der Sport erweiternd und verengend beeinflussen. Gegenüber bestimmten leibfeindlichen Traditionen hat er geholfen, die Leiblichkeit in ihr Recht zu setzen. Eine Verengung des Humanum ist jedoch zu konstatieren, wenn von einem Menschen gilt, daß Sport „sein ganzes Leben“ war oder ist. Das ist nicht anders, als wenn es heißt: „Sein Leben war nur Arbeit“.

Daß Freizeitsport zu den Abstandspraktiken gehört, ist offenkundig; anders ist es beim professionellen Sport. Inwieweit freilich damit eine reflexive Welt дистанz einhergeht oder ob diese durch die sportliche Betätigung gerade vermieden wird, wird unterschiedlich sein. „Ausgleichssport“ ist das Stichwort für diejenige distanzierende Funktion, die den Abstandspraktiken zuzurechnen ist und damit – jedenfalls der Möglichkeit nach – auch in die Dimension des Religiösen hineinreicht.

6. Kirche als Partnerin des Sports

Wenn man die Skizze eines Leitbildes für die evangelische Kirche mit den religiösen Dimensionen des Sports verknüpft, so ergibt sich daraus das Profil einer Partnerschaft von Kirche und Sport.

Diese Partnerschaft wurde 1965 hier in Bad Boll bei einer Begegnung von Willi Daume als dem Präsidenten des Deutschen Sportbundes mit Präses Kurt Scharf als dem damaligen Vorsitzenden des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland begründet und in einem anschließenden Briefwechsel befestigt. Dies fand seinen Niederschlag im Angebot der Partnerschaft in der Charta des deutschen Sports, die 1966 vom Deutschen Sportbund verabschiedet wurde. Anschließend kam es auch zur Begegnung zwischen Willi Daume und Julius Kardinal Döpfner für die Katholische Kirche und einem nachfolgenden Briefwechsel. Beim 14. Deutschen Evangelischen Kirchentag 1969 in Stuttgart – vor 30 Jahren! – wurde eine Resolution verabschiedet, die innerhalb einer Jahresfrist „ein für alle Ebenen praktikables Programm der Partnerschaft“ forderte. Diesem Appell wurde entsprochen. Eine Gemischte Kommission erarbeitete das geforderte Programm. Es enthält eine Vielzahl höchst praktischer Empfehlungen an beide Seiten: zur Bewußtseinsbildung, für strukturelle Grundlagen, für die Praxis – bis hin zu Baumaßnahmen! – sowie für gemeinsame Maßnahmen von Kirche und Sport. Darauf will ich jetzt nicht näher eingehen, wenn gleich es sich lohnen würde, einmal sorgfältig zu bilanzieren, was davon wie umgesetzt wurde. Vielleicht ist eine solche Bilanz ja auch schon aufgemacht worden. Mein pauschaler Eindruck ist: eine ganze Menge der Vorschläge wurde verwirklicht!

Ich möchte jedoch in der mir zugewiesenen Zeit lieber den Gedanken verfolgen, welches Profil einer Partnerschaft sich in der Konsequenz des skizzierten Leitbildes

für die Kirche und der anderen theoretischen Voraussetzungen, die ich benannt habe, ergibt. Das kann ich feilich nur an ein paar wenigen Punkten exemplifizieren.

Zunächst ist diese Partnerschaft durch Übereinstimmung und Nähe der Zielsetzung positiv bestimmt. Im Gefälle der vorgestellten Leitziele der Kirche liegt sehr viel Gemeinsamkeit, Zustimmung zu und Bestärkung von Zielen des Sports. Das gilt insbesondere für die Lebensbejahung (Leitthese 4), für die Entfaltung des Lebens- auch in seiner Leiblichkeit, Ekstasik und Kreativität (Leitthese 6), für das Ja zu Pluralität und zum konstruktiven Diskurs (Leitthese 7), für die Wertschätzung der ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter (Leitthese 8), für die Positionierung am Markt (Leitthese 9), auch für das Engagement für das demokratische Gemeinwesen (Leitthese 11).

Dies möchte ich nachdrücklich klarstellen, ehe ich in weiteren Punkten die kritische Funktion der Partnerschaft von Seiten der Kirche beleuchte. Daß diese Punkte ausführlicher dargestellt und begründet werden, ergibt ein asymmetrisches Bild, welches nicht der Realität der Partnerschaft von Kirche und Sport entspricht.

Christian Graf v. Krockow schrieb: „Sport erweist sich als Symbol – als konzentrierter Ausdruck von Prinzipien und von Problemen, die die Industriegesellschaft kennzeichnen“ (Eine Soziologie und Philosophie des Leistungsprinzips, Hamburg: Hoffmann & Campe 1974). „Symbol“ und „konzentrierter Ausdruck“ stehen für die religiöse Dimension.

Sport als symbolische Verdichtung der Prinzipien und Probleme der Leistungs- und Wettbewerbsgesellschaft: das ist vielleicht etwas pointiert, aber gerade auf dieser Verdichtung beruht die beschriebene religiöse Dimension. Auf welche Weise nun schafft die Industriegesellschaft Bewältigungsmechanismen für ihre Probleme?

Eilert Herms hat in einem Vortrag vor dem Arbeitskreis Kirche und Sport 1988 in Loccum darauf hingewiesen, daß Ökonomie und Politik (und das gilt natürlich auch für den Sport) keine interne Kontrollinstanz besitzen. Deshalb, so sagte er, sei es notwendig, daß das Religionssystem „prägenden und steuernden Einfluß“ auf sie ausübt (Eilert Herms, Sport. Partner der Kirche und Thema der Theologie, Hannover, Lutherisches Verlagshaus, 1993, S. 65). Damit ist ein Konzept von Partnerschaft vorgestellt, das einer genaueren Durchdringung bedürfte. Es kann ja auch nicht wahr sein, daß die Kirche als Institution der Religion sich anheischig macht, Steuerungsinstanz für Ökonomie, Politik oder Sport zu sein. Das wäre zweifellos ein überzogener Anspruch. Jeden Anschein von Bevormundung muß sie vermeiden. Aber als Gesprächspartnerin Perspektiven und Gesichtspunkte einzubringen, die sich nicht selbstverständlich aus der eigenen Logik der Politik, der Ökonomie oder des Sports ergeben, das scheint mir sehr wohl eine angemessene Rolle der Kirche zu sein.

Wenn das Leitbild der Kirche Widerstand gegen Vergötzung aller Art verzeichnet, gegen Verabsolutierungen, die das Ganze aus dem Blick verlieren, so ergibt sich daraus die Notwendigkeit einer Markierung der vielfältigen „Vergötzungen“ im Sport: Das Leistungsstreben ist kommerziell korrumpiert, nicht allein im Spitzensport. Auch die Vereine kämpfen um ihr Ranking, weil davon die Mittelzuweisung durch den Landessportbund abhängt, und jeder weiß, wie das oftmals das Vereinsleben belastet. Auch Doping ist nicht einfach als Ausrutscher zu bewerten, sondern er ist durchaus eine systematisch angelegte traurige Konsequenz des zugespitzten Wett-

bewerbs. Wir begegnen hier nämlich der Verzerrung des Leistungsprinzips, das von der „Entfaltung“ bis zur Selbstschädigung und vom „Kräftemessen“ bis zur Behinderung und Verdrängung der Konkurrenten reicht. „Gewinnen um jeden Preis“ ist ein inhumanes Prinzip, wie „Entfaltung der Kräfte“ ein zutiefst humanes ist.

Das Leistungsprinzip ist also ambivalent. Auch der Sinn des Leistungsprinzips muß im Blick auf das Ganze bewertet werden. Darauf aufmerksam zu machen und dazu beizutragen ist die partnerschaftliche Funktion der Kirche. Unter dem Vorsitz des Gründers dieser Akademie, Eberhard Müller, hat die Kammer der EKD für Soziale Ordnung die Probleme von Leistung und Wettbewerb sorgfältig untersucht. Die Denkschrift „Leistung und Wettbewerb“, die 1978 vom Rat der EKD der Öffentlichkeit übergeben wurde, zeichnet ein differenziertes Bild. So wird nach meiner Einschätzung die Partnerrolle der Kirche vorbildlich wahrgenommen. Das würde ich von der 1972 erschienenen Studie „Sport, Mensch und Gesellschaft“ trotz ihrer unbestreitbaren grundsätzlichen Wichtigkeit gerade hinsichtlich der recht unkritischen Bewertung des Leistungsprinzips nicht in gleicher Weise sagen.

Gesundheit ist ein hohes Gut, dessen Pflege der Sport in großem Ausmaß dient. Fitneß, Wellneß dürfen keineswegs als Werte diffamiert werden. Aber es ist unverzichtbar, auch die Grenzen dieser Werte zu sehen und sie nicht zu verabsolutieren. Dazu kann und sollte die Kirche als Partnerin dem Sport einen Beitrag leisten.

Zum einen birgt ja der Sport auch gesundheitliche Risiken durch einseitige Belastungen und Beanspruchungen. Zum anderen ist es wichtig, daß auch Behinderung, Krankheit und Leiden einen positiven Platz im Wertgefüge erhalten. Dieser ist ohnehin stark gefährdet durch eine verbreitete mechanistische Betrachtungsweise, die davon ausgeht, daß der Körper normalerweise zu funktionieren hat und daß eine körperliche Beeinträchtigung normalerweise zu reparieren ist. Zum dritten hat der Gesundheitsaspekt eine Tendenz zur Selbstbezogenheit.

Daß im Ideal der Gesundheit auch ein Problem liegt, wird daran deutlich, daß der Behindertensport keineswegs uneingeschränkt für voll genommen wird. Olympiade und Paralympics sind in der öffentlichen Wertung nicht zu vergleichen, obwohl die mit anderen Maßstäben zu wertenden Leistungen bei den Paralympics in der Relation den olympischen Leistungen durchaus gleich zu achten wären.

Die Kirche als Partnerin des Sports hat also die Aufgabe, mit Nachdruck die Sinnhaftigkeit von Behinderung, Krankheit und Leiden gegenüber einer Überschätzung gesundheitlicher Integrität und Leistungskraft zu vertreten.

Die von dem Bamberger Soziologen Gerhard Schulze als unsere aktuelle Gesellschaftsverfassung kennzeichnend analysierte Orientierung an Spaß, Event und Erlebnis prägt auch den Sport in steigendem Maße. Nicht allein der Profi-Sport wird als publikums- und medienwirksames Event inszeniert, auch der Vereinssport gerät zunehmend unter den Druck sich gegenseitig überbietender Events. Dieser Trend geht Hand in Hand mit der totalen Ökonomisierung.

Spaß zu haben und etwas zu erleben ist ja eigentlich ein positives Bestreben. Trotzdem kann man die Spaß-, Event- und Erlebniskultur unter Wertgesichtspunkten nicht als positiv, ja nicht einmal als neutral ansehen. Denn das Überhandnehmen der Spaßorientierung führt zur Verdrängung all dessen, was damit nicht mithalten kann.

So kommt es zu einer Spirale, in der sich die Events gegenseitig zu übertrumpfen versuchen und zu einer gegenläufigen Vermeidungsspirale hinsichtlich dessen, was weniger Spaß macht. Dies führt zu einem bedenklichen Wert- und Sinnverlust.

Ich sage das mit zwiespältigen Empfindungen, denn in der Kirche setze ich mich unverzagt und unverdrossen dafür ein, nicht über schlechten Besuch von Gottesdiensten zu klagen, wenn sie so langweilig und belanglos sind, wie ich das vielfach erlebe – und es deshalb eben keinen Spaß macht, hinzugehen. Ein Problem sehe ich nur dann, wenn sich in unserer Gesellschaft generell und durch den gesellschaftlichen Einfluß des Sports im besonderen die Reizschwelle für Erlebnisse immer höher schraubt und schließlich nur noch für das Platz bleibt, was Spaß macht. Dann nämlich unterliegen wir einer tiefgreifenden Verarmung.

Kirche und Sport – und die Gewerkschaften! – legen sich derzeit gemeinsam als Verteidiger des arbeitsfreien Sonntags ins Zeug. Das ist ein Zweckbündnis aus unterschiedlichen Motiven. Es gibt zwischen Kirche und Sport gegenwärtig eine Interessenkoinzidenz, wo noch in der Anfangsphase der Partnerschaft, wie das Partnerschaftsprogramm von 1969 zeigt, eine Interessenkollision bestand. Diese ist, genau besehen, zu Lasten der Kirchen überholt worden. Denn es ging um eine sportfreie Gottesdienstzeit am Sonntagvormittag. Dieses kirchliche Interesse wurde durch die gesellschaftliche Entwicklung überspült.

Es gilt aber weiterhin, und das wird meiner Meinung nach gegenwärtig zu klein geschrieben, der Sonntagsschutz nach Artikel 139 der Weimarer Reichsverfassung nicht nur für einen Tag „der Arbeitsruhe“, sondern auch „der seelischen Erhebung“. Deshalb ist es eine Verkürzung, ihn nur als „Soziotop“ und Familien- oder Gelingenstag zu verteidigen.

Wesentlich ist und bleibt, daß der Sonntagsschutz nicht nur der Abstandspraxis zum Zweck der Begegnung, Entspannung und Rekreation gilt, sondern mit der „seelischen Erhebung“ auch der Besinnung und Orientierung dienen soll. Insofern folgt das Zweckbündnis von Kirche, Sport und Gewerkschaft unterschiedlichen Interessen. Das spielt im Blick auf das Ziel keine Rolle, sollte aber um der Fairneß der Partnerschaft willen nicht verschleiert werden.

Zum Schluß: Dies waren einige Beispiele für das Funktionieren von Partnerschaft zwischen Kirche und Sport in meiner Sicht. Die subjektive Einschränkung ist mir wichtig. Und ebenso wichtig ist mir, noch einmal zu betonen, daß das asymmetrische Bild, das womöglich entstanden ist, auf der begrenzten Ausführlichkeit eines solchen Vortrags beruht und insofern die Wirklichkeit verzerrt.

Es wäre der Partnerschaft von Kirche und Sport total zuwider, wenn die Kirche dabei dauernd nur die Rolle des Warnens und Mäkelns zu spielen hätte. Sie ist, wie ich zu zeigen versuchte, Sachwalterin des Blicks aufs Ganze, aufs Absolute und hat deshalb Einseitigkeiten und Verkürzungen argumentativ entgegenzutreten. Jedoch ist auch sie selbst nicht frei von der Gefahr, den Blick aufs Ganze zu verkürzen, fundamentalistisch zu verengen oder gelegentlich dem Zeitgeist zu erliegen. Insofern ist sie selbst ganz und gar eingespannt in den dynamischen Rat Martin Luthers: „pecca fortiter, sed fortius crede!“ Dieses „fortius“ bildet eine partnerschaftliche Brücke zu der sportlichen Trias „citius, altius, fortius“ – „schneller, höher, stärker“. Luther meint: Fehler sind unvermeidlich, Schuld ist unausweichlich – dazu ein realistisches Ja!

Aber ein weitaus stärkeres Ja dann zum Glauben, zum Vertrauen darauf, daß unsere Schuld und unsere Fehler in der alles umfassenden Gottheit Gottes gnädig umschlossen sind.

SPORT UND STAAT IN EINER VERÄNDERTEN BUNDESREPUBLIK

Brigitte Zypries

Welche Aufgaben muß und kann der Sport am Ende des 20. Jahrhunderts leisten, in einer Kultur immer stärkerer Individualisierung und angesichts wachsender Gegensätze und zunehmend pluralistischer Lebensentwürfe?

Der Entsolidarisierung in der Gesellschaft und der zunehmenden Nicht-Kommunikation der Menschen miteinander und der Verlagerung der Kommunikation auf Medien begegnet der Sport mit seinen herausragenden sozialen Funktionen. Er hilft, Menschen zusammenzuführen, Fairness und Achtung gegenüber dem anderen zu üben, fremde und eigene Leistung anzuerkennen und auch das Verlieren zu lernen. Gerade durch die gesellschaftliche Entwicklung brauchen wir diese integrative Leistung und Vorbildfunktion des Sports heute mehr denn je. Die ethischen Grundsätze des Sports und die Möglichkeiten, im Team die Fähigkeiten zu testen und fortzuentwickeln, werden besonders für die Kinder und Jugendlichen immer wichtiger.

Sport bietet daneben auch die Chance, Freizeit sinnvoll zu gestalten, eine nicht zu unterschätzende Funktion in einer Zeit, in der immer mehr Menschen ihre Selbstverwirklichung vor allen Dingen in der Freizeit suchen. Gleichzeitig ist der Sport auch der gesundheitsfördernde Ausgleich zum Berufsleben. Er bietet aber auch denjenigen, die vom aktiven Berufsleben ausgeschlossen sind, sei es aufgrund von Arbeitslosigkeit, wegen Alters, wegen häuslichen Engagements oder einer anderen Lebenssituation, die Möglichkeit, freie Zeit sinnvoll zu verbringen und Kontakte zu haben, sei es im traditionellen Sportverein oder in einer der zahlreichen selbstorganisierten Formen, die wir heute kennen.

Die integrative Kraft des Sports zeigt sich auch bei Gruppen in der Bevölkerung, die aufgrund von Herkunft oder Lebenssituation in Gefahr sind, in der Gesellschaft nicht Fuß zu fassen. Die Bundesregierung unterstützt auch deshalb den Sport, weil er hilft, Ausgrenzungen zu entgegnen und die Integration zu fördern. Gerade diese Funktion halte ich in einer Zeit, in der die Ellbogenmentalität zunehmend über die Solidarität dominiert, für wichtig. Lifestyle und schöner Schein ersetzen politisches Engagement oder die Diskussion über soziale Werte. Idealvorstellungen perfekter und manipulierbarer Körper üben im Bereich der Körperlichkeit einen enormen Druck aus, den Schönheitsstereotypen hinterherzuhetzen. Diese Form des Körperkults ist ein Aspekt, mit dem sich Sport sicherlich auch künftig auseinandersetzen muß.

Diese Frage berührt auch das Verhältnis der Kirche zum Sport, das Verhältnis von Leib und Seele, die Frage nach der „Selbstschöpfung“ des Körpers, nach Grenzen seiner Manipulierbarkeit und möglichem Größenwahn. Dies ist nicht nur eine Frage der Ethik des Sports, sondern eine grundsätzlich anthropologische, die einen interdisziplinären Ansatz erfordert. Ich halte es für wichtig, sich mit diesen Aspekten zu beschäftigen, da einige der skizzierten Entwicklungen der Gesellschaft nach meiner Ansicht sehr bedenklich sind, vor allen Dingen der Zwang zur schablonenhaften Perfektionierung. Die Gesellschaft differenziert sich immer weiter. Lebensstile unterscheiden sich zunehmend. Viele Menschen leben ungewollt einsam, allein, traditionelle Formen von Sozialisation wie Familie, Schule oder Kirchen verlieren ihre Bin-

dungskraft oder können diese Aufgabe nicht mehr übernehmen, sind angesichts der skizzierten Entwicklungen überfordert. Eine der Folgen davon ist leider die zunehmende Gewaltbereitschaft von Kindern. Eine weitere Belastung für den sozialen Zusammenhalt resultiert aus den Gegensätzen der sog. alten und neuen Länder, denn zehn Jahre nach der deutschen Einheit lassen sich immer noch deutliche Vorbehalte übereinander feststellen.

Gerade bei den Aufgaben der sozialen Integration, des gemeinschaftlichen Zusammenlebens und der demokratischen Auseinandersetzung unterschiedlicher Gruppen kann der Sport viel leisten. Er kann aber nicht allein gesellschaftliche Defizite auffangen oder ausgleichen, genausowenig wie zum Beispiel die Schule fehlende familiäre Sozialisation und durch Medienkonsum angetriebene Gewaltbereitschaft von Kindern ausgleichen kann. Die Bedeutung des Sports liegt vor allen Dingen darin, daß er einen Weg zeigt, wie man den Umgang mit Werten wie Fairness, Disziplin, Toleranz trainieren kann, daß er Freiräume bietet für Kreativität, Miteinander und Leistungswettbewerb. Wo sonst können sich Menschen zwanglos und gleichzeitig ritualisiert begegnen? Wo können sie ihr Körpergefühl und ihre Selbstsicherheit trainieren? Wo können sie ihre körperlichen Grenzen erkennen und lernen, ihre Kräfte einzuschätzen?

Der Sport in der Bundesrepublik Deutschland ist autonom. Ich betone es an dieser Stelle, weil diese für uns selbstverständliche Organisationsform ein wichtiger Ansatzpunkt ist, um die gesellschaftliche Bedeutung und Wirkung des Sports richtig einzuschätzen. Ehrenamt und freiwilliges Engagement von Bürgerinnen und Bürgern tragen die 86 000 Vereine, in denen Basketball oder Volleyball, Tischtennis oder Badminton gespielt wird, von anderen populären Ballspielen ganz zu schweigen, wo man schwimmt, läuft, springt, den Bogen spannt, segelt oder rudert, wo man lernt, sich selbst zu verteidigen, seine Kondition und Geschicklichkeit zu verbessern, oder wo man trotz einer Behinderung seine körperlichen Fähigkeiten einsetzen und mit anderen messen kann.

Ein Drittel der Bevölkerung der Bundesrepublik Deutschland, das sind 26 Millionen Menschen, treibt Sport im Verein. Dazu kommen diejenigen, die nicht organisiert joggen, radfahren, schwimmen oder die Einrichtungen der kommerziellen Anbieter nutzen. Ungefähr zweieinhalb Millionen Bürgerinnen und Bürger trainieren oder organisieren ehrenamtlich, setzen sich in ihrer Freizeit als Schiedsrichter ein oder richten Turniere aus. Sport kann damit als Modellfall für ein Gemeinschaftsleben gelten, das „Bürgerinnen und Bürger in Trikots“ selbst gestalten. Hier spielen Eigenverantwortung und Selbsthilfe, aber auch Verantwortung und Hilfe für andere beispielhaft ineinander. Vereine und andere Organisationen vertreten die Belange ihrer Mitglieder unabhängig und in eigener Verantwortung. Ohne die ehrenamtliche Arbeit, auf der der Breitensport gründet, wäre unsere Gesellschaft nicht nur ärmer, nein, sie würde, wenigstens insoweit, auch nicht funktionieren. Ehrenamtlicher Einsatz gewährleistet Strukturen, die der Staat mit hauptberuflichen Kräften in dieser Form weder organisieren noch gar finanzieren könnte. Mit diesem Engagement werden zentrale Werte wie Menschlichkeit und Solidarität vermittelt. Der Sport und seine Organisationen, die ihn tragen, erbringen damit Leistungen, die für jedes Gemeinwesen unverzichtbar sind, das auf Freiheit und Gestaltungskraft jedes Einzelnen und Zusammenspiel und Konsensfindung in der Gesellschaft setzt.

Wie nötig unser Gemeinwesen diese Leistung aller gesellschaftlichen Kräfte braucht, zeigt die Situation unseres Staates am Ende dieses Jahrhunderts. Wir müssen uns angesichts der gesellschaftlichen Entwicklung, aber auch angesichts der finanziellen Ressourcen, die uns zur Verfügung stehen, fragen, welche Aufgaben der Staat künftig übernehmen kann, welche Leistungen zu erbringen er noch in der Lage ist, und die Frage, an welchen Stellen Bürgerinnen und Bürger und die Organisationen, in denen sie sich organisieren, Verantwortung übernehmen können. Daß der Staat an der Grenze seiner Leistungsfähigkeit angekommen ist, ist keine neue Erkenntnis. Aber ich denke, daß eine Tagung wie diese, organisiert von der Kirche, versuchen muß, auch Antworten zu finden, wie wir in unserer Gesellschaft die Verantwortung neu verteilen können. Staat und Gesellschaft können nur dann zusammenwirken, wenn dabei der Grundsatz der Eigenverantwortlichkeit eines jeden gesellschaftlichen Bereiches gilt. Der Sport zeigt, wie diese Zusammenarbeit funktionieren kann.

Wir müssen sehen, daß der Staat nahezu zwangsläufig in eine Fehlentwicklung gerät, wenn er Allzuständigkeit für alle gesellschaftliche Bereiche beansprucht. Erstens kann er de facto dem Anspruch nicht genügen, zweitens würde er die Gestaltungskraft der Menschen lähmen. Der Staat hat vielmehr die Aufgabe, zu ermutigen und zu motivieren und – so weit wie möglich – auf Eigenverantwortung zu setzen. Eigenständige Organisationen mit eigenen Mechanismen der Selbstkontrolle können schneller auf Veränderungen reagieren. Der Staat hat aber die Pflicht, regulierend einzugreifen, wenn zwingende Erwägungen des Gemeinwohls dies erfordert.

Aus all diesen Gründen ist die Förderung des Sports ein wichtiges Anliegen der Bundesregierung. Das ist auch in der Koalitionsvereinbarung festgeschrieben und daran ändert sich auch nichts durch die notwendigen Einsparungen, zu denen diese Bundesregierung angesichts des übernommenen Schuldenberges gezwungen ist. Die Sportförderung hat im Innenministerium einen hohen Stellenwert. Auch wenn der Bundesinnenminister sich natürlich an den Einsparungen des Kabinetts mit dem entsprechenden Prozentsatz beteiligen muß, ist es uns wenigstens für das Jahr 2000 gelungen, die Einsparungen beim Sport im Grunde nicht zu vollziehen. Wir haben bei der allgemeinen Sportförderung einen Ansatz von einer Million, und wir haben bei den Geldern, die wir für den Bau von Sportstätten ansetzen, denselben Ansatz wie im letzten und vorletzten Jahr auch, nämlich 68 Millionen. Soweit das Geld für den Sport im Jahr 2000 dennoch etwas weniger wird, weil die Erwartungen, die an die Entsendungskosten für Olympia geknüpft wurden, nicht ganz erfüllt werden konnten, sind wir uns mit dem Sport einig, daß da, wo wir sparen müssen, wir intelligent und vorausschauend sparen wollen. Deswegen ist unser Kredo, Sparen und Modernisieren miteinander in Verbindung zu bringen. Wir nutzen die Haushaltszwänge dazu, Prioritäten zu setzen. Wir überprüfen Aufgaben und Institutionen, ob ihre Arbeit nicht effizienter gestaltet werden kann, und wir sind uns auch mit dem Sport darin einig, daß wir vor allen Dingen den Athletinnen und Athleten beim Spitzensport weiterhin sehr gute Trainingsbedingungen gewährleisten und den Sportverbänden die notwendige Planungssicherheit geben wollen.

Die Spardebatte ist also gleichzeitig eine Strukturdebatte, und ich möchte mich an dieser Stelle beim DSB dafür bedanken, daß wir diese Gespräche – wenigstens bisher, und ich gehe davon aus, daß dies auch in Zukunft so bleiben soll – in einem guten Konsens führen können, daß die Möglichkeit besteht, sich gemeinsam an den Tisch zu setzen und zu überlegen, wie Strukturen verändert werden sollen, um denselben Output zu haben, aber möglichst kostengünstiger zu arbeiten. In dem Sinne

sind wir uns mit dem DSB darüber einig, daß wir nach Sydney 2000 das System der Olympiastützpunkte und der Bundesleistungszentren unter der Frage überprüfen wollen: Läßt sich mit denselben Mitteln oder gar mit weniger Mitteln das Gleiche oder gar Besseres erreichen? Deswegen werden wir die Organisation der Stützpunkte evaluieren und auch andere staatlich geförderte Institute wie zum Beispiel das Bundesinstitut für Sportwissenschaften, das IAT, das FES und die Trainerakademie. Überall wird die Frage gestellt werden müssen, ob und wenn ja wie die Aufgaben effizienter ausgeübt werden können.

Gleichzeitig bin ich der Auffassung, daß wir auch andere Kräfte der Gesellschaft stärker in die Verantwortung für das gesamtgesellschaftliche Projekt Projekt Sport einbinden müssen. Ich meine hiermit die Wirtschaft. So wie der Sport schon immer nach ergänzenden Finanzierungsquellen suchen mußte bzw. auch in Zukunft suchen muß, sollte die Wirtschaft verstärkt als Sponsor in Erscheinung treten. Auch meine ich, daß es Teilen der Wirtschaft gut anstehen würde, sich als Mäzen zu betätigen. Trotz des Dopingskandals bei der Tour de France 1998, trotz Gewaltexzessen bei der Fußballweltmeisterschaft in Frankreich im vergangenen Jahr und trotz der Manipulationen im Zeichen der Olympischen Ringe hat der Sport seine führende Rolle im internationalen Sponsoring halten können. Nach einer Studie der internationalen Sportrechteverwertungsgesellschaft ISPR und des EMNID-Instituts werden Werbetreibende bis 2000 rund 60 Prozent von jährlich etwa 5 Milliarden Mark in den Sport investieren, ein niedrigerer Anteil kommt dem Kultur- und Sozialsponsoring zugute. Allein im vergangenen Jahr hat die Werbewirtschaft 2,5 Milliarden Mark für die Markenkommunikation im Sport ausgegeben.

Sponsoring kann sicherlich nicht als Allheilmittel begriffen werden. Seine negativen Seiten sind bekannt. Sportler sind keine Werbeflächen. Deshalb betrachte ich es als gemeinsame Aufgabe aller Beteiligten – und damit besonders der Medien –, auch beim Sponsoring auf die Vielfalt des Sports und seinen Charakter als Kulturgut zu achten. Dieses ist ein Teil des Appells an andere gesellschaftliche Kräfte. Die berechnete Frage an mich ist natürlich: Was sind die ressorteigenen Beiträge des Bundesinnenministers und der Bundesregierung?

Der Bundesinnenminister hat insofern zu Beginn seiner Amtszeit einen sehr deutlichen Punkt zu Gunsten des Sports gesetzt, daß er sich nachhaltig für eine bessere Dopingbekämpfung eingesetzt hat, sowohl auf nationaler wie auf internationaler Ebene. Daneben sind für unsere Sportpolitik ressortübergreifende Ziele von Bedeutung. Ich nenne hier zum Beispiel sportliche Angebote im Rahmen des Gesundheitssystems, wo wir gemeinsam mit der Bundesgesundheitsministerin das Sozialgesetzbuch in seinem Paragraphen 20 zu Gunsten der Sportvereine ändern konnten, und wir setzen uns nachhaltig dafür ein, die Rechte von Menschen mit Behinderungen im Sport zu verbessern. Wir wissen uns in gesamtstaatlicher Verantwortung für den Sport, obwohl wir auf Bundesebene unter Anerkennung der grundgesetzlich festgeschriebenen Kompetenzen nur für den Hochleistungssport zuständig sind. Wir sind aber der Auffassung, daß sich Breiten- und Spitzensport ergänzen und der Hochleistungssport auf dem Breitensport aufbaut. Deshalb fördern wir in gewisser Weise auch den Breitensport. Eine der Fördermöglichkeiten des Breitensports, die die Bundesregierung unternommen hat, ist der sog. „Goldene Plan Ost“. Diese Art der Förderung ist einmalig in der Geschichte der Deutschen Sportförderung. Wir wollen mit den Möglichkeiten des Ausbaus und Neubaus von Stadien und Sportstätten im Osten Deutschlands ein Signal setzen für die Angleichung ost- und westdeutscher Le-

bensverhältnisse und nicht zuletzt auch damit für Prävention gegen Gewalt und Kriminalität bei Kindern und Jugendlichen. Nachholbedarf besteht in den neuen Bundesländern deshalb, weil die DDR dem Breitensport nicht in dem Maße die Aufmerksamkeit geschenkt hat wie dem Spitzensport. Deshalb haben wir dieses Programm in Absprache mit dem DSB aufgelegt, und wir konnten dieses Jahr erstmalig 15 Millionen Mark dafür bereit stellen. Die Initiative ist erarbeitet nach den seinerzeitigen Kriterien des DSB. Wir haben sie um einen arbeitsmarktlichen Ansatz ergänzt, weil die Vorstellungen waren, daß man mit dem Geld, das in den Osten fließt, auch sehen sollte, daß dort Arbeitsplätze geschaffen werden. Deswegen gibt es bei der vorgesehenen Drittelfinanzierung durch Bund, Länder und Kommunen die Möglichkeit, daß die Kommunen ihren Anteil durch die Bereitstellung von Arbeitskräften erbringen. Die Arbeitsförderungsgesellschaften sind bekannt, die es nicht nur im Osten, sondern auch im Westen gibt. Ich denke, daß dies ein sinnvoller Ansatz ist, weil es natürlich nicht in unserem Sinne sein kann, daß mit den Steuergeldern, die beim Aufbau im Osten helfen sollen, dann auch noch Firmen aus anderen Staaten finanziert werden.

Daß ein solches Programm positive Wirkungen haben kann, möchte ich anhand eines kurzen Beispiels erwähnen. In Treptow wird eine Sporthalle angebaut. Diese Sporthalle belebt nicht nur den Vereinssport, sondern macht es auch den 250 Schülerinnen und Schülern der danebengelegenen Hauptschule wieder möglich, an ihrer Schule Sport zu treiben.

Ich denke, daß wir mit der Summe von 45 Millionen Mark pro Jahr einen Akzent gesetzt haben, der insbesondere in den Neubau von Sportstätten gehen soll. Auch möchte ich nicht unerwähnt lassen, daß es dabei geblieben ist, daß die neuen Länder aus dem Investitionsförderungsgesetz pro Jahr 6,6 Milliarden DM erhalten und mit diesem Geld auch die Sanierung von Sportstätten bezahlen können, so daß das reale Geld, das für die Sanierung und Bereitstellung von Sportstätten in den neuen Ländern zur Verfügung steht, weit über die Summe von 45 Millionen Mark hinaus geht. Diese Sonderförderung für Ostdeutschland ergänzt das allgemeine Sportförderprogramm der Bundesregierung, mit dem die Sportstätten des Hochleistungssports unterhalten und errichtet werden.

Der Sport soll möglichst viele Menschen erreichen. Dafür bedarf es nicht nur der Infrastruktur, sondern es ist auch notwendig, daß die Rolle der Sportvereine aufgewertet wird und der ehrenamtliche Einsatz der Bürgerinnen und Bürger, den ich vorhin geschildert habe, stärker anerkannt wird. Ich denke, daß es Aufgabe von uns allen ist, dieses Engagement einzelner, die ja in ihrer Summe eine Vielzahl sind, stärker zum Ausdruck zu bringen. Deshalb habe ich mich gefreut, daß die Bildungsminister der Bundesländer künftig das ehrenamtliche Engagement von Schülerinnen und Schülern im Zeugnis vermerken wollen, um ihnen damit später bei Bewerbungen eine quasi Zusatzqualifikation zu bescheinigen. Es wird Aufgabe der Bundesregierung sein – obwohl ich nicht zu vermessen bin zu sagen, daß wir schon sehr weit sind –, bürokratische Hemmnisse abzubauen und vor allen Dingen keine neuen aufzubauen und den Handlungsrahmen für ehrenamtlich Tätige zu verbessern, zum Beispiel beim Unfallschutz. Hier wäre sicherlich zu prüfen, und darüber sind wir mit dem Bundesarbeitsministerium im Gespräch, was aber nicht einfach ist, ob man die Arbeitsförderungsgesetze für solche Arbeitslosen entschärfen kann, die sich zum Beispiel beim Fußball oder in anderen Vereinen engagieren. Hierbei geht es um die Frage der Bereitstellung der Verfügbarkeit.

Inwieweit wir neben dieser ideellen Unterstützung auch finanziell entlasten können, prüfen wir gerade, insbesondere im Hinblick auf die Bestimmungen des Vereinsförderungsgesetzes, wo eine bessere Förderung des Ehrenamtes festgeschrieben werden müßte. Angesichts der Haushaltslage ist es nicht einfach, in diesem Zusammenhang großartige finanzielle Versprechungen zu machen, dies wäre schlicht unredlich, aber ich muß gestehen, daß ich sehr froh bin, daß es der SPD-Bundestagsfraktion gelungen ist, den Übungsleiterpauschbetrag von 2 400 auf 3 600 Mark hochzusetzen. Der Sport wollte gerne 4 800, aber ich denke, mit 3 600 DM haben wir einen guten Kompromiß gefunden. Und dadurch, daß auch der begünstigte Personenkreis ausgewertet wird, ist, so glaube ich, dem Sport schon eine Menge geholfen.

Ich glaube, daß es die Aufgabe des Staates ist, insoweit das ehrenamtliche Engagement zu unterstützen, denn das Ehrenamt bedeutet ja mehr als nur freie Zeit einzubringen. Es erfordert auch eine bestimmte Qualifikation, besonders für die Jugendarbeit. Trainer und Betreuer müssen die Fähigkeit haben, Jugendliche anzusprechen, und sie sollten ihnen mehr als Fitness und Techniken vermitteln. Denn Kinder und Jugendliche durchleben im Sport eine Sozialisierungsschule, die sie erüchtigen soll, später in der Gesellschaft richtig Fuß zu fassen. Man bezeichnet aus all diesen Gründen die Sportvereine nicht umsonst als funktionierende Sozialstationen, und ich denke, wir sind uns alle darin einig, daß der Sportverein nach wie vor den ersten Rang in der außerschulischen Kinder- und Jugendarbeit einnimmt. Ein Beispiel, wo die Bundesregierung diese Arbeit fördert, ist Sport zur Integration der jugendlichen Spätaussiedler. Gerade bei der dritten Generation der Spätaussiedler sind wir der Auffassung, daß wir uns besonders um die Jugendlichen kümmern müssen. Sie sind vor allen Dingen aufgrund fehlender Sprache besonders gefährdet, zu Außenseitern zu werden, eine kriminelle Karriere zu beginnen oder dem Drogenkonsum zu verfallen. Die sozialpädagogische Projektarbeit profitiert hier sehr stark vom Sport. Gemeinsam mit dem Deutschen Sportbund fördern wir deshalb schon seit mehreren Jahren ein Projekt „Sport für Aussiedler“, das große Erfolge hat.

Ein weiterer Beleg für die integrative Kraft des Sports – in diesem Fall beim Hochleistungssport – ist das Zusammentreffen von Ost und West in der Turnhalle und auf der Aschenbahn nach der deutschen Einheit. Nach dem Fall der Mauer ist die erste gemeinsame Olympiamannschaft Deutschlands 1992 bei den Spielen in Albertville und Barcelona durch ausgesprochen guten Teamgeist aufgefallen.

Trotz all dieser positiven Merkmale ist es auch Aufgabe der Verantwortlichen im Sport, auf sich verändernde gesellschaftliche und soziale Bedingungen zu reagieren und sich mit der Tendenz von Jugendlichen, dem Vereinssport doch in gewisser Weise den Rücken zu kehren, auseinanderzusetzen. An dieser Stelle möchte ich gerne als gutes Beispiel für eine geglückte Reaktion des Sports die Karriere des Streetbasketballs nennen. Der Deutsche Basketballbund hat mit seiner Idee, Streetbasketballturniere zu veranstalten, diese Tendenzen bei den Jugendlichen sehr gut aufgegriffen und kanalisiert, und ich glaube, daß es für die Zukunft eine der Aufgaben sein kann, daß sich Vereine und Verbände innerhalb ihrer Organisationen bemühen, den Vereinssport für die Kids attraktiver zu machen.

Damit der Sport die jetzt schon so oft gepriesene Vorbildfunktion behalten kann, müssen wir uns entschieden gegen die Manipulation mit unerlaubten Substanzen

wenden und das Doping auf nationaler sowie auf internationaler Ebene schnell und wirksam eindämmen. Wer Fairness als ethische Grundlage des Sports begreift, muß sich zu dem Kampf gegen Doping bekennen. Der Sport lebt ja vor allem auch vom Idealismus der Sportler. Leichtfertiger Umgang mit Menschen und die Verzerrung des Wettkampfs gehören nicht dazu. In der Vergangenheit wurde die Manipulation mit verbotenen Substanzen bagatellisiert. Ich denke, daß diese Zeiten vorbei sind und sowohl vom Deutschen Sport als auch von der Politik ganz entschieden gegen Eingriffe mit chemischen Substanzen vorgegangen wird. Denn schneller, höher, weiter darf nicht heißen: schneller spritzen, höher dosieren, weiter mischen. Der Wettbewerb auf Sprint- und Marathonstrecken, der Schanze oder dem Sprungbrett darf nicht zum Wettbewerb um das beste Mixen eines Chemiecocktails verkommen, das Kräfteressen nicht zur Geschicklichkeitsprobe der cleversten Betrüger.

Zu den wirkungsvollsten Initiativen des Bundesinnenministers gehört sein Einsatz für eine internationale Dopingagentur und für eine international einheitliche Mindestsperre bei Verstößen gegen das Dopingverbot. Neben dem Erfolg auf der Weltkonferenz „Doping im Sport“ des Internationalen Olympischen Komitees im Februar 1999 in Lausanne hat der Bundesinnenminister erstmals während einer EU-Ratspräsidentschaft zu zwei informellen Begegnungen der Sportminister eingeladen, in deren Mittelpunkt das konsensuale Vorgehen gegen Doping stand. Das war in der ersten Hälfte dieses Jahres, als Deutschland die Ratspräsidentschaft hatte. Durch unsere Initiative hat die Abstimmung mit den EU-Mitgliedsstaaten entscheidende Impulse erfahren, und Herr Schily hat sich sehr gefreut, daß seine Initiative auch von international erfolgreichen deutschen Spitzensportlern, die zu diesen Begegnungen eingeladen waren, gelobt und unterstützt wurde. Denn unsere Überzeugung ist, daß ein erfolgreicher Kampf gegen Doping nur international und gemeinsam erfolgen kann.

Wir haben auch auf nationaler Ebene einiges getan. 1999 investieren wir 500 000 DM mehr, als die alte Bundesregierung vorgesehen hatte, in die Dopinganalytik und in die Dopingforschung. Denn nur mit wissenschaftlich verfeinerten Methoden lassen sich die Substanzen überhaupt und auch möglichst schnell nachweisen. Die Entwicklungen der pharmazeutischen Forschung machen es den Spitzensportlern ja immer leichter, ihren Körper zu manipulieren. Wenn man diese Entwicklung weiter denkt, kommt man bis zu der Frage, ob es möglich sein wird, den Körper auf bestimmte Sportarten zu programmieren.

Daß es für chemische Eingriffe im Sport für uns zumindest eine klare Grenze gibt, haben wir sehr deutlich gemacht. In der Bekämpfung des Dopings kommen wir deshalb auch nicht um die Fragestellung umhin, inwieweit es unabhängig von der Autonomie des Sports auch eine Verpflichtung des Staates ist, bestimmte Sanktionen anzudrohen, so wie es mit der Novellierung des Arzneimittelgesetzes im letzten September geschehen ist. Unsere Position derzeit ist klar. Wir wollen abwarten, wie sich das Arzneimittelgesetz mit seinen Sanktionen in der Praxis bewährt, und erst dann, wenn wir feststellen müssen, daß die Erfolge nicht ausreichend sind, sind wir bereit, über neue Regelungen wie ein Bundesantidopinggesetz nachzudenken. Einer der Punkte, die dabei verankert werden muß, ist eine Informationspflicht, denn die Strafverfolgungsbehörden benötigen zur Aufnahme ihrer Ermittlungen in Deutschland einen sog. Anfangsverdacht, um überhaupt ermitteln zu können.

Beim Doping gehört neben der Sanktion auch die Prävention dazu, d. h. eine vernünftige, sinnvolle und vor allen Dingen frühe Aufklärung. Dazu haben wir mit den Kultusministern Gespräche geführt und darum gebeten, daß in den Schulen eine stärkere Aufklärung über Doping betrieben wird. Auch sind wir uns mit dem Sport darüber einig, daß es eine der Aufgaben der Bundesleistungszentren und Olympiastützpunkte ist, jugendliche Sportlerinnen und Sportler rechtzeitig und hinreichend über die Gefahren des Doping aufzuklären. Schließlich steht auch ein nationales Interesse hinter diesen Bemühungen um den Kampf des sog. „sauberen Sports“. Deutschland zählt international gesehen zu den Ländern mit den dichtesten Trainings- und Wettkampfkontrollen. Dies darf aber deutsche Sportler im internationalen Wettbewerb nicht benachteiligen. Chancengleichheit verlangt deshalb international vergleichbare Kontrollen. Nicht zuletzt deshalb bemüht sich der Bundesinnenminister nachhaltig um die Zusammenarbeit mit anderen Nationalstaaten.

Ein weiterer Punkt neben dem Doping, das den Sport beeinflusst, sind die Medien als eine der wesentlichen Rahmenbedingungen für den Spitzensport. Das beginnt bei dem Verhältnis zu den Medien, berührt aber auch die Frage von Sponsoring, Professionalisierung, Finanzierungsfragen und reicht bis zur sozialen und beruflichen Absicherung der Athletinnen und Athleten. Der Sport steht, wie wir alle wissen, in deutlicher Wechselwirkung mit der Medienpolitik, mit der Sendepolitik der Medien und mit dem Bild, das dem Fernsehpublikum vom Sport vermittelt wird. Wir sind der Auffassung, daß der Sport als Kulturgut geschützt werden muß, daß er mehr ist als ein mediales Showbusiness, in dem nur die besonders telegenen Sportarten und die besonders attraktiven Werbeträger eine Rolle spielen dürfen. Wenn man den Sport als Ganzes betrachtet und gerade auch die Verantwortung gegenüber der jüngeren Generation in den Blick nimmt, kann es nicht angehen, daß das Diktat des Kommerzes über das Recht der Bürgerinnen und Bürger auf Berichterstattung von zentralen Sportveranstaltungen dominiert. Deshalb kann es auch nicht Ziel einer vernünftigen öffentlich-rechtlichen Rundfunkpolitik sein, die Vielfalt des Sports durch Fußball, Tennis, Boxen und Formel 1 zu vermitteln und alles andere unter dem Begriff Randsportarten zu verbuchen, deren Darstellung in den Medien so gut wie nicht stattfindet.

Die Autonomie des Sports und das Selbstbestimmungsrecht der Sportlerinnen und Sportler ist auch dann grundsätzlich berührt, wenn die Startzeiten ungeachtet von Tageszeit und Temperatur nur noch nach den von der Werbung geforderten besten Einschaltquoten festgelegt werden. Wir müssen demgegenüber darauf bestehen, daß Breitensport, sportpolitische Themen und der alltägliche Sport in den Vereinen zu einer seriösen Berichterstattung gehören. Sie erfordern entsprechende Hintergrundinformationen und sorgfältige Recherchen, was nicht immer dem Stil der kommerziellen Sender entspricht. Die Sportministerkonferenz hat im vergangenen Dezember diese Defizite benannt und deutlich gemacht, daß sie einen Schaden am Image des gesamten Sports und damit auch seiner sozialen und pädagogischen Funktion sieht. Wir müssen auch dafür Sorge tragen, daß große Sportereignisse künftig nicht im Pay-TV verschwinden und deshalb unseren Einfluß im Rahmen der Europäischen Kommission deutlich machen, die ihre Beratung zur sog. Fernsehrichtlinie demnächst beenden wird.

Auch die öffentlich-rechtlichen Anstalten unterliegen hier einer besonderen Verantwortung und sehen, wie ich meine, leider all zu oft auf die sog. Einschaltquote. Viele Sportarten und Sportbereiche finden nur noch in regionalen und lokalen Sendern

und manchmal auch noch in den dritten Programmen der ARD statt. Deshalb möchte ich an dieser Stelle an die anwesenden Sportfunktionäre appellieren, dieses in den jeweiligen Rundfunkräten der Länder, wo der Sport mit vertreten ist, zu problematisieren und anzusprechen. Denn ich denke, daß die besondere Verantwortung der öffentlich-rechtlichen Anstalten für diese Form von Berichterstattung auch in diesen Institutionen oft in Erinnerung zu rufen ist.

In dem Zusammenhang ist der Bundesregierung die Berichterstattung über den Behindertensport ein Anliegen. Minister Schily hat bereits mehrfach an die Medien appelliert, sie angeschrieben und mit ihnen auch darüber geredet, daß der Behindertensport stärker in der Berichterstattung vorkommen soll. Wir haben zwei Erfolge erzielt: Zum einen konnten wir erreichen, daß die australische Regierung sich mit dafür einsetzen wird, daß von den Paralympics in Australien mehr Bilder zur Verfügung gestellt werden. Die Berichterstattung, die die öffentlich-rechtlichen Anstalten gerne übernehmen wollten, war dadurch gefährdet, daß von Australien nicht genug Bilder zur Verfügung gestellt werden konnten. Dieses Problem soll behoben werden. Ein zweiter Punkt, für den wir uns engagiert haben, ist die Verbesserung der Informationen für gehörlose Sportler. In dieser Hinsicht haben wir selbst jetzt bei RTL einen Erfolg erzielen können, indem uns RTL zugesagt hat, daß die Berichterstattung insoweit verbessert werden soll. Ich werde am Montag ein Schreiben an den Gehörlosenverband unterschreiben können, mit dem wir ihn bitten werden, sich direkt mit den Sendern in Verbindung zu setzen, um zu klären, wie diese Angelegenheit weiterentwickelt werden kann.

Ein kurzes Wort zur Förderung des Leistungssports der Behinderten. Wir fördern den Leistungssport der Behinderten grundsätzlich nach den gleichen Kriterien wie den Spitzensport der nicht-behinderten Athletinnen und Athleten. Trotz der angespannten Haushaltslage haben wir die Förderung des Behindertenleistungssports erheblich erhöhen können. Unser Ziel ist es darüber hinaus, die bestehenden Olympiastützpunkte und Bundesleistungszentren für die Benutzung durch behinderte Sportlerinnen und Sportler so weit wie möglich zu öffnen, d. h. die entsprechenden Umbaumaßnahmen vorzunehmen. Das läuft in sehr vielen Stützpunkten schon und wird auch sehr gut angenommen. Ich denke, daß es ebenfalls ein vernünftiger Beitrag für die Möglichkeiten der strukturellen Verbesserung und der effizienteren Nutzung von vorhandener Infrastruktur ist.

Wir sind uns alle in der grundsätzlichen Bewertung einig: Der Sport ist vor allen Dingen deshalb faszinierend, weil er die unterschiedlichsten Facetten gesellschaftlichen Zusammenlebens miteinander verbindet, die Integration und die soziale Funktion, die Aura des Wettkampfs, die Ästhetik und die Spannung sportlicher Hochleistungen. Wir werden uns von seiten der Bundesregierung für diese Vielfalt der Disziplinen weiterhin einsetzen und sie fördern, denn wir sind der Auffassung, daß unsere Gesellschaft heute mehr denn je diese Fähigkeiten des Sports braucht.

50 JAHRE SPORTTAGUNGEN IN BAD BOLL – Spiegel der Sportentwicklung –

Prof. Dr. Michael Krüger

Die Kirchen spielten beim Neu- und Wiederaufbau des organisierten Sports in Westdeutschland eine wichtige Rolle. Sie halfen mit, Turnen und Sport nach den Erfahrungen und Verstrickungen mit dem Nationalsozialismus geistig und moralisch neu zu begründen und zu rechtfertigen. Dies geschah auch mit Hilfe christlicher Werte, die im Sportverständnis im Nationalsozialismus keinen Platz hatten.

Brücken zwischen Kirche und Sport

Die Tagungsarbeit der kirchlichen Akademien stellt dabei bis heute und im Rückblick besehen die wichtigste und über mehr als fünf Jahrzehnte hin immer stabiler ausgebaute Brücke zwischen Kirche und Sport dar; oder, anders gesagt, die Akademietaugungen tragen über die Themen, Fragen und Probleme, die Sport, Bewegung und Körperlichkeit im weitesten Sinn unter sich ändernden gesellschaftlichen, sozialen und kulturellen Bedingungen betreffen, wesentlich dazu bei, die gesellschaftlich-sozialen, ethisch-moralischen und auch die geistigen und geistlichen Fundamente von Gymnastik, Turnen, Leibesübungen, Spiel und Sport zu festigen, aktuellen Bedingungen anzupassen und gegebenenfalls auch zu erneuern.

Die Bedeutung, welche speziell die Evangelische Akademie Bad Boll als Brücke zwischen Kirche und Sport und als Begegnungsstätte zwischen Menschen in unterschiedlichen sportlichen, gesellschaftlichen und kirchlichen Organisationen innehat, ergibt sich in erster Linie daraus, daß seit 1949 regelmäßig Sporttagungen durchgeführt werden, durch die eine Vielzahl von Menschen erreicht werden: Zusammen gerechnet waren es von 1949 bis 1998 rund 200 Tagungen, entweder in der Akademie Bad Boll selbst (ca. 140 Tagungen) oder mit Beteiligung und in Partnerschaft mit anderen Organisationen, in der Regel mit Vereinen und Verbänden von Turnen und Sport, an anderen Orten. Wenn man von einer durchschnittlichen Beteiligung von nur 25 Personen je Tagung ausgeht, kommt man auf eine Zahl von etwa 5000 Multiplikatoren. Nicht dazu gerechnet sind die zahlreichen, regelmäßigen Werkwochen zwischen den Kirchen und dem Deutschen Sportbund, die Sitzungen und Tagungen des oder der Arbeitskreise Kirche und Sport, die Studienkurse in Sils Maria in der Schweiz oder die Alpinismustagungen, die seit Beginn der 60er Jahre in der Regel in Bad Boll stattfinden.¹⁾

Die partnerschaftliche Planung, Durchführung und häufig auch Auswertung von Begegnungstagungen mit Vereinen, Verbänden, Interessengruppen, Ministerien und anderen Organisationen zu jeweils aktuellen und gegenseitig interessierenden The-

¹⁾ Die folgende Analyse und Interpretation der Tagungsarbeit in Bad Boll stützt sich auf die von Klaus Strittmatter geführte und archivierte Dokumentation von Tagungsprogrammen, Tagungsprotokollen, Einladungen, Teilnehmerlisten, Zeitungsberichten usw.

men stellt ein Grundprinzip der Bad Boller Tagungsarbeit dar; dies hat nicht nur praktisch-organisatorische und finanzielle Gründe, sondern ist ein Zeichen für gemeinsames Interesse und gemeinsame Verantwortung. Die Vielzahl und Vielfalt der in Bad Boll behandelten Themen spiegelt sich auch in der bunten Liste der Partner: Sportvereine, Sportkreise, Sportjugenden, Sportbünde, Fachverbände von Turnen und Sport (der Schwäbische Turnerbund war bis weit in die 80er Jahre der wichtigste Kooperationspartner für Bad Boll), Freiburger Kreis, Schwäbischer Albverein, Deutscher Alpenverein, Ministerien, Nationales Olympisches Komitee (NOK für Deutschland), Deutsche Olympische Gesellschaft (DOG), Deutscher Sportbund (DSB) sowie kirchliche Partner wie CVJM/ Eichenkreuz, die Diözese Rottenburg oder Kirchengemeinden.

Die Themenpalette erstreckte sich dabei von im engeren Sinn christlichen und kirchlichen Fragen wie „Sport und christlicher Glaube“ über Probleme der Freizeit in der modernen Gesellschaft, Mädchen und Frauen im Sport, Verein und Ehrenamt, die Bedeutung des Sports für das soziale Miteinander und die gesellschaftliche Integration (z. B. von Behinderten oder Straftentlassenen), Gewalt und Aggression bis hin zu ethisch-moralischen Problemen des Sports (z. B. Doping und Kinderhochleistungssport), dem Verhältnis von Sport und Politik, vor allem am Beispiel der Olympischen Spiele und des Olympismus, oder Fragen der Leibeserziehung und Sportpädagogik.

Die Bedeutung von Presse, Funk und Fernsehen für den Sport und das Bild und Vorbild des Sports in der Gesellschaft wurde von den Bad Boller Veranstaltern praktisch von Anfang an erkannt. Dies zeigt sich in zahlreichen Gesprächen und Begegnungstagungen, die mit oder in Verbindung mit Journalisten durchgeführt wurden. Es ging und geht dabei immer auch um das Bemühen, eine Art Ethik der Sportberichterstattung oder des Sportjournalismus zu entwickeln und die Verantwortung der Medien für einen humanen Sport zu stärken.

Eine wichtige Rolle spielten und spielen auch die Veranstaltungen, in denen die Sorgen und Probleme der Menschen in der alltäglichen Vereins- und Verbandsarbeit und im Verhältnis von Städten, Gemeinden und Kirchengemeinden besprochen werden können oder auch die ethisch-moralischen Aspekte einzelner Sportarten zur Sprache kommen, etwa im Fußball, Boxen oder Tanzsport.

Standpunkte austauschen und klären

Tanz und Tanzsport sind ein Beispiel dafür, daß die Sporttagungen in Bad Boll immer auch dazu dienten, innerhalb der Kirchen und speziell zwischen den verschiedenen Gruppierungen in der Evangelischen Kirche Standpunkte zu Fragen und Erscheinungen des öffentlichen, gesellschaftlichen Lebens zu diskutieren.

In den Jahren 1958 und 1959 wurden auch deshalb insgesamt drei Tagungen in Zusammenarbeit mit dem Tanzsportverband durchgeführt, weil unübersehbar war, daß sich die jungen Menschen immer weniger von den Formen und Inhalten kirchlicher, evangelischer Jugendarbeit ansprechen ließen und stattdessen in die Turn- und Sportvereine strömten und sich auch von moderner Musik und Tanz mitreißen ließen. Trotz und etwas anachronistisch klingt deshalb aus heutiger Sicht der Standpunkt, den der pietistische Vorsitzende des evangelischen Jungmännerwerks (CVJM) vortrug: Die „Tanzfeindschaft“ des CVJM, sagte er, habe seinen Grund in

dem jahrhundertalten Kampf des – vor allem schwäbischen – Pietismus gegen „Unmoral und Luxus“.

Sie äußerten sich in der Gegenwart in der „neuen Musik“ („Ich selbst kann die neue Musik nicht verstehen und stehe vor einem Rätsel“) und der „Intimität der Berührung der Geschlechter“, die in modernen Formen des Tanzes zu beobachten sei. Außerdem zerstöre der „Paartanz“ die (brüderliche) Gemeinschaft. Christen müßten sich bei allem, was sie tun (und besonders beim Tanzen), fragen: „Wird die Freude, die uns hier vermittelt wird, von Gott geschenkt oder ist sie ein Werk des Versuchers?“

In der Abschlußdiskussion zeigte sich, daß weder von den anwesenden Tanzlehrern noch von Kirchenvertretern dieser – extreme – pietistische Standpunkt nachvollzogen, geschweige denn verstanden wurde. Pfarrer von Keler bat um Verständnis für das „seelsorgerische Anliegen“, das in der Einstellung dem Tanz gegenüber nicht aus den Augen verloren werden dürfe, und ein Tanzlehrer kritisierte die Haltung des CVJM „als eine Art Flucht vor der Wirklichkeit“.

Partnerschaft von Kirche und Sport

Anders liest sich dagegen das in den Bad Boller Akten aufbewahrte Manuskript eines Vortrags, den der Ulmer Prälat und ab 1964 Vorsitzende des Arbeitskreises Kirche und Sport in der EKD, Hermann Riess, auf einer Akademietagung zum Thema „Der Verein“ im November 1962 ausführte. Der, wie er selbst sagte, „etwas dramatisch“ klingende Titel lautete: „Vereine und Kirche im Streit um den Menschen?“ Sein Fazit lautete, daß Vereine und Kirche gehalten seien, sich um die Menschen mit ihren Sorgen und Problemen des modernen Lebens zu bemühen. Beide, Kirche und Vereine, litten darunter, daß die „gefühlsmäßigen Bindungen“ der Menschen an die Gemeinschaft des Vereins und der Kirchen nachließen. Die Kirche müsse ihre Aufgabe in der modernen Gesellschaft stärker als bisher im „Dienen“, im sozialen Dienst am und für den Menschen, sehen. Riess nannte dies „Sozialdiakonie“.

In dieser Aufgabe sah Riess auch eine Gemeinsamkeit mit den Vereinen – bei allen „Reibungspunkten“, die er auch nicht verschwie: z. B. die Frage des Sonntags und der Sonntagsheiligung. „Die Vereine“, schloß Riess, „sind auch von seiten der Kirchen zu würdigen als ein Dienst für den modernen Menschen.“

Riess sprach sich deshalb in seinem Vortrag für eine echte Partnerschaft zwischen Kirche und Sport aus; eine Partnerschaft, die ihren Sinn in dem gemeinsamen Ziel des Dienstes am Menschen fand, ohne die Konflikte zu übersehen, die im Alltag die Interessenlage von Kirche und Sport, von Turn- und Sportvereinen auf der einen und kirchlichen Einrichtungen und Organisationen auf der anderen Seite bestimmten. Dieses Programm der „Partnerschaft“ ging in ein Grundsatzpapier ein, das 1971 gemeinsam vom Deutschen Sportbund und dem Arbeitskreis Kirche und Sport in der EKD und der KKD verabschiedet wurde.²⁾

²⁾ Kirche und Sport. Programm einer Partnerschaft, hrsg. vom Arbeitskreis Kirche und Sport der EKD, Arbeitskreis Kirche und Sport der KKD, Bundesausschuß für Wissenschaft und Bildung im DSB. Frankfurt 1971.

Ein Konflikt, den Riess in seinem Vortrag ausdrücklich erwähnte und der über viele Jahre hinweg die Diskussionen auch in Bad Boll prägte, war der Sonntag und die Frage, ob es zu rechtfertigen sei, daß am Sonntag Sportveranstaltungen durchgeführt würden und damit, wie einige strenge Kirchenvertreter meinten, gegen das Gebot der Heiligung des Sonntags verstoßen würde. Diese Gefahr wurde insbesondere im Profisport und da wiederum im Profifußball gesehen. Das Interesse der Kirche am Sport war so gesehen nicht nur im Ringen um das Wohl und Seelenheil des Menschen begründet, sondern auch in der verständlichen Sorge, daß sich in Zukunft das Mißverhältnis zwischen leeren Kirchenbänken und vollen Stadien und Sportarenen an den Sonntagen noch verstärken könnte.

Die Sonntagsfrage war ein Problem, das insbesondere das Verhältnis der evangelischen Kirche zum Sport berührte und immer wieder belastete, weil die zahlreichen Sportveranstaltungen am Sonntagvormittag mit den Gottesdienstterminen kollidierten. Aber es handelte sich darüber hinaus um einen Prüfstein, an dem sich die eigentlich von allen gewünschte Partnerschaft zwischen Kirche und Sport insgesamt messen konnte.

Die Durchsicht der Protokollhefte der Tagungen in Bad Boll zeigt, daß nur sehr zögernd und unter dem Druck der Verhältnisse von der bzw. den Kirchen eine weniger dogmatische und belehrende Haltung in der Sonntagsfrage gegenüber dem Sport und den Sportvertretern eingenommen wurde. Noch in der gemeinsamen Erklärung „Sport und christliches Ethos“ aus dem Jahr 1990, in der die beiden Kirchen auch zu aktuellen Fragen des Sports aus der Sicht einer christlichen Ethik Stellung nehmen und die ein zentrales Dokument für das Verhältnis von Kirche und Sport darstellt, ist ein ausführlicher Abschnitt der „Kultur des Sonntags“ gewidmet.³⁾ Sie sei nach wie vor und stärker denn je „bedroht“, heißt es dort. Aber im Unterschied zu früheren Aussagen wird der Sport nicht mehr für diese „Bedrohung der Kultur des Sonntags“ verantwortlich gemacht, sondern die Vertreterinnen und Vertreter des Sports werden aufgerufen, gemeinsam mit den Kirchen den „Charakter des Sonntags als Tag geistiger und geistlicher Erneuerung“ zu pflegen. Sportveranstaltungen könnten ein Mittel sein, um dieses Ziel zu erreichen.

Bischof Wolfgang Huber geht noch weiter und stellt fest, daß Sport tatsächlich für viele Menschen zu einem „Religionsersatz“ geworden sei: „Sport tritt an die Stelle religiöser Vollzüge.“⁴⁾ Aber er sagt auch, daß der Sport als „play“ und „game“ eine zentrale christlich-religiöse Erfahrung vermitteln kann, die im Mittelpunkt der christlichen Rechtfertigungslehre steht, nämlich die Erfahrung des „euanfangs“ ein neues Spiel beginnen zu können und nicht (nur) an den Taten der Vergangenheit gemessen zu werden. Huber sieht deshalb keinen Gegensatz zwischen christlichem Glauben und Sport, sondern eine „Entsprechung“.

³⁾ Sport und christliches Ethos. Gemeinsame Erklärung, Statements, Erwartungen. Hrsg. vom Landesarbeitskreis Kirche und Sport in der Evangelischen Landeskirche in Württemberg. Bad Boll 1991.

⁴⁾ Huber, W.: Sport als Kult – Sport als Kultur. In: Einblicke. Olympischer Sportentwicklung. Hrsg. von Ommo Grupe zum 70. Geburtstag von Walther Tröger. Schorndorf 1999, 13.

Das Programm der Sozialdiakonie

An der Geschichte der Bad Boll Tagungsthemen läßt sich ablesen, daß die evangelische Kirche in ihrem Verhältnis zum Sport zunehmend den Weg beschritt, den Prälat Hermann Riess mit dem Begriff „Sozialdiakonie“ bezeichnet hatte. D. h., die Akademie Bad Boll wurde immer mehr ein Ort, an dem Vertreterinnen und Vertreter von Kirche und Sport über praktisch alle Fragen und Probleme des öffentlichen Lebens diskutieren konnten, die beide Seiten berührten und interessierten. Dies gilt für die kleineren Multiplikatortagungen mit Vereinen und Verbänden ebenso wie für die größeren Tagungen, deren Ausstrahlung in der Regel weit über die Grenzen der Schwäbischen Alb hinausreichte.

Akademietagungen im Sinne von „Sozialdiakonie“, des Dienstes von Kirche und Sport am Menschen: dies trifft besonders dann zu, wenn es in Bad Boll um den Sport von Minderheiten, Außenseitern, Sondergruppen ging. „Sport und soziale Arbeit“ hieß der Titel eines Werkstattgesprächs, das im September 1997 in Verbindung mit Sportjugendorganisationen, Fachhochschulen für Soziale Arbeit und Instituten für Sportwissenschaft unter der Schirmherrschaft der baden-württembergischen Kultusministerin stattfand und bei dem die ganze Breite dieser gemeinsamen Aufgabe von Kirche und Sport zur Sprache kam, einschließlich der Probleme, Mängel und Versäumnisse, die ihre Wahrnehmung aufwerfen.

Zahlreiche Tagungen in Bad Boll haben dazu beigetragen, die soziale Funktion von Gymnastik, Turnen und Sport für die Integration von Behinderten, Ausländern oder von Sonder- und Problemgruppen zu verdeutlichen. Hervorzuheben sind die Seminare zum „Sport im Strafvollzug“, die jeweils in Zusammenarbeit mit dem Justizministerium Baden-Württemberg, dem Institut für Sportwissenschaft der Universität Tübingen und den baden-württembergischen Sportverbänden dreimal (1971, 1980 und 1994) durchgeführt wurden und zur Beratung, Verabschiedung und Fortschreibung eines „Sportleitplanes für den Strafvollzug in Baden-Württemberg“ führten.

Mädchen und Frauen

Die Akademie begleitete auch den vielleicht wichtigsten Strukturwandel von Turnen und Sport in der Nachkriegszeit, den Wandel vom Sport als einer Domäne der Männer und der Männlichkeit hin zu Gymnastik, Leibesübungen, Turnen, Spiel und Sport für beide Geschlechter, auch und besonders von und für Mädchen und Frauen.

Nach Auffassung des amerikanischen Sport- und Kulturwissenschaftlers Allen Guttmann fand der „revolutionary change“ der Beteiligung von Mädchen und Frauen am Sport einschließlich des Leistungs-, Wettkampf- und Hochleistungssports erst in den 80er Jahren statt.⁵⁾ In Bad Boll wurde jedoch schon seit den 60er Jahren die Frage der „Leibesübungen für Frauen und Mädchen“ in zahlreichen Veranstaltungen bis heute lebhaft und, wie in Bad Boll üblich, mit wechselnden Partnern bzw. Partnerinnen und prominenten Teilnehmerinnen und Expertinnen diskutiert. Den Auftakt einer Reihe von Frauenseminaren in Bad Boll bildete eine Studientagung im Dezember 1966, auf der neben der Leibeserzieherin Annemarie Seybold-Brunnhuber aus

⁵⁾ Guttmann, A.: Women's Sport. A History. New York, Oxford 1991.

Nürnberg auch Professorin Liselott Diem von der Deutschen Sporthochschule Köln sprach. Männer und Mediziner hätten dazu beigetragen, so die Leiterin der Deutschen Sporthochschule, Mädchen und Frauen vom Sport fernzuhalten. Es sei höchste Zeit, das Bild der Frau in Leibesübungen und Sport grundlegend zu ändern und den Mädchen und Frauen die ganze Vielfalt der persönlichen Entfaltungsmöglichkeiten in Wettkampf, Spiel und Sport zu bieten. „Der Mann sollte weniger sein Wunschbild als Leitbild für die Weiblichkeit darstellen“, so Diem, sondern mithelfen, ein neues Bild der modernen, sportlichen Frau zu zeichnen: „Unsere modernen Mädchen sind weiblich und sehr reizvoll“, rief sie vom Rednerpult in Bad Boll, „auch wenn sie Hosen tragen und ihre Figuren immer schlanker werden.“

Wie viel sich auf diesem Gebiet der Emanzipation des Mädchen- und Frauensports getan hat, wird deutlich, wenn man im Vergleich zu dieser ersten Tagung „Leibesübungen für Mädchen und Frauen“ von 1966 die vorläufig letzte größere Tagung zu diesem Themenkomplex unter dem Titel „Forum Mädchensport“ aus dem Jahr 1995 heranzieht. Das Problem nach 30 Jahren Diskussion um Emanzipation und Koedukation besteht nicht mehr darin, daß man sich unter Sportlehrerinnen und Sportlehrern und auch unter Funktionärinnen (von denen es in den Verbänden noch immer viel zu wenige gibt) und Funktionären nicht darüber einig wäre, daß sich der Sport in seiner ganzen Breite in Quantität und Qualität den Frauen und Mädchen öffnen müsse und dies auch getan hat, sondern daß die Wirklichkeit des sportlichen Alltags diesem Ideal des gleichen Sports für beide Geschlechter oder für alle nicht entspricht.

Sport, Politik und Olympia

Seit viele Verbände in den 80er Jahren eigene Bildungswerke gründeten und ihre Seminarangebote für Vereinsmitarbeiterinnen und Mitarbeiter erweiterten, verlagerten sich die Schwerpunkte der Arbeit in Bad Boll in Richtung auf die – großen – Themen von Sport, Kirche, Staat und Gesellschaft.

Es ist deshalb sicher kein Zufall, daß regelmäßig Olympiatagungen in Bad Boll stattfanden, weil bei Olympischen Spielen und im Olympismus wie in einem Brennglas alle Möglichkeiten und Risiken des modernen Sports zusammentreffen. Olympische Spiele sind nicht nur das bedeutendste Weltsporereignis, mit wachsender medialer und kommerzieller Bedeutung, sondern auf Olympischen Spielen soll auch die Idee des Sports gefeiert werden. Für Coubertin erfüllten die Spiele eine religiöse Funktion; er sprach von der „religio athletae“, der die Athleten bei den Spielen huldigten. Olympische Spiele waren deshalb stets eine willkommene und wichtige Gelegenheit, um über die politischen Verstrickungen und „Instrumentalisierungen“ des Sports diskutieren zu können, über Geld und „Gold für Olympia“, über die Grenze, an der die moderne Sportkultur zum „Kult“ des Körpers und der Leistung abgeleitet, über die grundlegenden Werte und die Moral des Sports und seinen Sinn für die Menschen von heute. Olympiatagungen in Bad Boll waren stets Höhepunkte des öffentlichen Diskurses über den (olympischen) Sport, an dem auch regelmäßig prominente Vertreterinnen und Vertreter von Politik, Sport, Kultur und Kirche teilnahmen.

Sie kamen und kommen auch ins kleine Bad Boll, um dem großen Sport die Leviten zu lesen oder auch um die Wunden zu lecken, die ihm von Politik und Wirtschaft re-

gelmäßig geschlagen werden. Dies war zum Beispiel vor und nach Moskau 1980 der Fall, als sich die westdeutschen Athletinnen und Athleten dem Druck der Politik und der Funktionäre beugen mußten und nicht zu den Olympischen Spielen von Moskau fahren durften. „Die Olympische Bewegung wird weiterhin Fehler machen“, sagte Willi Daume 1979 hier in Bad Boll – er war damals Präsident des NOK für Deutschland und Anwärter auf die Präsidentschaft im IOC – „aber ich persönlich glaube“, fuhr er fort, „daß es nichts Gleichwertiges auf der Welt gibt, das diese Spiele ersetzen könnte und daß diese Welt ärmer wäre ohne Olympische Spiele, deswegen sollten sie eine Zukunft haben, auch um des Friedens willen.“

Begegnungen

In Bad Boll wurde – zusammengefaßt – Sportgeschichte geschrieben. In den Themen spiegelt sich die Sportentwicklung in Deutschland nach dem Krieg; nicht oder weniger im Hinblick auf das Sportgeschehen in den Stadien und Sporthallen, sondern Bad Boll war und ist ein Ort des Nachdenkens und Redens über den Sport in Politik, Kultur und Gesellschaft. Die Kirche in Gestalt der Akademieleitung und der Studienleiter übernimmt dabei die Aufgabe der Moderation solcher „Begegnungen“ – ein Wort, das Studienleiter Klaus Strittmatter in den letzten Jahren bevorzugt benutzt, um den eigentlichen Sinn der Sporttagungen zu unterstreichen. In Bad Boll werden Menschen zusammengeführt, die etwas zum Sport und den Problemen der Menschen im Sport und mit dem Sport zu sagen haben (oder auch nur zuhören wollen), hier können und sollen unterschiedliche Meinungen geäußert und ausgetauscht werden, hier wird in die historischen und philosophischen Tiefen von Körperkultur und Sport getaucht, und hier soll auch in die Zukunft eines „besseren Sports“ vorausgedacht werden.

DIE VERGANGENHEIT DES SPORTS WAR MÄNNLICH – DIE ZUKUNFT?

Prof. Dr. Dr. Gertrud Pfister

Ist weiblich, möchte man ergänzen – aber trifft dies wirklich zu und wenn ja, was bedeutet das? Was am Sport war und ist vielleicht noch männlich, was ist weiblich?

Ist Fußball männlich?

Lange Zeit war die Überzeugung verbreitet, und sie ist möglicherweise immer noch im Alltagswissen verankert, daß bestimmte Bewegungen oder Sportarten für Männer oder für Frauen geeignet oder ungeeignet seien, daß es beispielsweise natürlich und selbstverständlich sei, daß Männer Fußball spielen und boxen und daß sich Frauen für Gymnastik und Tanz begeistern.

Diese auf der Theorie von der Polarität der Geschlechtermerkmale basierende Annahme wurde nicht nur durch die Alltagspraxis, sondern auch durch die Wissenschaft bestätigt. So stellte beispielsweise der bekannte Philosoph Buytendijk 1953 fest: „Das Fußballspiel als Spielform ist also wesentlich eine Demonstration der Männlichkeit, so wie wir diese aufgrund unserer traditionellen Auffassungen verstehen, und wie sie zum Teil durch die körperliche Anlage (die hormonale Irritation) hervorgerufen wird. Es ist noch nie gelungen, Frauen Fußball spielen zu lassen ... Das Treten ist wohl spezifisch-männlich; ob darum das Getretenwerden weiblich ist, lasse ich dahingestellt.“¹⁾

Interkulturelle Vergleiche – sei es der Vergleich verschiedener Sportkulturen der Gegenwart oder der Blick in die verschiedenen Epochen der Vergangenheit – lassen allerdings deutlich erkennen, daß es nicht die Bewegungen an sich, sondern die mit ihnen verknüpften Bedeutungen, die sozialen Konstruktionen von Weiblichkeit und Männlichkeit und die strukturellen und symbolischen Geschlechterarrangements in der jeweiligen Gesellschaft sind, die zur Etikettierung von sportlichen Aktivitäten als weiblich oder männlich führen. Was bedeutet dies aber für eine Analyse der Geschlechterverhältnisse im Sport?

Bei der Beantwortung dieser Frage sind verschiedene Bereiche und Ebenen zu unterscheiden, und zwar

- die Beteiligung am Sport – die Aktiven;
- die Mediensport – die Journalisten (Journalistinnen, die Leser/innen und Zuschauer/innen);
- die Lenkung und Leitung des Sports – die Funktionäre/innen;
- die Reflexion und Forschung – die Sportwissenschaftler/innen.

Vom Männerbund zur Frauenbewegung – Die Beteiligung von Frauen und Männern am Turnen und Sport

Turnen und Sport waren von Männern für Männer entwickelt worden. Erst seit dem Ende des 19. Jahrhunderts beteiligten sich Frauen, zunächst nur vereinzelt, an turnerischen oder sportlichen Aktivitäten. Trotz zahlreicher Widerstände nahm die Zahl der weiblichen Turn- und Sportvereinsmitglieder kontinuierlich, wenn auch langsam zu.²⁾ In den 20er Jahren wurden Frauen dann zunehmend von der Begeisterung für Leistung, Überbietung und Rekord angesteckt. 1928 wurden sie zum ersten Mal in den engeren Kreis der Olympischen Familie aufgenommen, sie wurden zum ersten Mal zu olympischen Leichtathletikwettkämpfen zugelassen.

Nach dem zweiten Weltkrieg nahm das Sportinteresse der Bevölkerung in der Bundesrepublik Deutschland weiter zu. Dies zeigen nicht nur die Erfolgsmeldungen der Sportverbände und des Deutschen Sportbundes, die alljährlich eine Vergrößerung der Mitgliederzahlen melden konnten. Auch in Bevölkerungsumfragen wiesen immer mehr Menschen dem Sport eine große Bedeutung zu, und schließlich wuchs auch die Zahl derjenigen, die sich als sportlich aktiv bezeichneten, zumindest bis Mitte der 90er Jahre.³⁾

Eine differenzierte Analyse im Hinblick auf Alter, soziale und ethnische Herkunft sowie im Hinblick auf Sportarten, Intentionen der Sporttreibenden, Sportanbieter usw. zeigt allerdings, daß keineswegs von einem kontinuierlichen Wachstum in allen Bereichen die Rede sein kann. Manche Gruppen der Bevölkerung wurden von Sportboom bis jetzt nicht erreicht, und auf manchen Feldern, z. B. dem Schulsport, sind sogar Rückschritte zu verzeichnen.

Nach dem Zweiten Weltkrieg nahm auch die Zahl der sportaktiven Mädchen und Frauen weiter zu. Die Unterschiede im Sportengagement beider Geschlechter verringerten sich kontinuierlich, was der überproportionalen Steigerung der Zahl der sporttreibenden Frauen zu verdanken war. Heute sind fast 9 Millionen Mädchen und Frauen, d.h. 39 % der Sportvereinsmitglieder, weiblich⁴⁾, Volkshochschulkurse, Reitställe und Fitneßstudios sind fest in Frauen- bzw. Mädchenhand.

Aufgrund der aktuellen Trends im Sport und der Bevölkerungsentwicklung ist zu vermuten, daß sich der Vorsprung der Männer im Hinblick auf die Sportbeteiligung noch weiter verringern wird. Darauf deuten u. a. die Zunahme der sportlichen Angebote im Gesundheits- und Seniorensport und das große Interesse von Frauen an Gesundheit und Fitneß hin. Außerdem wird der Frauenanteil in den Alterskohorten über 60 Jahren zunehmend größer⁵⁾, und ältere Frauen werden zunehmend für sportliche Aktivitäten zu gewinnen sein. Es scheint also nicht allzu gewagt zu sein, eine „weibliche Zukunft“ des Sports zu prognostizieren. Dabei darf allerdings nicht vergessen werden, daß das Geschlecht nur ein das Sportengagement determinierender Faktor ist. So verbinden sich ethnische und soziale Herkunft sowie die Religion mit dem Geschlecht zu typischen Mustern des Sportengagements oder der Sportabstinenz. Mit anderen Worten: Mädchen und Frauen aus dem islamischen Kulturkreis und/oder aus unteren sozialen Schichten sind aus zahlreichen Gründen nur selten sportlich aktiv.⁶⁾

Der Eindruck, daß sich die Geschlechterunterschiede im Sport allmählich verwischen, muß bei einem näheren Blick auf die Sportpräferenzen beider Geschlechter revidiert oder zumindest relativiert werden.

Eine Analyse der von Männern und von Frauen betriebenen Sportarten bzw. -formen ergibt allerdings ein ambivalentes Bild.⁷⁾ Auffallend ist, daß sich Frauen an mehr und mehr Sportarten beteiligen, die bis vor kurzem für das weibliche Geschlecht absolut tabu waren. Und dies wird von den Massenmedien auch entsprechend „ausgeschlachtet“. Für mich als Historikerin sind die „Geschlechtsumwandlungen“ von Sportarten unglaublich spannend. So nehmen Frauen heute „selbstverständlich“ am Biathlon, einer ursprünglich militärischen Disziplin, am Wasserball, am Marathon und am Iron Man oder auch an Radrennen teil, Sportarten, die bis in die 70er Jahre ausschließlich von Männern betrieben wurden. Auch Kampf- und Kraftsportarten, wie Gewichtheben und Bodybuilding, Eishockey und Fußball sowie Boxen, werden heute von Frauen betrieben. Im Gewichtheben, Fußball und Eishockey können Frauen inzwischen sogar um olympische Medaillen kämpfen.

Haben Frauen damit die Hochburgen des Männersports erobert? Bei allen Diskussionen über Frauen in „Männersportarten“ ist zu bedenken, daß es nur eine kleine Zahl junger Frauen ist, die sich für diese Sportarten interessieren und sich in ihnen bewähren wollen. Die überwiegende Mehrheit der sportlich aktiven Frauen, wie übrigens auch viele Männer, engagiert sich in sogenannten „weichen“ Sportarten, Radfahren, Wandern und Schwimmen.⁸⁾ Und hier läßt sich am ehesten eine Angleichung der Geschlechter verzeichnen.

Weitgehend unbemerkt von den Massenmedien, aber deutlich erkennbar bei einem Blick auf die Statistiken und Umfrageergebnisse ist die Entwicklung „weiblicher Domänen“ im Sport. Rhythmisch-tänzerische Bewegungsformen und der Gesundheits- und Fitneßsport von Rückenschule bis zu Entspannungstechniken werden fast ausschließlich von Frauen nachgefragt. Der DTB, der viele gesundheitsorientierte Angebote macht und außerdem Gymnastik in allen Facetten von Aerobic bis zur rhythmischen Sportgymnastik betreut, hat inzwischen einen Frauenanteil von über 70 %. Diese Tendenzen sind Teil des „Körperbooms“, der vor allem von Frauen ausgelöst und getragen wird. Die Sorge um den Körper, die Stilisierung des Aussehens, das alltägliche Körpermanagement, aber auch Körpertechniken, die auf ganzheitliche Wirkungen zielen, sind typisch für die somatische Kultur von Mädchen und Frauen. Eine weitere Sportart, die zu einer absoluten Domäne von Frauen- bzw. Mädchen geworden ist, ist das Reiten. Auf Reiterhöfen sind Jungen heute eine verschwindend kleine Minderheit.⁹⁾

Ein viel beachteter Trend ist das Auftauchen und der Aufschwung, manchmal auch der Abschwung, sogenannter Trendsportarten, wobei allerdings nicht vergessen werden darf, daß sie teilweise nur von einer verschwindend kleinen Minderheit der Bevölkerung aktiv betrieben werden.¹⁰⁾ Manche der neuen Bewegungsaktivitäten, wie Rollerskating, sind für beide Geschlechter und viele Altersgruppen attraktiv, zahlreiche andere vom Streetball bis zum Skateboard sind dagegen eindeutig in einer an männlichen Werten orientierten Jugendszene zu verorten.¹¹⁾ Gerade die risikoreichen und aggressiv inszenierten Sportformen tragen erheblich zur Re-Produktion von Geschlechterdifferenzen bei und sind als Inszenierung und Demonstration von Männlichkeit zu interpretieren.¹²⁾

Zusammenfassend ist festzustellen, daß sich neue, wenn auch durchlässige Trennlinien zwischen den Geschlechtern im Sport entwickelt haben. Einerseits gibt nur noch wenige Sportarten, von denen eines der beiden Geschlechter formal ausgeschlossen ist, wie z. B. Männer vom Synchronschwimmen.¹³⁾ Und aufgrund der Entwicklungen in der Vergangenheit ist zu vermuten, daß die noch existierenden Zulassungsbeschränkungen für Männer oder für Frauen in allen Sportarten aufgehoben werden. Andererseits scheinen sich die sportlichen Interessen der Geschlechter zunehmend auszudifferenzieren.

Was bedeutet nun die Integration von Frauen oder auch von Männern in Sportarten, die als – immer noch – typisch für das andere Geschlecht gelten?

Zunächst bedeutet die Zulassung zu einer Sportart nicht, daß damit die Geschlechterunterschiede aufgehoben werden, im Gegenteil, in vielen Sportarten können dabei neue und subtile Formen der Inszenierung von Geschlecht beobachtet werden. So muß beispielsweise im Eiskunstlauf trotz der zunehmenden „Feminisierung“ der Bewegungsmuster nach wie vor oder vielleicht sogar erst recht Männlichkeit demonstriert werden. Und am Beispiel des Bodybuilding kann, wie Leslie Heywood in ihrem Buch „Bodymakers“ eindrucksvoll beschrieb, die scheinbar unbegrenzte Manipulierbarkeit und Konstruktion von Körper und Geschlecht aufgezeigt werden. Bodybuilderinnen, zumindest diejenigen, die nicht in der „Fitneßklasse“ zu einer Schönheitskonkurrenz antreten wollen, müssen enorme Muskelmassen antrainieren und dabei das Unterhautfettgewebe extrem reduzieren, damit sie die notwendige Definition der Muskeln erreichen. Dabei verschwindet der Busen, und die Bodybuilderinnen müssen sich Brustimplantaten einsetzen lassen, um die geforderte Weiblichkeit demonstrieren zu können.¹⁴⁾ Generell gilt vor allem im Hochleistungssport, daß eine demonstrative Inszenierung von Weiblichkeit und Erotik vor allem auch in sogenannten Männersportarten den „Marktwert“ der Sportlerinnen steigert oder sie überhaupt erst „vermarktbar“ macht. Ich erinnere nur an die Leichtathletinnen oder die amerikanischen Fußballspielerinnen, die bei den Weltmeisterschaften mit Make-up und Pferdeschwänzen ein weibliches Image präsentierten.

Es ist zudem zu berücksichtigen, daß gerade die Integration von Frauen in „Männersportarten“ den Vergleich zwischen den Geschlechtern provoziert und dabei zu einer Festschreibung der Geschlechterdifferenzen beiträgt, weil sich im Sport die Geschlechterunterschiede verkörpern. Wenn männliche Körper und Leistungen als Maßstab gelten, dann erscheinen Frauen, wie beispielsweise in allen leichtathletischen Disziplinen, als das schwächere Geschlecht.

Schließlich darf nicht vergessen werden, daß die Integration von Frauen in den „Männersport“ bis jetzt mit einer weitgehenden An- und Einpassung in vorhandene Ideologien, Strukturen und Praktiken verbunden war. Ob es Frauen gelingt, eine ihren Voraussetzungen, Erfahrungen und Lebenszusammenhängen entsprechende „andersartige“ Sportpraxis in den traditionell „männlichen“ Sportdisziplinen zu etablieren, ist fraglich. Unterschiede in der Sportpraxis sind jedoch unübersehbar. Dabei scheinen Athletinnen in einigen Sportarten die Männer in der Gunst der Zuschauer/innen zu überholen, weil ihre Wettkämpfe noch die „ursprünglichen“ Spielideen erkennen lassen. So ist das Spiel der Männer beispielsweise im Tennis oder auch im Volleyball so schnell und kraftvoll geworden, daß es häufig gar nicht mehr zu längeren Spielzügen kommt. Die Spielerinnen müssen dagegen durch geschickte Spielzüge versuchen, die Gegnerinnen auszuspielen. Allerdings geht der Trend auch im

Frauensport zu einer ständigen Leistungssteigerung, was eine Angleichung der Techniken und Taktiken an die der Männer erfordert.

Während sich also Frauen durchaus für Männersportarten interessieren und sich mit der Integration den dort herrschenden Normen und Werten anpassen, ist das Interesse von Männern an „typisch weiblichen“ Bewegungsformen sehr gering. Dies gilt für den Bereich des Freizeitsportes ebenso wie für den Spitzensport. Männer, die sich wie Bill May Synchronschwimmen oder Sportaerobic betreiben, sind absolute Ausnahmen. Und ich wage zu bezweifeln, daß sich jemals ein Mann in die Rhythmische Sportgymnastik gewagt hat.

Bei der Analyse der geschlechtstypischen Sportkulturen stellt sich die Frage, ob und wenn ja, wie sich die von Frauen und Männern eingebrachten Werte, Praktiken und Inszenierungen zu neuen mischen und zu neuen, vielleicht geschlechtsneutralen Sportformen führen. Zieht man die derzeit häufig zitierten Diskussionen über die Globalisierung von Kulturen, auch von Sportkulturen, heran, so ist zu fragen, ob es nicht auch im Bereich des Sports zu einer Glocalisierung kommen kann. Glocalisierung bedeutet, daß sich die dominierende Elite mit ihren Normen, Werten und Praktiken lokalen Bedingungen anpassen muß, so daß neue Formen und Verhaltensmuster entstehen. Aus einer anderen Perspektive ist auch von Hybridisierung oder Creolisierung die Rede, wenn nämlich globale Tendenzen von lokalen Gruppen, von Subkulturen oder auch von Mitgliedern unterschiedlicher Rassen und Ethnien angeeignet und verändert werden. Diese multikulturellen „Durchmischungen“ sind im Sport vielfach feststellbar, allerdings ohne daß sich die Dominanz des modernen Sports mit seiner Überbietungs- und Rekordmentalität insgesamt aufbrechen ließ.¹⁵⁾ Ein gutes Beispiel für die Glocalisierung ist die Transformation des englischen Krickets auf den Tobriand Inseln. Dabei wurden zeremonielle Praktiken und magische Rituale mit dem Sportspiel verbunden. Es würde sich lohnen, die Geschlechterarrangements inner- und außerhalb des Sports vor dem Hintergrund der theoretischen Überlegungen zur kulturellen Globalisierung und Glocalisierung zu interpretieren. Dabei könnte man auch danach fragen, ob sich sportliche Bewegungsaktivitäten, z. B. Aerobic oder Fußball, durch die Beteiligung beider Geschlechter zu einer neuen Mischung von „männlichen“ und „weiblichen“ Sportkulturen entwickeln.

Mediensport – Human-Interest-Stories, nackte Busen und Fußball, Fußball, Fußball

Eine Analyse der Sportlandschaft und der Sportentwicklung ist ohne eine Berücksichtigung der Massenmedien unmöglich. Ein Ereignis ist nur Realität, wenn es in den Medien auftaucht. Wenn auch dieser Satz in dieser Radikalität nicht zutrifft, so gilt doch, daß die Massenmedien eine neue und von der großen Öffentlichkeit rezipierte Sportwirklichkeit konstruieren. Und für die Sponsoren des Sports existieren wirklich nur die Sportevents und die Sportler/innen, die im Fernsehen gezeigt werden.¹⁶⁾ In der von den Medien konstruierten Sportwirklichkeit kommen Frauen kaum vor. Ein Blick in die Sportseiten der Tageszeitungen macht deutlich, daß sich an der in den 80er Jahren nachgewiesenen Unterrepräsentierung der Frauen auf den Sportseiten der Tageszeitungen und auch in der Fernsehberichterstattung nichts oder nur wenig geändert hat. Auch die Darstellung der Athletinnen trug und trägt, u. a. durch die Betonung der Weiblichkeit und sexuellen Attraktivität, insgesamt zu einer Marginalisierung des Frauensports bei. Der von Klein und Pfister 1985 gewählte

Titel ihrer Untersuchung „Goldmädel, Rennmiezzen und Turnküken“ ist immer noch aktuell. Dabei soll nicht geleugnet werden, daß die Athletinnen an der Inszenierung ihrer Leistungen, an der Produktion ihres Image und an ihrer Präsentation in den Medien aktiv beteiligt sind. Und es erregt eben mehr Aufsehen, wenn sich Volleyballspielerinnen mit nacktem Busen oder Eiskunstläuferinnen fast hüllenlos im Playboy ablichten lassen, als wenn ein Frauenhandballteam die deutsche Meisterschaft gewinnt. Aufsehen um (fast) jeden Preis scheint zumindest finanzielle Erfolge zu garantieren.

Allerdings gibt es derzeit Initiativen, wie sie u. a. auf einem Workshop des Bundesinstituts für Sportwissenschaften diskutiert wurden, die Darstellung von Athletinnen in den Massenmedien quantitativ und qualitativ zu verbessern. Und es gibt durchaus Journalisten und Journalistinnen, die spannende und frauenfreundliche Berichte schreiben. Wenn man die Entwicklung in Nordamerika beobachtet, dann fällt auf, daß der Frauensport in den Medien zunehmend berücksichtigt und ernst genommen wird. Mehr als ein Dutzend auf den Frauensport spezialisierter Zeitschriften in den USA bezeugen ebenfalls, daß Frauensportveranstaltungen und die Leistungen der Athletinnen zu Medienereignissen geworden sind.¹⁷⁾

In Deutschland wird das nach wie vor geringe Interesse der Journalisten am Frauensport mit den Erwartungen der Konsumenten begründet. Sportberichte werden immer noch überwiegend von Männern für Männer produziert. Frauen sind unter den Sportjournalisten immer noch eine kleine Minderheit, und diejenigen, die sich in die Löwengrube des Sportjournalismus gewagt haben, müssen sich anpassen, wenn sie nicht „gefressen“ werden wollen. Sicher ist, daß sich Frauen weit seltener als Männer in die Sportstadien oder vor dem Fernsehschirm locken lassen, wenn Fußball auf dem Programm steht.¹⁸⁾ Allerdings ist das Interesse von Frauen an der Sportberichterstattung u. a. auch abhängig von der Sportart. Beim Kunstturnen oder beim Eiskunstlauf steigen die Einschaltquoten der Zuschauerinnen. Frauen sind also nicht generell „Sportmuffel“, sondern sie könnten bei entsprechendem Angebot durchaus als Rezipientinnen des Mediensports gewonnen werden. In den USA wurden Frauen als Adressatinnen von Sportsendungen entdeckt, und die Fernsehsender werben gezielt um die Gunst der bisher am Sport desinteressierten Frauen. Sie wurden beispielsweise bei der Berichterstattung über die Olympischen Spiele in Atlanta mit Hintergrundberichten und Human-Interest-Stories angesprochen.

Bei allen Diskussionen über den Mediensport muß berücksichtigt werden, daß sich die Berichterstattung und ihre Rezeption, die Sportentwicklung, die Situation der Athletinnen und der Stellenwert sowie der Aufforderungscharakter des Frauensports in komplexer Weise gegenseitig beeinflussen. Das fehlende Medieninteresse am Frauenfußball hat beispielsweise zur Folge, daß sich auch die Sponsoren nicht für den Frauenfußball interessieren, was sich wiederum auf die Spiel- und Trainingsmöglichkeiten und damit auch auf das Leistungsniveau auswirkt und insgesamt zur Marginalisierung des Frauenfußballs beiträgt. Ohne Sponsoren oder die Umverteilung der im Fußball erzielten Gewinne ist eine Professionalisierung des Frauenfußballs nicht möglich. Und wenn die Spielerinnen nicht leistungsstark und die Spiele nicht attraktiv sind, verstärkt sich das Vorurteil, daß Frauen nicht Fußball spielen können und daß es sich nicht lohnt, über Begegnungen im Frauenfußball zu berichten. Dieses negative Image hat dann wieder zur Folge, daß sich nur wenige Mädchen für Fußball begeistern lassen.¹⁹⁾

Aber auch im Mediensport sind nicht zuletzt durch die Verbreitung der neuen Medien Veränderungen zu erwarten. Was dies aber für den Frauensport bedeutet, wage ich nicht zu prognostizieren. Auf der einen Seite ist eine wachsende Akzeptanz von Frauen in Männersportarten auch in den Massenmedien festzustellen. Für die Medien scheinen dabei gerade die Athletinnen interessant zu sein, die erotische Ausstrahlung in harten Sportarten präsentieren. Ein Beispiel für diesen Trend ist die US-Berichterstattung über die Fußballweltmeisterschaften der Frauen. Auf der anderen Seite nehmen Sendungen und Berichte mit ästhetisch-schönen Bildern und bewegenden „stories“ zu, die sich an ein weibliches Publikum richten. Außerdem ist in Spezi alsendern eine Konzentration auf Männersportarten festzustellen, was mit der Orientierung an für die Werbung wichtigen Zielgruppen begründet wird. Welche Folgen die zunehmende Vermarktung der Sports und der Sportrechte oder auch die wachsende Bedeutung der Fernsehens für die Finanzierung des Sports durch Sponsoren haben wird, ist noch gar nicht abzuschätzen.

Die Sportstadien und vor allem auch die Fankurven sind, wie schon erwähnt wurde, nach wie vor Hochburgen der Männer. Allerdings zeichnen sich auch hier Veränderungen ab. Neu ist beispielsweise, daß sich Mädchen für Fußballspiele begeistern und sogar Fangemeinden bilden. Im Gegensatz zu den männlichen Fans ist das Interesse am Fußball bei den Mädchen aber nicht mit dem Bedürfnis, sich mit den Stars zu identifizieren, sich abzureagieren und/oder Männlichkeit zu demonstrieren, zu erklären. Für die weiblichen Fans scheinen die Fußballstars, das ist jedenfalls den Aussagen einiger Mädchen zu entnehmen, die gleiche Rolle als „Liebesobjekte“ zu spielen wie Stars der Film- und Musikszene.²⁰⁾

Die Macht in Männerhand – Lenkungs- und Leitungsstrukturen

Die vorliegenden Analysen der Vereins- und Verbandsgremien ergaben, daß im Sport nach wie vor Männer an den Schalthebeln der Macht sitzen.²¹⁾ Mit der Zunahme an Einfluß und Macht sinkt der Anteil der Frauen in haupt- oder ehrenamtliche Positionen des Sports. Daran konnten auch die Bemühungen der Sportorganisationen auf vielen Ebenen und in vielen Bereichen, die von Frauenförderprogrammen bis zu konkreten Projekten reichen, noch (?) nicht viel ändern. Ich kann hier nicht auf die komplexen Ursachen der Unterrepräsentierung von Frauen in Führungsgremien eingehen. Ich möchte nur darauf verweisen, daß im Sport ähnliche Strukturen und Mechanismen wie auf dem Arbeitsmarkt den Aufstieg von Frauen behindern. Und immerhin lassen sich allmählich einige Fortschritte auf dem Weg zu einer gleichberechtigten Teilhabe an Macht und Einfluß erkennen.

Bei einem Blick in die Zukunft stellt sich dann allerdings die Frage: Was ändert sich, wenn Frauen mehr zu sagen haben? Es ist zwar nicht davon auszugehen, daß Frauen „von Natur aus“ kooperativer, einfühlsamer oder friedfertiger als Männer sind. Empirische Untersuchungen zum Führungsverhalten von Frauen legen aber nahe, daß Frauen aufgrund ihrer spezifischen Erfahrungen und Lebenszusammenhänge die Arbeit in (sport)politischen Gremien, die Ziele und auch die Strategien, verändern und neue Impulse geben können.²²⁾ Sie könnten zudem dafür sorgen, daß bei allen Überlegungen und Entscheidungen die konkreten Lebensbedingungen von Frauen mehr als bisher Berücksichtigung finden. Und zudem bedeutet die verstärkte Einbeziehung von Frauen auch eine Nutzung von bisher brachliegenden Kapazitäten

und Kompetenzen; bei all den Klagen über die fehlende Lust am Ehrenamt ist dieser Gesichtspunkt nicht zu unterschätzen.

In den letzten 30 Jahren wurden verstärkt Strategien zur Erhöhung des Frauenanteils in Führungspositionen diskutiert. In den 70er Jahren und im Zusammenhang mit dem Aufschwung der Neuen Frauenbewegung stand die Quotierung im Mittelpunkt heißer Auseinandersetzungen. In den 80er und Anfang der 90er Jahre ging es dann um Förderprogramme und Zielvorgaben. Nun scheint ein neues Rezept zur verstärkten Einbeziehung von Frauen in die Führungsebenen von Politik und Wirtschaft gefunden zu sein, ein Rezept, das sich in Zukunft vielleicht auch auf den Sport anwenden läßt: **Mainstreaming**.

Mainstreaming ist ein Ansatz der Frauen- und Geschlechterpolitik, der vor allem in der EU forciert wird.²³⁾ Unter Berücksichtigung der von der Vierten Weltfrauenkonferenz am 15. September 1995 in Peking aufgestellten Forderungen wurde Mainstreaming neben dem „4. Aktionsprogramm für die Chancengleichheit“ zu einem „Hauptpfeiler der europäischen Gleichstellungspolitik“ erklärt (Löffler 1998, 107). Stiegler (1998, 27) bezeichnet Mainstreaming als „Durchsickern der Geschlechterfrage in bislang männerzentrierte Denkweisen, Organisationsformen und Verfahrensweisen“. Löffler (1998, 10) betonte, daß „Frauenpolitik ... kein Nebenfluß der Europapolitik bleiben, sondern ... in den „Mainstream“ von Wirtschaft, Wachstum und grenzüberschreitenden Chancen einfließen“ müsse. Mainstreaming bedeutet die Einbeziehung beider Geschlechter in alle wirtschaftlichen, sozialen und politischen Entscheidungen. Ausgangspunkt ist die Erkenntnis, daß soziale, wirtschaftliche und ökologische Probleme nur zu lösen sind, wenn das Geschlecht der Akteure und der Betroffenen berücksichtigt wird. Damit ist die Förderung von Frauen als diskriminierter Gruppe, die Herstellung von Rahmenbedingungen, die Chancengleichheit ermöglichen, und Bewußtseinsbildung, vor allem auch bei Männern, verbunden. Eine zentrale Maßnahme ist das „Gender-Controlling“, die „Analyse jeder politischen Aktivität unter der Fragestellung, welchen Beitrag sie zur Chancengleichheit leistet“ (Stiegler 1998, 21). Das bedeutet u.a., daß man von der Ideologie der Geschlechterneutralität der Politik Abschied nimmt und auch Geschlechterpolitik nicht nur als Frauensache betrachtet. Auf die Voraussetzungen und auch auf die Probleme des Mainstreaming kann hier nicht eingegangen werden. Einer der gewichtigsten Vorwürfe gegen das Mainstreaming ist es, daß diese Strategie als Vorwand benutzt werden könnte, um ausschließlich für Frauen konzipierte Projekte abzuschaffen. Zudem ist es keineswegs damit getan, ein rein zahlenmäßiges Gleichgewicht zwischen Männern und Frauen in einzelnen Bereichen oder Gremien sicherzustellen. So führt die Einbeziehung von Frauen in Managerpositionen dann zu neuen Ungleichheiten, wenn nicht auch für eine verstärktes Engagement von Männern in der Kindererziehung gesorgt ist. Und es ist nicht einfach, die Interessen und Bedürfnisse von Frauen und Männern auszubalancieren und Mainstreaming durchzusetzen: Dies erfordert nicht nur „good will“, sondern auch Wissen, Kompetenz und Einfluß.

Frauen in der Sportwissenschaft – Frauenforschung in der Sportwissenschaft?

Seit den 70er Jahren wird das Geschlecht in der bundesdeutschen Sportwissenschaft thematisiert, und bis heute konzentrieren sich die Untersuchungen zum Thema Geschlecht in Deutschland auf Mädchen und Frauen. Im anglo-amerikanischen

Raum ist dagegen schon seit dem Ende der 80er Jahre ein wachsende Interesse am Thema Sport und Männlichkeit zu verzeichnen.²⁴⁾ Männer- und Geschlechterforschung im Sport ist sicher auch in Deutschland ein Thema der Zukunft. Generell gilt, daß die Diskussionen, Tendenzen und Erkenntnisse in der sozialwissenschaftlichen Frauen- und Geschlechterforschung in der Sportwissenschaft – wenn auch oft verspätet und verkürzt – rezipiert wurden.²⁵⁾

Dabei herrschte zunächst ein Defizitblick vor: Im Mittelpunkt der Diskussionen standen die Benachteiligungen von Mädchen und Frauen. Zudem wurde nach den Ursachen für die Geschlechtsunterschiede gesucht, wobei vor allem Rollen- und Sozialisationstheorien Erklärungen lieferten. Diese wissenschaftliche Ausrichtung entsprach dem liberal orientierten Flügel der Frauenbewegung, der sich vor allem für die formale Gleichstellung beider Geschlechter einsetzte.

Die Überzeugung von der prinzipiellen Gleichheit der Geschlechter wurde in den 80er Jahren durch Ansätze in Frage gestellt, die von einer grundlegenden Geschlechterdifferenz, d. h. unterschiedlichen Existenzweisen der Geschlechter, ausgingen und die herrschende Gesellschaftsordnung aufgrund ihrer patriarchalischen Strukturen radikal ablehnten. Gefordert wurde u. a. die Aufwertung „weiblicher Qualitäten“ und Lebensweisen. Differenzansätze basieren auf unterschiedlichen theoretischen Erklärungsmustern, u. a. auf der Psychoanalyse oder auf der Standpunkttheorie, die marxistische und psychoanalytische Ansätze verbindet. Danach sind Frauen als physische und soziale „Reproduzentinnen“ von Kindern anders in der materiellen Wirklichkeit verankert als Männer. Die praktische Folge dieser Denkrichtung war der Aufbau von Gegenstrukturen und Frauenorganisationen, die von Frauengesundheitszentren über Frauensportvereine bis zu Frauenbuchläden reichten.

Derzeit werden in der scientific community der Geschlechterforschung unterschiedliche Ansätze des sozialen Konstruktivismus, postmoderner Gendertheorien und der sogenannten Queer Theory vertreten.

Für Judith Butler (1990), als bekannteste Vertreterin der Postmoderne, ist Geschlecht diskursiv erzeugt, ein Text, der dekonstruiert werden muß. Queer Theorien suchen die Eindeutigkeit der Zweigeschlechtlichkeit am Beispiel der Inszenierung des Geschlechts durch Homosexuelle, Transvestiten oder Transsexuelle zu widerlegen. Dabei werden besonders die Geschlechts- und Sexualitätsdiskurse im Alltag und die Vielfalt der Geschlechterkonstruktionen und -inszenierungen im Alltag beschrieben.²⁶⁾

Judith Lorber (1994; 1998), eine wichtige Vertreterin des Konstruktivismus, beschreibt dagegen Geschlecht sowohl als strukturelle Kategorie als auch als individuelle Praxis. Sie betont dabei vor allem auch, daß Geschlecht nicht etwas ist, was wir haben, sondern etwas, was wir tun. Doing gender ist die alltägliche Praxis der Herstellung von Identität und Image, doing gender beschreibt, wie wir uns in Interaktionen immer als Frauen oder als Männer darstellen (müssen).²⁷⁾ Dabei wird die biologische Fundierung des Geschlechts nicht geleugnet, aber eine gegenseitige Beeinflussung des biologischen und des sozialen Geschlechts angenommen.

Doing gender spielt auch im Sport eine zentrale Rolle, und dieser Ansatz bietet eine hervorragende Möglichkeit, Entwicklungen im Sport aus der Geschlechterperspekti-

ve zu analysieren. Auf der Folie des Konstruktivismus wird dann auch aus einer theoretischen Perspektive die Etikettierung von Sportarten als weiblich und männlich und die Frage der „Eignung“ von Frauen oder Männern für bestimmte Sportarten obsolet. Die konstruktivistischer Geschlechtertheorie liefert auch den theoretischen Hintergrund für sportpolitische Entscheidungen. Die Vertreterinnen des Konstruktivismus fordern wie der liberale Feminismus die „Entgeschlechtlichung“ von Arbeit, Familie und anderen Aufgabenbereichen. Allerdings unterscheiden sich die theoretischen Begründungen und Analysen erheblich. Lorber macht deutlich, wie sich Männer und Frauen in den genannten Lebensbereichen Geschlechtsidentität aneignen und wie sie dort permanent auch Geschlecht inszenieren (doing gender) und dabei wiederum vergeschlechtlichte Strukturen repro-duzieren, die nur schwer veränderbar sind. So wird u. a. auch klar, warum es nicht ausreicht, Frauen formalen Zugang z. B. zu Entscheidungsgremien oder Männern die Möglichkeit zu gewähren, Familienaufgaben zu übernehmen.

Sozialkonstruktivistische Gendertheorien unterstützen den bereits beschriebenen Ansatz des Mainstreaming, sie weisen aber auch darauf hin, daß es nicht die Frauen und die Männer gibt, sondern daß Geschlecht u. a. in Abhängigkeit von den Lebensbedingungen in unterschiedlicher Weise inszeniert wird. So verbinden sich Geschlecht, soziale und ethnische Herkunft zu typischen Mustern, die Identitäten, Denk- und Deutungsmuster, Interaktionen und Verhaltensweisen strukturieren.

Es stellt sich hier die Frage, inwieweit die Frauen- und Geschlechterforschung Eingang in den Mainstream der Sportwissenschaft gefunden hat. Dabei ist einerseits festzustellen, daß das Geschlecht in den meisten Untersuchungen und Überlegungen inzwischen als Kategorie berücksichtigt wird. Dies ist häufig allerdings ein „Nebenprodukt“, d. h. ohne theoretische Verankerung „läuft das Geschlecht“ eben so mit. Dies hat zur Folge, daß nicht selten Unterschiede betont und Gemeinsamkeiten der Geschlechter übersehen und insgesamt Stereotype fixiert werden.

Postfeminismus, Backlash und Frauenboxen

Neue Trends scheinen inzwischen die Forderung nach Gleichberechtigung von Frauen und Männern überholt zu haben. Postfeminismus, nicht als theoretisches Konstrukt²⁸⁾, sondern als Einstellung und Lebensperspektive, ist derzeit in den USA „in“.²⁹⁾ Junge, attraktive Frauen, die sexuelle Attraktivität mit Selbstbewußtsein und Durchsetzungsfähigkeit verbinden, werfen ihren feministischen „Müttern“, den Mitgliedern der „zweiten Welle“ der Frauenbewegung, Männerfeindschaft, Verfolgungswahn und Opfermentalität, aber auch Theorielastigkeit, Spiritualität und Aberglauben und vor allem Sexualfeindschaft vor. Auch wenn diese Vorwürfe in dieser pauschalen Form unhaltbar und zu einem großen Teil unsinnig sind, zeigte die Feminismus-schelte doch Wirkung. Umfragen in der renommierten Time zeigen, daß sich immer weniger Frauen zum Feminismus bekennen.³⁰⁾ Allerdings nimmt gleichzeitig die Zahl der Frauen zu, die feministische Ziele, wie z. B. die Durchsetzung gleicher Rechte für beide Geschlechter, für selbstverständlich halten. Und Madonna, die Spice Girls, oder auch die Heldin einer Soapserie, die Anwältin Ally McBeal, scheinen eindeutig zu beweisen, daß frau heute alles erreichen und dabei vor allem Spaß haben und im Mittelpunkt stehen kann. Selbst im Cyberspace wird Männlichkeit und Weiblichkeit nicht mehr als Gegensatz zwischen Supermann und Playboy-Häschen inszeniert. Die „virtuelle Superlady“ heißt Lara Croft und ist „sexy, schlau und schlagkräftig“.

Die Archäologin Croft, eine „über Wespentaille, Silikonbusen und Kulleraugen verfügende Amazone“, stürzt sich bei ihren Expeditionen „beherzt auf jeden Feind: Tiere, Monster, Männer“.³¹⁾ Die Feministinnen der „dritten Welle“ vertreten und verkörpern die Überzeugung, daß „ich ja sowieso gewinn, weil ich ein Mädchen bin“, wie es in dem bekannten Song von Lucilectric heißt.

Gleichzeitig mit postfeministischen Tendenzen ist in vielen Bereichen ein „Backlash“ zu verzeichnen. Als Backlash wird die politische und ideologische Bewegung, die Reaktion auf die Bedrohung der hierarchischen Geschlechterordnung durch den Feminismus, bezeichnet. „Backlash has been constructed as a residual practice that halts or reverses the quest for equality. Triggered by the perception that women are making great strides toward equality, backlash is a reaction to the possibility that women may actually achieve equality.“³²⁾ Backlash-Tendenzen lassen sich gegenwärtig in vielen Bereichen feststellen. So ist beispielsweise ein Rückgang der Frauenquoten in manchen politischen Entscheidungsgremien zu verzeichnen, und auch in den Sportorganisationen stagniert der Frauenanteil in Führungspositionen. In den USA ist der Widerstand gegen die durch den Title IX garantierte Gleichberechtigungspolitik im Sport gewachsen. Dabei wird die finanzielle Unterstützung des Frauensports mit dem typischen Argument kritisiert, daß der Wegfall von Privilegien der Männer das existierende Sportsystem bedrohen würde.³³⁾ Auch die oben erwähnte Ablehnung des Begriffs Feminismus kann als Symptom des Backlash interpretiert werden. Und es ist schließlich auch zu fragen, ob Postfeminismus und Backlash nicht eng miteinander verflochten und zwei Seiten der gleichen Medaille sind. Analyse der Chancengleichheit beider Geschlechter in verschiedenen gesellschaftlichen Feldern haben nämlich gezeigt, daß die neuen Powerfrauen heute „selbstverständlich“ zu Berufen und Karrieren zugelassen werden, daß Aufstieg und Erfolg der Frauen aber häufig an einem „Glass Ceiling“ enden. Glass Ceiling ist ein in England und den USA verbreiteter Begriff für die unüberwindbaren, aber transparenten Barrieren, mit denen bestimmten Gruppen der Aufstieg in die obersten Stockwerke der Macht verwehrt wird. „The glass ceiling ist not simply a barrier for an individual, based on the person's inability to handle a higher level job. Rather, the glass ceiling applies to women as a group who are kept from advancing higher because they are women.“³⁴⁾

Das Interesse junger Frauen an vorher männlichen Sportarten wie dem Bodybuilding oder dem Boxen scheint den postfeministischen Tendenzen in anderen Bereichen, z.B. in der Populärkultur, vor allem der Musik, zu entsprechen. Für Ann Hall sind „women's boxing and women's bodybuilding ... cultural metaphors, barometers if you like, of changes occurring in women's sport generally at the end of the century, as well as changes in feminism“.³⁵⁾ Bis jetzt gibt es keine wissenschaftlichen Analysen des Frauenboxens, sicher ist, daß diese Sportart – ob man sie nun mag oder nicht – für Frauen zwei Seiten hat: Auf der einen Seite könnte Boxen traditionelle Mythen über das schwache Geschlecht zerstören. Und dabei ist die Aversion, die wir wohl alle gegen das Frauenboxen haben, äußerst aufschlußreich, zumindest zeigt sie, welche „Scheren im Kopf“ und welche Stereotype unsere Urteile und insgesamt unseren Geschmack (im Sinne Bourdieus) prägen. Auf der anderen Seite wird aus den Bildern und Berichten zum Frauenboxen auch deutlich, daß die Boxerinnen als Sensation und Sexobjekte vermarktet werden. Jennifer Hargreaves meinte: „The diversities and representations of the female body in boxing make it difficult to assess the extent to which the sport is a subversive activity for women or an essentially assimilative process with a radical facade.“³⁶⁾

Es geht mir hier nicht darum, Argumente für und gegen das Boxen generell oder das Frauenboxen im besonderen zu diskutieren. Analysen müßten sich dabei auch auf die Erfahrungen, Erkenntnisse und Interpretationen der Boxerinnen selbst stützen. Und es liegt eine hervorragende Analyse von Rene Denfield (1996), einer Feministin der dritten Welle und aktiven Boxerin, vor.

Ich möchte vielmehr Frauenboxen als Teil eines Trends verstehen, der den Blick auf und die Einschätzung von Frauen verändern wird. Die gegenwärtige Entwicklung scheint zu einer Zulassung von Frauen und Männern zu allen Sportarten, zur Aufweichung des Mythos vom starken und vom schwachen Geschlecht und zu vielfältigen Sportinteressen beider Geschlechter zu führen. Die Öffnung von vorher als geschlechtstypisch geltenden Sportarten und -formen für das jeweils andere Geschlecht vergrößert das Sportangebot und könnte ein wachsendes Interesse von Frauen und Männern am Sport zur Folge haben. Diese Entwicklungen haben aber ihren Preis: Sie sind u. a. verbunden mit einer Sexualisierung und Vermarktung des weiblichen Körpers. Und viele der Probleme, denen sich anfangs nur Männer im Sport stellen mußten, haben inzwischen auch die Frauen erreicht. Und diese haben bisher ebensowenig Rezepte z. B. gegen die wachsenden Leistungsanforderungen und -manipulationen gefunden, wie die Männer.

Die Vergangenheit es Sports war männlich – die Zukunft ist menschlich! – ob das so ist, weiß ich nicht, aber es wäre eine gute Perspektive.

Anmerkungen:

- 1) Zit. in: Pfister 1998, 190.
- 2) Zahlen über informelle sportliche Aktivitäten sehen uns erst nachdem zweiten Weltkrieg zur Verfügung. Zur Geschichte des Frauensports vgl. Beteiligung von Frauen am Sport, vgl. Pfister/Langefeld 1982; Pfister 1994. Auf die Entwicklung in der DDR kann aufgrund von fehlenden Informationen hier nicht eingegangen werden. Es fehlen bis jetzt Überblicksarbeiten zur Entwicklung des Breiten- und Freizeitsports sowie zu den Geschlechtsunterschieden im Sportengagement.
- 3) Opaschowski 1995.
- 4) Deutscher Sportbund: Bestandserhebung 1998. Frankfurt 1998.
- 5) Statistisches Bundesamt 1998, 58.
- 6) Kleindienst/Cachay 1997.
- 7) Ich verwende hier den Begriff Sport für unterschiedliche Formen der Körper- und Bewegungskultur. Dabei muß berücksichtigt werden, daß sich Sport in zahlreiche und vielfältige Formen und Aktivitäten mit unterschiedlichen Akteuren, Kontexten, Intentionen, Funktionen und Sinnstrukturen, Abläufen und Inszenierungen ausdifferenziert. In diesem Beitrag befaße ich mich nur mit den Entwicklungen in den einzelnen Sportarten. Darauf, daß mit den gleichen Aktivitäten durchaus unterschiedliche Praktiken und Bedeutungen verbunden sein können, kann ich hier nicht eingehen.
- 8) Opaschowski 1995.
- 9) Vgl. DSB: Bestandserhebung 1998. Frankfurt 1998.
- 10) Opaschowski 1995. Das gilt selbst, wenn man nicht die Gesamtbevölkerung, sondern nur die Kohorte der Jugendlichen als Bezugspunkt nimmt, vgl. Brinkhoff 1998, 131.

- 11) Vgl. die Beiträge in Schwier 1998. In manchen Beiträgen wird allerdings die Bedeutung der Inszenierung von Geschlecht nicht thematisiert. Damit werden entscheidende Erkenntnisse und Interpretationsmöglichkeiten verloren.
- 12) Vgl. dazu die Beiträge in Messner/Sabo 1990.
- 13) Der Spiegel 1999, H. 39, S. 251.
- 14) Zum Bodybuilding die Beiträge in Moore 1997; vgl. auch Lowe 1998; Heywood 1998.
- 15) Vgl. u. a. Guttman 1994; vgl. auch Renson 1997. Zur Globalisierung siehe u. a. Beck 1997.
- 16) Vgl. für die USA den ausgezeichneten Sammelband von Creedon 1994. Vgl. für Deutschland Klein 1986.
- 17) Vgl. vor allem Hall 1999.
- 18) Vgl. Opaschowski 1995.
- 19) Zur Entwicklung des Frauenfußballspiels siehe Fechtig 1995; Pfister 1998.
- 20) Fechtig/Janke 1997.
- 21) Vgl. Pfister 1998.
- 22) Vgl. u. a. Stiegler 1998.
- 23) Vgl. zum Mainstreaming u. a. Breyer 1998; Löffler 1998; Stiegler 1998, mit weiterer Literatur. Vgl. auch Fortschrittsbericht der Kommission über Folgemaßnahmen zu der Mitteilung: „Einbindung der Chancengleichheit in sämtliche politische Konzepte und Maßnahmen der Gemeinschaft“.
- 24) Vgl. u. a. Messner/Sabo 1990.
- 25) Einen Überblick über die einander ablösenden Strömungen der Frauen- und Geschlechterforschung gibt u. a. Lorber 1998; vgl. auch Pfister 1999.
- 26) Vgl. u. a. Jagose 1997.
- 27) Vgl. auch Lehnert 1997.
- 28) In den theoretischen Diskursen basiert der Postfeminismus auf Überlegungen der Postmoderne. Wie andere theoretische Ansätze wird der Feminismus als narrativ und das Konzept Geschlecht als essentialistisch und ahistorisch kritisiert.
- 29) Vgl. die Zusammenfassung von Hall 1999, 21.
- 30) Time, 19. Juni 1998, zit. in Hall 1999, 21.
- 31) Siehe Süddeutsche Zeitung Nr. 226. SZ Extra, 29.9.1999, 1 und im Internet www.laracroftism.de.
- 32) Greendorfer 1998, 82; vgl. auch Faludi 1991.
- 33) In den USA wurde die Gleichstellung von Frauen und Männern im Sport durch den 1872 erlassenen „Title IX“ festgelegt. Title IX ist Teil des Educational Amendments Act und verbietet „sex discrimination in education programs and activities within an institution receiving any type of Federal financial assistance“ (Greendorfer 1998, 70). Da die Colleges und Universitäten eine zentrale Rolle im Leistungssport der USA spielen, hat dieses Gesetz für die Welt des Sports in den USA eine sehr große Bedeutung. Auf die Situation in Deutschland lassen sich die Strategien und die Erfahrungen in den USA nicht oder zumindest nicht ohne weiteres übertragen.
- 34) Morrison et al. 1992, 1; vgl. David/Woodard 1991.
- 35) Hall 1991, 31.
- 36) Zit. in Hall 1999, 9.

Literatur

- Beck, Ulrich: Was ist Globalisierung? Frankfurt 1997
- Benhabib, Seyla/Butler, Judith/Cornell, Drucilla /Fraser, Nancy: Der Streit um Differenz.
- Feminismus und Postmoderne in der Gegenwart. Frankfurt a.M. 1993.
- Breyer, Hiltrud: Frauen greifen nach den Sternen. Die Frauen in der EU. Bonn 1998: Die Grünen im Europäischen Parlament 1998.
- Brinkhoff, Klaus-Peter: Sport und Sozialisation im Jugendalter. Weinheim/München 1998.
- Butler, Judith: Gender Trouble: Feminism and the Subversion of Identity. London 1990.
- Creedon, Pamela (Hrsg.): Women, Media and Sport. Thousand Oaks/London/New Delhi 1994.
- David, Miriam/Woodward, Diana (Hrsg.): Negotiating the Glass Ceiling. Careers of Senior Women in the Academic World. London/Washington 1998.
- Denfeld, Rene: Kill the body, the head will fall: women, violence and aggression. New York 1996.
- Faludi, Susan: Backlash: The undeclared war against American women. New York 1991.
- Fechtig, Beate /Janke, Klaus: „Ich liebe Lars Riecken“. Mädchen als Fußballfans, Schüler '97. 1997, 10-12.
- Fechtig, Beate: Frauen und Fußball. Dortmund 1995.
- Greendorfer, Susan: Title IX Gender Equity, Backlash and Ideology. In: Women in Sport & Physical Activity Journal 7 (1998), 1, 69-95.
- Guttmann, Allen: Games and Empires. New York 1994.
- Hall, Ann: Boxers and Bodymakers: Third Wave Feminism and the Remaking of Women's Sport. Vortrag auf dem dvs-Hochschultag „Dimensionen und Visionen des Sports“, 27.-29. September 1999 in Heidelberg.
- Heywood, Leslie: Bodymakers: a cultural anatomy of women's body building. Newark 1998. Jagose, Annamarie: Queer theory: An introduction. New York 1997.
- Klein, Marie-Luise/Pfister, Gertrud: Goldmädel, Rennmiesen und Turnküken. Die Frau in der Sportberichterstattung der BILD-Zeitung. Berlin 1985.
- Klein, Marie-Luise: Frauensport in der Tagespresse. Bochum 1986.
- Kleindienst-Cachay, Christa: Sportengagement muslimischer Mädchen und Frauen in der Bundesrepublik Deutschland. In: Klein, M./Kothy, J. (Hrsg.): Ethnisch-kulturelle Konflikte im Sport. Hamburg 1997, 113- 27.
- Lehnert, Gertrud: Wenn Frauen Männerkleidung tragen. München 1997.
- Löffler, Klaus (Hrsg.): Frauenförderung in der Europäischen Union. 2. Aufl. Bonn 1998.
- Lorber, Judith: Kontinuitäten, Diskontinuitäten und Konvergenzen in neueren feministischen Theorien und in feministischer Politik. In: Feministische Studien (1998), 1, 39-53.
- Lorber, Judith: Paradoxes of Gender. New Haven/London 1994.
- Lowe, Maria R.: Women of steel: Female bodybuilders and the struggle for selfdetermination. New York 1998.
- Messner, Mike/Sabo, Don (Hrsg.): Sport, men, and the gender order. Critical feminist perspectives. Champaign 1990.
- Moore, Pamela (Hrsg.): Building Bodies. New Brunswick 1997.
- Morrison, Ann M. u.a.: Breaking the Glass Ceiling: Can Women Reach the Top of America's largest Corporations? Reading, MA. 1992.

- Opaschowski, Horst: Neue Trends im Freizeitsport. Hamburg 1995.
- Pfister, Gertrud/Langefeld, Hans: Vom Frauenturnen zum modernen Sport – Die Entwicklung der Leibesübungen der Frauen und Mädchen seit dem Ersten Weltkrieg. In: Ueberhorst, H.(Hrsg.): Geschichte der Leibesübungen, Bd. 3/2. Berlin 1982, 977-1007.
- Pfister, Gertrud: Frauenfußball: „Dürfen die denn das?“ In: Westdeutscher Fußballverband (Hrsg.): 1000 Jahre Fußball im Westen. Kassel 1998, 189-193.
- Pfister, Gertrud: Mehrheit ohne Macht? Frauen in der Turn- und Sportbewegung. In: Krüger, M. (Hrsg.): Innovation aus Tradition. Zukunftskongreß für Gymnastik, Turnen und Sport. Schorndorf 1998, 42-50.
- Pfister, Gertrud: Sport im Lebenszusammenhang von Frauen. Ausgewählte Themen. Schorndorf 1999.
- Pfister, Gertrud: Der Zwang zur Schönheit – Zur Körper- und Bewegungskultur von Mädchen und Frauen. In: Senatsverwaltung für Arbeit und Frauen (Hrsg.): Kein Platzverweis für Frauen. Berlin 1994, 35-62.
- Renson, Roland: The Reinvention of Tradition in Sports and Games. In: Journal of Comparative Physical Education and Sport 19 (1997), 2, 46-52.
- Schwier, Jürgen (Hrsg.): Jugend-Sport-Kultur. Hamburg 1998.
- Sportjournalisten Taschenbuch. Bielefeld 1999.
- Statistisches Bundesamt: Statistisches Jahrbuch für die Bundesrepublik Deutschland Wiesbaden 1998.
- Stiegler, Barbara: Frauen im Mainstreaming. Politische Strategien und Theorien zur Geschlechterfrage. Bonn: Friedrich-Ebert-Stiftung 1998.

DIE KONSTRUKTIVE UND KRITISCHE PARTNERSCHAFT VON KIRCHE UND SPORT

Klaus-Peter Weinhold

Für die konstruktive und kritische Kommunikation zwischen den Kirchen und dem Sport bildete das „Programm einer Partnerschaft“ aus dem Jahre 1969 zwischen DSB-Präsident Willi Daume, dem Vorsitzenden des Rates der EKD, Bischof Kurt Scharf und dem Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz, Julius Kardinal Döpfner, das tragende Fundament. Damit fand die Pionierarbeit der ersten Jahre nun auch offiziell Anerkennung. Getragen von kirchen- und gesellschaftspolitischen Visionen einerseits sowie Basisbezug und Realitätssinn andererseits wuchsen Verständnis und Vertrauen füreinander. In der Evangelische Kirche in Deutschland gehörten Karl Zeiß (nebenamtlich), Martin Hörrmann, Heinz Döring und Siegfried Mentz bis heute zur Riege der Sportpfarrer; bei der Katholischen Kirche Deutschlands folgten auf den legendären Prälat Ludwig Wolker die Sportpfarrer Willy Bokler, Paul Jakobi, Manfred Paas und aktuell Michael Kühn. Für den Deutschen Sportbund waren die Generalsekretäre Karlheinz Gieseler und Norbert Wolf vor Dr. Wulf Preisling verlässliche Ansprechpartner. Drei markante Stationen, die unsere Arbeit von Kirche und Sport auf den verschiedenen Ebenen focussieren, möchte ich kurz skizzieren.

1. Die Olympischen Spiele 1972 in München bestimmten die Sportszene und die Nation. In ihrem Umfeld dokumentierten der große Wissenschaftskongreß, die Einrichtung eines religiösen Zentrums und die engen Verbindungen zur Kunst neben den eigentlichen Sportwettkämpfen ein neues Verständnis olympischer Kultur. Bis zum heutigen Tage ist diese Konzeption Willi Daumes von festlichen Spielen (durch das Attentat 1972 allerdings mit einem Trauerrand versehen) unerreicht geblieben. Die seelsorgerliche Begleitung durch Olympiapfarrer (in Deutschland schon seit den 50er Jahren erprobt) wurde fortan zum festen Bestandteil im olympischen Geschehen.

Parallel zum spitzensportlichen Höhepunkt befaßte sich der Bundestag des Deutschen Sportbundes mit dem Themenfeld des Breitensports. Die Delegierten waren überzeugt, daß nur eine intensive Arbeit in den Vereinen langfristig die Akzeptanz des Sports in der Gesellschaft sichern könnte; in Erfüllung der Charta des DSB (bereits 1966 formuliert) suchte der Sport nach neuen gesellschaftlichen Partnern. Die Bildung von Landesarbeitskreisen, die in enger Verbindung mit den Landessportbünden Projekte der Partnerschaft entwickelten, war sichtbares Ergebnis dieses Bewußtseins. Sport für Menschen in Justizvollzugsanstalten, Sport für Menschen mit Behinderungen, Sport für Ältere, Alleinerziehende, ausländische Mitbürgerinnen und Mitbürger, Sport für Aussiedler und Asylsuchende, Sport für Kinder und Jugendliche usw. sind konkrete Beispiele der praktischen Zusammenarbeit zwischen Kirchengemeinden und Sportvereinen.

Im selben Jahr gab die EKD ihre erste sozialetische Studie zum Sport mit dem Titel „Sport, Mensch und Gesellschaft“ – eine Bestandsaufnahme der Bedeutung des Sports und seiner pädagogischen, sozialen und kulturellen Dimensionen – heraus. Die konstruktive und kritische Partnerschaft zwischen den Kirchen und dem Sport

wurde in die Pflicht genommen. Zu Beginn der 70er Jahre starteten die Studienkurse „Kirche und Sport in der EKD“ als zentrale Fortbildungsveranstaltung für den fachlichen Dialog zwischen Sportwissenschaften, Sportorganisationen und Theologie.

2. Im April 1990 veröffentlichten die beiden Kirchen die „Gemeinsame Erklärung der Kirchen zum Sport – Sport und christliches Ethos“. Dieser Text stellte einen Meilenstein in der Geschichte der Partnerschaft dar. Einerseits wurden die wunden Punkte des Sports angesprochen – etwa die Gefahr, daß der Sport durch wachsende Kommerzialisierung, durch Leistungsmanipulation und Doping, durch Gewaltanwendung und Unfairneß seine Freiheit und Glaubwürdigkeit verlieren könnte. Andererseits würdigte die Erklärung die großen Chancen des Sporttreibens für die individuelle und gesellschaftliche Gestaltung unseres Lebens.

Die Wende stellte die Arbeit von Kirche und Sport vor ganz neue Herausforderungen. Die 18. Werkwoche bot unter der Fragestellung „Die deutsche Frage in Kirche und Sport – Geteilte Erfahrungen und gemeinsame Hoffnungen in einem vereinigten Deutschland“ ein Gesprächsforum über die unterschiedlichen Entwicklungen an. Sowohl die Kirchen als auch der Sport wurden zu neuen gesellschaftlichen Partnerschaften eingeladen. Für die östlichen Landeskirchen bedeutete dies eine Öffnung zu Sportorganisationen, Politik, Medien und Wirtschaft, für den organisierten Sport der ehemaligen DDR mußte ein neues Leitbild gerade im Leistungssportbereich herausgebildet werden. Trotz knapper finanzieller Ressourcen und Einsparnotwendigkeiten in den Kirchen und den öffentlichen Haushalten konnten drei neue Landesarbeitskreise in Berlin-Brandenburg (Fusion), Sachsen und Thüringen gegründet werden.

Die 90er Jahre brachten neben der institutionellen Verankerung des Sportpfarramtes in die Strukturen der Evangelischen Kirche in Deutschland vor allem eine Vertiefung bestehender Partnerschaften. Olympische Sommer- und Winterspiele, Paralympics, Special Olympics, Universiaden, Deutsche Turnfeste und die Evangelischen Kirchentage wurden feste Bestandteile im Terminkalender der Sportpfarrer auf Bundes- und Landesebene. Die Gastgeberrolle für Athleten und Zuschauer bei der Leichtathletik-WM 1993 in Stuttgart, der IPC-WM 1994 in Berlin und der Welt-Gymnastrada 1995 in Berlin bildeten weitere Höhepunkte sportlicher Großveranstaltungen. Mit dem Christlichen Verein Junger Menschen (CVJM) und dem katholischen Sportverband der Deutschen Jugendkraft (DJK) besteht bis zum heutigen Tage ein kontinuierlicher, reger und fruchtbarer Gedankenaustausch. 1998 konnte nach mehrjähriger Vorbereitung das „Lexikon der Ethik im Sport“ (Herausgeber: O. Grupe, D. Mieth) in Zusammenarbeit mit dem Bundesinstitut für Sportwissenschaft der Öffentlichkeit übergeben werden.

3. Wir stehen heute an der Schwelle eines neuen Jahrtausends. Die konstruktive und kritische Partnerschaft von Kirche und Sport ist mittlerweile auf den drei Ebenen „Gemeinde – Verein“, „Landesarbeitskreise – Landessportbünde“ sowie „Bundesebene – Deutscher Sportbund“ etabliert. Ein sechstes Spitzengespräch zwischen den Repräsentanten der Kirchen und des Sports ist in Vorbereitung; die Themenauswahl wird vom gesellschaftspolitischen Klima bestimmt. Die Verteidigung des Sonntags und die Stärkung des Ehrenamtes sind Hauptanliegen zu Bewahrung der sozialen und kulturellen Qualität in unserer Gesellschaft. Gemeinsam müssen die Herausforderungen moderner gesellschaftlicher Entwicklungen in Arbeit und Freizeit gestaltet werden, um nicht den Mechanismen von Show, Unterhaltung, Konsum oder Kom-

merz zu unterliegen. Die Einladung zum Konsultationsprozeß „Gestaltung und Kritik – Zum Verhältnis von Protestantismus und Kultur im neuen Jahrhundert“ greift u. a. das Thema „Sport und Spiel“ als wichtiges Begegnungsfeld gesellschaftlicher Gruppierungen auf und will den Blick für zukünftige Entwicklungen schärfen.

Nur ehrlich erstellte Bilanzen sind wertvoll. So will ich Defizite und Schwachstellen selbstkritisch aufzeigen: Wir sind in unserem Geschäft leider immer noch zu „männerlastig“ – Frauen scheinen das Thema Sport, Spiel und Bewegung in anderen Arbeitsformen und Gruppen, z. B. über Tanz und Liturgie, Körperarbeit bzw. feministische Ansätze anzugehen. Wir sind auch leider immer noch zu „kopflastig“ – die Umsetzung der guten Ideen und Konzeptionen von der mittleren und höheren Ebene an die Basis der Gemeinden und Vereine muß vielerorts ausgebaut werden. Das Thema Sport und Freude an der Leiblichkeit führt in der Aus- und Fortbildung ein Schattendasein; Pastoralkollegs wie in Hessen, Nordrhein-Westfalen und Bayern sind eher die Ausnahme. Die gut frequentierten Sportexerzitien könnten hier, als generationsübergreifendes und ökumenisches Modell, wichtige Impulse geben.

Wir sind zudem immer noch zu „organisationslastig“ – der Sport befindet sich heutzutage auf einer Gradwanderung zwischen Ersatzreligion und wichtigem Kulturgut; Erscheinungen in der Fanszene, in Fitneßstudios oder Ferienkatalogen zeugen von der Verstreutheit der Religion in der modernen Erlebnisgesellschaft. Die Freude an sportlicher und spielerischer Bewegung ist gegen die Deformation eines äußerlichen und egoistischen Körperkultes zu bewahren; bei allen Innovationen sollten wir den verborgenen Wunsch nach Anerkennung, Verwandlung und Ganzheit im Blick behalten.

AKADEMIE UND SPORT– TRADITION VERPFLICHTET

Jo Krummacher

Im Gründungsjahr der Bundesrepublik Deutschland lud die Evangelische Akademie Bad Boll am 19. und 20. November 1949 erstmals zu einer Sporttagung ein. Damit begann die Geschichte eines kontinuierlichen Dialogs, der mit nunmehr über zweihundert vom Boller Tagungshaus organisierten Tagungen und Begegnungen für die Entwicklung der Beziehungen zwischen dem Sport und den christlichen Kirchen in Deutschland ausschlaggebende Bedeutung erlangen sollte. Es war der Berliner Bischof D. Kurt Scharf, in den sechziger Jahren Ratsvorsitzender der Evangelischen Kirche in Deutschland und Teilnehmer der Spitzenbegegnung zwischen dem Deutschen Sportbund und der EKD, der mir im Jahr 1986 bei einem biografischen Gespräch in Berlin-Dahlem spaßeshalber den Hinweis gegeben hatte, die Evangelische Akademie Bad Boll könne man im griechischen Sinn des Wortes mit Fug und Recht als „evangelisches Gymnasium“ bezeichnen. Eberhard Müller, der Gründer der Akademie, hatte jedenfalls sehr früh die gesellschaftliche Bedeutung des Sports erkannt und im Zusammenwirken mit der Landeskirche ein Sportreferat eingerichtet. Damit war ein Instrumentarium geschaffen, um – wie in anderen Tagungshäusern – nicht nur sporadisch den Sport auf die Tagesordnung zu setzen, sondern um in bewußt gesetzter Kontinuität als kirchlicher Ort des Gesprächs die Entwicklungen in diesem Bereich zu begleiten.

Gleichwohl fällt auf, daß die jüngste zusammenfassende Darstellung über die Arbeit der kirchlichen Akademien¹⁾ zwar deren Bedeutung als Gesprächsforen und „dritte Orte“ für den gesellschaftlichen Diskurs hervorhebt, aber bei der Aufzählung der für diese Arbeit relevanten Felder – Recht, Politik, Wirtschaft, Ökologie, Ökumene usw. – den Arbeitsschwerpunkt Sport ohne erkennbaren Grund übergeht. Obwohl der Sport große Teile der Bevölkerung in Vereinen organisiert und zu aktiver oder passiver Teilnahme an seinen Veranstaltungen bewegt, scheint die kirchliche Wahrnehmung dieses gesellschaftsrelevanten Kultur- und Freizeitbereichs auch heutzutage bisweilen unzureichend oder gestört.

Vermutlich wirken immer noch unterschwellig ältere Frömmigkeits- und Bürgerlichkeitstraditionen nach, die den Vorrang der geistlichen vor jeder körperlich-leiblichen Bemühung behauptet haben. So berichtet beispielsweise der Maler Wilhelm von Kügelgen in seinen „Jugenderinnerungen eines alten Mannes“²⁾, wie zu Beginn des 19. Jahrhunderts der damalige Generalsuperintendent der Evangelischen Kirche von Anhalt-Bernburg die Errichtung eines Turnplatzes im Garten der Superintendentur erlaubt hatte, diesen aber nach Kritik aus der Bürgerschaft auf herzogliches Geheiß wieder schließen mußte. Freilich gab es auch andere Traditionen, die dem Aufkommen der Turnbewegung positiv gegenüberstanden und öffentliche Resonanz fanden; so konnte ebenfalls zu Anfang des letzten Jahrhunderts auf dem Gelände des schwäbischen Klosters Hirsau ein Scheunengebäude als eine der frühesten Turn-

¹⁾ Vgl. Christoph Th. Scheilke, Art. Evangelische und katholische Akademien, RGG Bd.1, Tübingen 1998, Sp. 246 ff.

²⁾ Vgl. Wilhelm von Kügelgen, Jugenderinnerungen eines alten Mannes, Manesse-Bibliothek, Zürich 1984, S.499 ff.

hallen in Deutschland eingerichtet und in Betrieb genommen werden. Reformpädagogische Traditionen einerseits und idealistisch-elitäre Kulturtraditionen andererseits haben ganz sicher lange auf die öffentliche Einschätzung des Sports in der Gesellschaft Einfluß genommen.

Neben solchen weiter zurückreichenden zwiespältigen Einstellungen gegenüber dem Sport wirkten vor allem in den ersten Jahren der Bundesrepublik sicher auch Erinnerungen daran nach, wie die Nationalsozialisten – und in ähnlicher Weise auch die kommunistischen Regime – den Sport als Ertüchtigungs- und Disziplinierungsinstrument politisch-ideologisch mißbraucht und in Mißkredit gebracht hatten. Ich selbst habe noch Sportunterricht durch einen Lehrer erhalten, dessen SS-Vergangenheit im Turnhemd nicht zu verbergen war; uns Schülern mochte deshalb dieses Fach zeitweilig suspekt erscheinen. Schwäbisch gesagt: Die Sache bekam ein Geschmäcke.

Jedenfalls gab und gibt es zwischen Sport und Kirche immer wieder Distanzen, vor allem dann, wenn beide Lebenswelten sich wechselseitig abgeschirmt haben. Andererseits haben gerade in jüngerer Zeit die Diskussionen um die Liberalisierung des Sonn- und Feiertagsschutzes gezeigt, daß diejenigen, die sich, wie das Protokoll der ersten Bad Boller Sporttagung von 1949 ausweist, in dieser Frage früher nicht selten als Konkurrenten um die durch Feiertagsschutz und später über Tarifverträge geschützte Freizeit empfunden hatten, heute eher als Bündnispartner auftreten: Die Gefahr, daß vor allem aus ökonomischen Erwägungen heraus die den Bürgern und Familien zur Verfügung stehende gemeinsame Freizeit am Wochenende durchlöchert oder geraubt werden soll, bedroht das kirchliche Leben in den Gemeinden ebenso wie die Wettkämpfe, Turniere und Spielrunden der Sportvereine. Zuweilen hilft eben auch ein gemeinsamer Gegner, die Beziehungen zueinander neu zu durchdenken und überkommene scheinbare Interessengegensätze zu überprüfen. Im Jahr 1962 hatte der württembergische Prälat Hermann Riess dafür eine gemeinsame Position mit dem Hinweis angeboten, daß nämlich von beiden Seiten, von den Kirchen und von den Vereinen, ein Dienst am Menschen geleistet werde. Das war sehr früh ein wichtiges kirchliches Signal, keine Monopolstellung zu beanspruchen, wenn es um das Wohl der Menschen in der Gesellschaft geht. In der aktuellen Diskussion wird es wohl weniger der Gedanke eines „Dienstes“ sein, der Sport und Kirche miteinander verbindet, als der Hinweis darauf, daß die Kohäsionskräfte, die ein Auseinanderdriften der Gesellschaft in Monaden-Existenzen verhindern, durch eine konkrete Praxis gestärkt werden können: nämlich durch eine Praxis des gemeinsamen Feierns, Lebens und Verstehens, wie sie sowohl in den Kirchen als auch in den Vereinen als Alltagskultur eingeübt wird.

Die Tatsache aber, daß sich – trotz vereinzelter Rückschläge und Dissonanzen – ein ausgesprochen günstiges Gesprächsklima und ein vertieftes wechselseitiges Verständnis zwischen den Institutionen des Sports und den institutionellen Kirchen herausbilden konnte, ist auch ein Ergebnis der fünfzigjährigen Tagungsaktivität der Bad Boller Akademie. Daß diese intensive Aktivität mit harter Arbeit verbunden war, soll nicht verschwiegen werden. Denn die Brücke, die dabei zu errichten war, sollte zwei ungleiche Partner verbinden. Der Schweizer Dichterpfarrer Kurt Marti, zugleich Fußball-Fan, hat einmal die Differenz zwischen Sport und Kirche folgendermaßen beschrieben: „Das Fußballspiel ist ... überschaubar, transparent, deshalb auch genau analysierbar. Was in der Kirche geschieht, entbehrt solcher Transparenz, ist deshalb schwer zu durchschauen und zu analysieren, ein Spiel im dichten Nebel oft; man

sieht Schatten auftauchen, verschwinden, es scheint etwas zu ‚laufen‘, aber es ist unmöglich, den Zusammenhang des Geschehens zu erkennen. Ein Fußballmatch darf nur angepfeift und durchgeführt werden, wenn von der Mittellinie aus die Tore erkennbar sind. Die Kirche hat's schwerer, sie spielt bei jedem Wetter, in jedem Nebel, auch dann, wenn keine Ziele sichtbar sind.“³⁾ Damit hat Marti parabolisch auf die Problematik hingewiesen, die sich ergibt, sobald konkrete anthropologische Aussagen in einen Dialog mit reflektierten theologischen Lehrmeinungen kommen. Der Sport gehört aus Sicht der Kirche zunächst einmal ins Feld der Anthropologie. Sport ist eine Sache des Menschen. Aufgabe der Kirche hingegen ist es, das Evangelium von Jesus Christus zu verkünden, das heißt, es so verständlich auszulegen, daß das darin angebotene Heil als Geschenk der Freiheit und die damit zur Sprache gebrachte Würde des Menschen erkennbar werden. Die Ordnung der Evangelischen Akademie Bad Boll gibt für die Tagungsarbeit vor, daß gesellschaftliche und berufliche Fragen im politischen, kulturellen und wirtschaftlichen Kontext „ins Licht des Evangeliums“ zu rücken sind. Damit ist ein Ziel für die Arbeit der Akademie beschrieben. Welche Wege und Methoden dabei zu beschreiten sind, läßt die Akademieordnung jedoch offen. Lange Zeit hat die Akademie ihre Tagungsarbeit als Wahrnehmung des kirchlichen Öffentlichkeitsauftrags (Akademie als Faktor) und ebenso als gesellschaftsdiakonische Hilfestellung (Akademie als Forum) verstanden. Dabei leitete sie freilich noch immer das Bild, neben dem Regiment des Staates im Sinne der lutherischen Zwei-Regimenten-Lehre das andere Regiment zu führen.

Heute begreift sich die Evangelische Akademie mehr und mehr als eine „intermediäre Institution“, die im Auftrag der Landeskirche ungelöste Probleme, Konflikte und Aufgaben in der pluralistischen Gesellschaft aufgreift, bestehende Differenzen sorgsam klärt und im ideenbildenden Dialog mit Betroffenen, Experten und Entscheidungsträgern nach neuen Lösungen und Gestaltungen für die Gesellschaft sucht. Dabei klärt die Akademie nicht nur horizontale Differenzen, die sich zwischen verschiedenen Interessenlagen von Menschen, Gruppen und Institutionen ergeben; sie hebt auch die vertikale Differenz ins Bewußtsein, die sorgfältig zwischen dem Humanem und dem Bereich des Unerfüllbaren, das uns in der Tiefe des Seins gleichwohl unmittelbar angeht, unterscheidet. Eberhard Jünger hat dieses Festhalten an der vertikalen Differenz als Pflicht theologischer Reflexion bezeichnet: den Gott, der Mensch wird, Gott sein lassen, damit der Mensch bleiben und immer menschlicher werden kann.⁴⁾ Diese Grundunterscheidung ist auch das Kriterium, von dem aus eine christlich-ethische Reflexion und Ethik im Sinne einer kritischen Handlungstheorie entwickelt werden kann.

Daß sich gerade aus dieser vertikalen Differenz überraschend neue Verhältnisbestimmungen von Kirche und Sport ergeben können, hat der Berliner Bischof Wolfgang Huber dargestellt. Am Beispiel der für den Protestantismus zentralen, nunmehr auch ökumenisch rezipierten Rechtfertigungslehre zeigt er, wie sich dem Glauben die Erfahrung eines von Gott geschenkten Neuanfangs erschließt. Diese Freiheit eines Christenmenschen kann korrespondieren mit der sportlichen Erfahrung, sich – auch nach Mißerfolgen – immer wieder neu auf ein Spiel oder einen Wettkampf ein-

³⁾ Kurt Marti: Auf dem Fußballplatz ist die Welt noch in Ordnung. Bekenntnisse eines unverbesserlichen Fans. In: BRU Heft 28/1998, S. 6 f. (Gesellschaft für Religionspädagogik e. V. Villigst)

⁴⁾ Vgl. Eberhard Jünger: Was ist „das unterscheidend Christliche“? In: Ders., Unterwegs zur Sache. Theologische Bemerkungen, München 1972, S. 299.

lassen zu können. Damit ist aus christlicher Perspektive eine Analogie wieder aufgenommen, die bereits im paulinischen Traditionsgut des Neuen Testaments angelegt ist – „Kämpfe den guten Wettkampf des Glaubens!“⁵⁾ – und die Kirche und Sport gemeinsame Perspektiven schenkt. Daß Erfolg oder Scheitern nicht über den Wert eines Menschen entscheiden, sondern die Freiheit zum Neuanfang Spiegel der von Gott geschenkten Würde des Menschen ist, diese Sichtweise kann mit dazu beitragen, daß auch jenseits der sportlichen oder der religiösen Sphäre Aufmerksamkeit für das Menschengerechte geweckt wird. Zugleich unterzieht sie jedes Streben nach übermenschlicher Leistung und Selbstvergötterung der Kritik.

Die deutliche Reflexion der so beschriebenen vertikalen Differenz erlaubt eine sorgsame Unterscheidung von Heil und Wohl des Menschen, aber auch ein Ernstnehmen des Menschen als Geschöpf und leibliches Wesen. Diese Erfahrung gehört zu den frühen Erträgen der Bad Boller Sporttagungen. So konnten in der Akademie als kirchlicher Institution die Anliegen des Sports an die Gesellschaft und an die Politik deutlich und nachdrücklich formuliert werden. Ein Beispiel dafür gibt die erste Akademietagung, für die Ommo Grupe im Jahr 1965 als Referent gewonnen werden konnte. Seitdem gehört er zu den engen Wegbegleitern und Förderern der Bad Boller Sporttagungen. Damals berichtete er von Vorbehalten gegenüber dem Sport, die wir für den kirchlichen Kontext bereits beschrieben haben, nunmehr aus dem Bildungsbereich: „Für die gegenwärtige Schule gibt es das Leibliche nur am Rande. Sie ist ihrer ganzen Einstellung, ihrer Zielsetzung und ihrer Organisation nach auf ein kindliches und jugendliches Wesen eingestellt, das unleiblich ist... Diese Aufgabe, dem Leiblichen eine neue Wertung zu verschaffen ... liegt in einer revidierten Auffassung der Erziehung, die beginnt, das Kind und den jungen Menschen in ihrem leiblichen Sein ernst zu nehmen.“⁶⁾

Auch die wenige Tage später stattfindende Bad Boller Tagung mit Spitzenvertretern des deutschen Sports vom 15. bis 17. Februar 1965, maßgeblich mitgestaltet von Studienleiter Martin Hörmann, trug zu erhöhter Anerkennung des Sports im öffentlichen Leben bei; damals waren es die Kirche und der Sport, die während der Ära des kalten Krieges Brücken über den eisernen Vorhang hinweg unterhalten und so eine wesentliche Funktion für das Zusammengehörigkeitsgefühl in beiden deutschen Staaten ausgeübt hatten. Diese Tagung im Jahr 1965 führte dann in der Folge zu einem Briefwechsel zwischen dem damaligen Präsidenten des Deutschen Sportbundes und des Nationalen Olympischen Komitees Willy Daume und dem Ratsvorsitzenden der Evangelischen Kirche in Deutschland Präses D. Kurt Scharf, der als Wendepunkt in den wechselseitigen Beziehungen anzusehen ist: „Sport und Kirche fangen an, ihre gemeinsam erkannte Verantwortung nicht nur zu proklamieren, sondern zu praktizieren.“⁷⁾ Tagung und offizieller Briefwechsel führten dazu, daß im Folgejahr der Deutsche Sportbund bei seinem Bundestag seine Charta des deutschen Sports verabschieden konnte mit der Aufforderung zur Partnerschaft an die Kirchen. Auf seiten der Evangelischen Kirche wurde daraus die Konsequenz gezogen, für die EKD einen Sportpfarrer zu berufen: Martin Hörmann war der erste, der dieses Amt übernahm.

⁵⁾ 1. Ti 6, 12.

⁶⁾ Tagungseinladung zur Tagung „Leibeserziehung in der Schule“ vom 29. bis 31. Januar 1965 (Archiv Strittmatter).

⁷⁾ Arbeitskreis Kirche und Sport in der Evangelischen Kirche in Deutschland (Hrsg.): Sport und Kirche – ein Tagungsbericht, Bad Boll 1965, S. 104.

Diese neue Standortbestimmung führte dazu, daß das Bad Boller Tagungshaus in großem Stil zur Ausbildung der Vereinsverantwortlichen im Sportbereich beitrug. Die aus dem kirchlichen Leben und der Tagungsarbeit gewonnenen Methoden und Erfahrungen wurden dabei in den Bereich des Sports so weiter vermittelt, daß eine breite Qualifizierung für Funktionsträger in den Vereinen möglich wurde: Gesprächsführung, Sitzungsleitung, das Leiten von Gruppen, das freie Reden, das Veranstalten und Feiern von Festen. Aus heutiger Sicht könnten wir auch von Demokratieerziehung sprechen, die dazu beigetragen hat, daß die demokratisch organisierten Vereine auch über ein hinreichendes Potenzial an Demokratie-Geübten verfügen. Die hier erworbenen sozialen und fachlichen Kompetenzen haben sich nicht nur weit über den Sport hinaus als Pfund für das Gemeinwesen erwiesen; sie haben auch dazu geführt, daß der Sport sich später eigene Zentren schaffen konnte, in denen die Methoden aus Bad Boll für die spezifischen Bedürfnisse fortentwickelt und angewandt werden konnten. Dies ist übrigens eine Grunderfahrung der Akademie aus ihrer nun über fünfzigjährigen Geschichte, daß sie als Muttereinrichtung mit ihrer Gesprächskultur in beinahe allen Bereichen des gesellschaftlichen Lebens fortgesetzt Kinder gezeugt hat, die heute selbstständig weiterwirken: das gilt für den Bereich des Sports ebenso wie für die Industrieunternehmen, Verbände, Parteien, Gewerkschaften, das Militär oder die Technik. Unser Archiv ist in dieser Hinsicht außerordentlich ergiebig; wir warten noch auf den Bildungsforscher oder Zeitgeschichtler, der sich dieses anspruchsvollen Forschungsvorhabens einmal annimmt und die außergewöhnliche Breitenwirkung kirchlicher Akademiearbeit nachzeichnet. Bislang liegen nur zu eng begrenzten Teilbereichen solche Studien vor.⁸⁾

Einen genauen Überblick über die gesamte Tagungstätigkeit der Evangelischen Akademie Bad Boll auf dem Feld des Sports hat Michael Krüger in einem Beitrag zusammengetragen, der in absehbarer Zeit in einer gemeinsamen Publikation, für die Ommo Gruppe und Wolfgang Huber die Herausgeberschaft übernommen haben, zur Publikation gelangt. Dabei weist er auf einen weiteren wichtigen Meilenstein hin, den Kirche und Sport in Bad Boll erreicht haben. Hier haben nämlich nicht nur Gespräche mit den Institutionen und Verbänden des Sports stattgefunden – hier haben auch die ersten Gespräche zwischen Vertretern der Sportwissenschaft und Vertretern der christlichen Kirchen stattgefunden. Aus diesen Diskursen ist dann 1997 im Auftrag des Bundesinstituts für Sportwissenschaft das von Ommo Grupe und Dietmar Mieth herausgegebene „Lexikon der Ethik im Sport“ entstanden, dessen Stichworte großenteils deckungsgleich sind mit den Themen, die in den vergangenen fünfzig Jahren bei den 200 von Bad Boll organisierten oder mit organisierten Akademietagungen Gegenstand des Gesprächs waren. Darüber hinaus haben die Impulse aus diesen Tagungen auch auf die öffentliche Darstellung des Sports in den Medien und auf die Urteilsfähigkeit des Publikums eingewirkt, unmoralische Überzeugungen umgebildet und damit die Einstellung der Öffentlichkeit gegenüber dem Sport verändert. Zugleich ist den Kirchen deutlich geworden – und die Teilnehmerlisten der Tagungen weisen das aus –, daß sie im Sport nicht nur einen Partner und ein Gegenüber haben; die Vertreter der Kirchen haben im Bad Boller Tagungshaus mit eigenen Augen wahrnehmen können, daß die Sportlerinnen und Sportler selbst einen erheblichen Anteil an der Kirchenmitgliedschaft stellen.

⁸⁾ Zum Beispiel aus jüngster Zeit: Thomas Sauer, Westorientierung im deutschen Protestantismus? Vorstellungen und Tätigkeit des Kronberger Kreises, München 1999.

Daß es neben allen diskursiven Elementen auch personale Beziehungen geben muß, damit die bestehenden Brücken zwischen Kirche und Sport weiter ausgebaut werden können, diese Einsicht hat auf besondere Weise der Sportbeauftragte der Evangelischen Landeskirche in Württemberg Klaus Strittmatter, seit 1978 Studienleiter für den Bereich „Sport, Freizeit, Vereine“ an der Evangelischen Akademie Bad Boll, mit seinem persönlichen Einsatz deutlich gemacht. Er hat in dieser Funktion dreierlei Akzente gesetzt: Er hat bei Tagungen, alpinen Freizeiten und durch sein Eintreten für den Schutz des Sonntags unaufdringlich gezeigt, daß einem Christen die Feier des Glaubens wichtig ist. Er hat über seine rege, treue und sorgsame Besuchstätigkeit anschaulich gemacht, daß zum Glauben auch die ganz konkrete Sorge um den Nächsten gehört; mit anderen Worten, daß Glauben gelebt sein will. Und er hat mit all seinen präzise vorbereiteten Tagungsprojekten zum Ausdruck gebracht, daß der Glaube verständlich werden muß in den jeweiligen Kontexten, in denen Menschen sich bewegen. Auf diese Weise ist ein Stück Glaubwürdigkeit verkörpert, das der Akademie selbst, darüber hinaus den Referentinnen und Referenten und ebenso den Gästen in diesem Haus gut getan hat und gut tut. Zugleich ist viel Zeit von ihm investiert worden, um zahlreiche ehrenamtliche und beratende Tätigkeiten im Bereich des Sports auszuüben. Auch das schafft Vertrauen, das letztlich Basis aller akademischen Bemühungen sein muß.

Fünzig Jahre Sporttagungen in Bad Boll das ist eine beachtliche Tradition, beinahe so alt wie diese Tagungsstätte selbst. Landeskirche und Akademie werden diese Tradition nicht einfach nur fortführen; sie werden trotz enger werdender Spielräume für kirchliches Handeln die Partnerschaft mit dem Sport als eine der wesentlichen Zukunftsaufgaben behandeln. Für viele Menschen in der Gesellschaft ist der Sport einer der Bereiche, der zu sozialer Kompetenz befähigt, der Werthaltungen positiv beeinflusst, die sich günstig auf das Gemeinwohl auswirken. Die Frage, ob das Bemühen um Sieg oder das Eintreten für Fair play den Ton angeben, wird in einer durch Globalisierung und Ökonomisierung geprägten Gesellschaft zu einer Herausforderung an die Alltagskultur. Ebenso wird die zunehmende Virtualisierung des Lebens durch neue Kommunikationsmedien zu einem Prüfstein dafür werden, welchen Stellenwert reale Lebensvollzüge und konkrete Handlungsmöglichkeiten der Menschen in Zukunft einnehmen. Der Sport liefert dafür hinreichend Anschauungsmaterial: Realität und virtuelle Vermittlung liegen hier sehr nahe beieinander. Wie sehr darf oder kann sich ein Mensch Nützlichkeitsabwägungen hingeben, ohne seine Würde und ohne seine eigene Unversehrtheit aufs Spiel zu setzen? Welche neuen Gemeinsamkeiten zwischen Kirche und Sport kommen in den Blick, über die miteinander nachzudenken ist: Könnten beide gemeinsam Aktivitäten entwickeln, die dem ehrenamtlichen Einsatz mehr öffentliche Resonanz verleihen?

SPORTVEREINE IN DEN NEUEN BUNDESLÄNDERN IM POLITISCHEN UND SOZIALEN TRANSFORMATIONSPROZESS

Prof. Dr. Jochen Hinsching

Vorbemerkungen

Der noch vor wenigen Jahren wissenschaftlich ungebräuchliche und höchst selten in einem Soziologie-Lexikon zu findende Begriff der Transformation soll zuerst von dem Theoretiker der russischen Revolution Nikolaj Bucharin (1888-1938) aufgegriffen worden sein, um – im Sinne gesellschaftlicher Umformung – die Übergangsperiode des Kapitalismus in Rußland zum Sozialismus zu kennzeichnen. Später wurden mit dem Begriff generell grundlegende gesellschaftliche System- und Strukturveränderungen, auch in den westlichen Ländern, bezeichnet (vgl. Meier u. a. 1997, 10).

Seit dem Zusammenbruch des Ostblockes und der Wiedervereinigung, über deren Ergebnisse und Probleme wir hier am Beispiel der Sports diskutieren wollen, ist Transformation zu einem bedeutsamen Theoriebestand und aktuellen Analysegegenstand sozialwissenschaftlicher Forschung geworden, bei dem es um die Steuerungsmöglichkeiten komplexer gesellschaftlicher Veränderungen in den postsozialistischen Ländern geht. Weit darüber hinausgehend aber ist mit Transformation für nunmehr seit fast 10 Jahren eine von einem sozialen Umbruch geprägte Alltagssituation gekennzeichnet, die von den Menschen in den neuen Bundesländern permanent und existenzsichernd bewältigt werden muß. Wie sich das für die Akteure vollzieht und welche Rolle Institutionen dabei spielen, daß ist mit dem Gegenstand dieser Tagung als ein auf den organisierten, selbstverwalteten Sport gerichteter Fokus zu sehen.

Es ist aber bei weitem nicht darauf beschränkt. Der Arbeitskreis „Kirche und Sport“, an dessen Arbeit ich mich in den vergangenen Jahren beteiligen konnte, steht hier gleichsam vor einer doppelten Herausforderung und befindet sich offensichtlich in einem Spannungsfeld sehr unterschiedlicher institutioneller Bedeutsamkeit für das Alltagshandeln der Akteure im Transformationsprozeß. So kann konstatiert werden, daß nach dem gravierenden Rückgang des organisierten Sports in Ostdeutschland im Zeitraum der Wende alle ostdeutschen Landessportbünde kontinuierlichen Zuwachs vermelden können. Es ist zumindest ein Indiz dafür, daß der organisierte Sport als ein Bereich sozialer Orientierung und gemeinsamen Handelns im Prozeß der Transformation eine zunehmend wichtige Rolle spielt.

Das Bundesinstitut für Sportwissenschaft hat dankenswerter Weise ein Forschungsthema vergeben, das den Transformationsprozeß in Ostdeutschland am Beispiel der Sportvereine zum Gegenstand hat und aus dessen Problem- und Ergebnisfeld ich auszugsweise berichten will. Und ich möchte es dabei als eine Facette der gewachsenen Gemeinsamkeit in der deutschen sportwissenschaftlichen Forschungslandschaft werten, daß in der Vergabe des Themas nach Potsdam und Greifswald Fachleute mit ost- und westdeutscher Sozialisation zusammenwirken können. Eine wissenschaftliche Tagung aller Beteiligten gemeinsam mit Vertretern der Landessportverbände von Mecklenburg-Vorpommern und Sachsen zum Thema

„Breitensport in Ostdeutschland – Reflexion und Transformation“ wird noch im Oktober 1999 in Greifswald stattfinden.

Zum heutigen Gesprächsthema „10 Jahre nach der Wiedervereinigung: Sind wir im Sport zusammengewachsen?“ will ich in meiner Sicht und mit der Forschungsspezifik einer qualitativen, auf die Funktionsträger im Sportvein bezogenen Analyse folgende theseartige Standpunkte einbringen:

Strukturelle und mentale Transformation

In der Transformationstheorie wird zwischen struktureller und mentaler Transformation unterschieden. In der strukturellen Transformation, die im wesentlichen im wiedervereinigten Deutschland als abgeschlossen gilt, geht es um die Implementierung der neuen Institutionen. Hier sind im Sport die vom DSB-Bundestag 1990 in Hannover mit dem Beitritt Ostdeutschlands beschlossenen Maßnahmen organisatorischer Veränderungen längst abgeschlossen. Sie beinhalten den Übergang von den zentralistisch verwalteten Betriebsportorganisationen zum selbstverwalteten Sportverein. Strukturelle Transformation im Sport markiert den organisatorischen Weg vom Staatssport (womit der organisierte Sport in der DDR zu bezeichnen ist, der sich als eine politische Massenorganisation verstand) zum Sport als einer intermediären Organisation, die in einem demokratischen Gemeinwesen wirkt und die sich als Mittler zwischen dem Einzelnen und der Gesellschaft versteht. Diesen Weg auch souverän und sicher zu gehen, das ist ohne mentale Transformation nicht möglich.

Mentale Transformation meint die Veränderung der Handlungsmuster der Beteiligten. Sie gibt Auskunft über die soziale Reproduktionsfähigkeit der am sozialen Umbruch beteiligten Individuen. Indem sie sich in den neuen Lebensbedingungen einrichten, sie aber gleichzeitig auch aktiv gestalten, wirken sie als voluntaristische Akteure. Sie werden zu sozialen Randfiguren, wenn sie – aus welchen Gründen auch immer – ihre Probleme nicht konstruktiv verarbeiten können. Mentale Transformation ist im Prozeß der Wiedervereinigung noch längst nicht abgeschlossen. Sie erweist sich als ein unvorhergesehen lang anhaltender schwieriger, widersprüchlicher und auch widerborstiger Sachverhalt. Dazu gehört neben vielem Erreichten und Gelungenen wohl auch die Mauer in den Köpfen, von der oft gesprochen wird und die partiell durchaus auch zu spüren ist.

Der zwischen West und Ost noch klaffende Unterschied in der Statistik des organisierten Sports ist zweifellos durch die unterschiedliche infrastrukturelle Ausstattung sowie durch die unterschiedlichen Lebensbedingungen beeinflusst, von den Problemen der mentalen Transformation aber nicht abzukoppeln. Zugleich liegt im Sport durch seine Attraktivität, durch seine kommunikative Wirksamkeit und die Möglichkeiten zur Identifikation für Sporttreibende wie Sportinteressierte aber auch eine wesentliche Potenz für das Zusammenwachsen in Deutschland.

Nicht unwichtig ist dabei, daß als eine Besonderheit des Transformationsprozesses im Sport mit dem Vereinigungsprozeß leistungseffiziente Teilstrukturen und Akteure aus der ostdeutschen Sportlandschaft übernommen wurden, die als Sportler oder Trainer die Leistungsspitze in Deutschland mitbestimmen und damit integrierend wirken. Das läßt sich nicht zuletzt aus meinem Umfeld auch mit dem Beispiel der bei der Weltmeisterschaft in Sevilla 1999 erfolgreichen Leichtathletinnen aus Neu-

brandenburg und der öffentlichen Resonanz in Mecklenburg-Vorpommern auf diese Ergebnisse belegen.

Kein Elitenimport, sondern Elitenzirkulation

Anders als in gesellschaftliche Bereichen wie Wirtschaft oder Politik gab es im institutionalisierten Sport von den Vereinen bis zur Länderebene keinen Elitenwechsel durch Elitenimport, sondern durch eine interne Elitenzirkulation. Es waren und sind Ostdeutsche, die sich als Funktionsträger und Funktionsträgerinnen in den neuen Strukturen des Sports engagiert, Erfahrungen eingebracht und umgelernt haben, manchmal auch gescheitert sind. Und weil individuelle Betroffenheit durch den Transformationsprozeß im wesentlichen Maße davon abhängt, in welchem Punkt im Lebenslauf der Einzelne diesen sozialen Umbruch zu bewältigen hat, ist es nicht unwichtig zu wissen, daß die Funktionsträger im Sport im wesentlichen die Lebensmitte überschritten hatten, vielfach im Vorruhestand oder Rentenalter waren.

In der Akteursperspektive gesehen prägte dieser Verlauf der Transformation mit der Spezifik der Rekrutierung neuer Delegationseliten nach dem Wohnsitz-Prinzip den sozialen Umbruch im Sport im Sinne der Entwicklung eines neuen Verständnisses von demokratischer Sportentwicklung und bestimmte die Weitergabe dieser Haltung an die Gesamtheit der Beteiligten. Mit der spezifischen Interdependenz zwischen Strukturen und Akteuren im ostdeutschen Sport ist auch eine spezifische Art von Vereinsentwicklung und Modernisierung im organisierten Sport in den neuen Bundesländern zu erwarten bzw. zu verbinden.

Die Funktionsträgerlandschaft

Aus den vorliegenden biografischen Lebensmustern läßt sich bereits heute schlußfolgern, daß die spezifisch ostdeutsch geprägte Funktionsträgerlandschaft als typologisch geprägte Szene darstellbar ist, zu der auch jeweils konkrete Formen des Bewältigungshandelns gehören. In ihr nimmt offensichtlich der unternehmerisch geprägte und pragmatisch handelnde Typ, der ein wesentlicher Träger erfolgreicher Vereinsentwicklung in den neuen Bundesländern ist, eine zentrale Position ein. Diejenigen Funktionsträger im organisierten Sport in den neuen Bundesländern, die die Vereinsarbeit mit dem Anspruch effizienten Managements unter oft schwierigen sportinfrastrukturellen Bedingungen gestalten – und die dabei die Funktion des Sportvereins als Heimat nicht übersehen –, sind Menschen zwischen 40 und 60 Jahren. Und es sind mehr Männer als Frauen. Sie sind ihrer sozialstrukturellen Verortung nach primär den Mittelschichten zuzuordnen, oftmals kommen sie aus dem neuen mittelständischen Bereich. Mit ihrem Engagement im Sportverein gestalten und prägen sie bewußt ein Stück regionaler Identität und kommunaler Attraktivität. Und sie sind neben ihrer sportartspezifischen wie sportorganisatorischen Fachkompetenz oftmals erfahren und kompetent in dem, was der Soziologe Engler (1999, 182) in seinem Buch über die Ostdeutschen als die „Chaosqualifikation“ bezeichnet, nämlich die ostdeutsche Erfahrung und Fähigkeit im Umgang mit Schwierigkeiten und Mangelzuständen. Das zeichnete damals zwar nicht alle der Menschen in der DDR aus, auf jeden Fall aber diejenigen, die trotz der Umstände Eigensinn und Selbständigkeit entwickelt und dies häufig auch in das berufliche Engagement eingebracht haben.

Aus der Biografieanalyse läßt sich oftmals belegen, wie stark solche auf Eigenaktivität abzielende Handlungsmuster im traditionellen Habitus familialer Strukturen verankert sind und auch über realisierungswidrige System- und Lebensbedingungen hinweg mit Modifikationen beständig geblieben sind. Hier zeigen sich im Transformationsprozeß am Beispiel der FunktionsträgerInnen im Sportverein generative Strukturen, die mit dem Begriff des sozialen Gedächtnisses beschrieben sind (Halbwachs 1985).

Jugendliche...

Im Rahmen der Funktionsträgerlandschaft sind Jugendliche zwar eindeutig unterrepräsentiert. Sie können aber als eine besonders innovative Gruppe angesehen werden, von der ein Vereinsverständnis entwickelt wird, daß sehr stark innenorientiert ist und sich durch traditionsfreie Modernität, konsequente Intermediarität und durch die Existenz flacher Hierarchien auszeichnet. Gemeinschaft wird von diesen Heranwachsenden sehr wohl gesucht, aber auch anders – vergleichbar mit einem mehr informellen Verständnis – definiert. Vor diesem Hintergrund kann auf eine deutliche generationsspezifische Prägung des Transformationsprozesses geschlossen werden.

...und Frauen als Funktionsträger

Blickt man auf die Frauen als Funktionsträgerinnen im Sport, so lassen sich in bemerkenswerter Weise emanzipatorisch angelegte Transformationsbiografien nachweisen. Mitwirkung oder auch verantwortliche Funktion als Vorsitzende im Sportverein sind deutlicher Ausdruck eines individuell erfolgsorientierten Anspruches auf Selbstverwirklichung und gesellschaftliche Mitwirkung, wobei allerdings die Vereinslandschaft nur sehr punktuell und oft auch sportarttypisch – neben Gymnastik und Aerobic z. B. im Reitsport und auch im Schützenverein – von Frauen mitgeprägt wird.

Ost und West

Die Begegnung von Ostdeutschen und Westdeutschen im organisierten Sport der neuen Bundesländer ist auf Funktionsträgerebene relativ gering und offensichtlich durch unterschiedlich strukturierte bzw. verschieden ausgeprägte Motivlagen auch nicht immer unproblematisch. Es lassen sich auch hier offensichtlich spezifische Untertypen eines von West nach Ost verlaufenden Transformationsprozesses ausmachen.

Literatur

- Engler, W.: Die Ostdeutschen. Berlin 1999.
 Halbwachs, M.: Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen. Frankfurt/M. 1985.
 Hinsching, J.: Ostdeutsche Sportwissenschaft vor und nach 1990. In: dvs-Informationen 4/1996, S. 15-25.

- Hinsching, J./Borkenhagen, F. (Hrsg.): Modernisierung und Sport. Sankt Augustin 1995.
 Hradil, S.: Die Transformation der Transformationsforschung. In: Berliner Journal für Soziologie 6 (1996), S. 299-303.
 Kollmorgen, R./Reissig, R./Weiss, J. (Hrsg.): Sozialer Wandel und Akteure in Ostdeutschland. Opladen 1996.
 Meier, A. u.a.(Hrsg.): Transformation und Tradition in Ost und West. Opladen 1997.
 Pollack, D.; Pickel, G.: Die ostdeutsche Identität: Erbe des DDR – Sozialismus oder Produkt der Wiedervereinigung. In: Aus Politik und Zeitgeschichte. Beilage zur Wochenzeitung Das Parlament. B41-42/98 v. 2. Oktober 1998, S. 9-23.
 Solga, H.: Der Elitenimport nach Ostdeutschland. Transformationstypen und Veränderungen in der Elitenrekrutierung. In: Dewald, M.; Mayer, K.U.(Hrsg.): Zwischenbilanz der Wiedervereinigung. Opladen 1996.
 Wehrich, M.: Alltägliche Lebensführung im ostdeutschen Transformationsprozeß. In: Aus Politik und Zeitgeschichte. Beilage zur Wochenzeitung Das Parlament. B12/99 v. 19. März 1999, S. 15-26.

SPORTSTÄTTEN-ENTWICKLUNG ODER DIE PROBLEMATIK DES GOLDENEN PLANES OST

Dr. Hans-Georg Moldenhauer

Die Planung von Sportstätten sowie deren Bestandserhaltung ist eine wichtige kommunale Aufgabe sowohl im Rahmen der Daseinsvorsorge wie auch der Schaffung von weichen Standortfaktoren. Sportstättenleitplanung wird daher zunehmend zu einer kommunalen Querschnittsaufgabe. Bei effizientem Mitteleinsatz können erhebliche Steigerungen der urbanen Lebensqualität erreicht werden. Die Sportstättenentwicklung soll dabei nicht nur dem klassischen Vereins- und Schulsport neue Möglichkeiten eröffnen, sondern es soll auch eine Vielzahl bewegungsorientierter Freizeit- und Erholungsangebote ermöglicht werden. Die Situation der Sportstätten und hier insbesondere der Kernsportstätten in der Bundesrepublik ist besorgniserregend, wenn auch mit unterschiedlicher Ausprägung in den Bundesländern. Die Grundversorgung in den Kommunen zur Sicherung der Pflichtaufgaben (Schulsport) ist weitgehend gegeben. Es gibt auch gravierende Mängel hinsichtlich der Qualität der Sportstätten einschließlich Ausstattung, deren Erreichbarkeit und weiteren Merkmalen. Auch hier gibt es natürlich größere Unterschiede in den Ländern und einzelnen Anlagentypen.

Wenn in Sachsen-Anhalt beispielsweise 15 % der Sporthallen gravierende Mängel bis hin zur Unbrauchbarkeit aufweisen, für 39 % der Sportfreianlagen und 17 % der Schwimmbäder die gleiche Aussage getroffen werden muß, so sind dies Alarmsignale für die Sicherung des Schul- und Vereinssportes. Obwohl vergleichbare Analysen bundesweit erst mit der Erfassung im Jahr 2000 vorliegen werden, ist eine ernüchternde Bilanz zu erwarten. Auf die „Neuen Länder“ bezogen, kann die Aussage des DSB im Ergebnis der ersten Antragsrunde für den „Goldenen Plan“ im Jahr 1999 mehr als deutlich unterstrichen werden, daß die eingestellten Summen ein „Tropfen auf dem heißen Stein“ sind.

Die Sicherstellung der Gesamtfinanzierung wird vor dem Hintergrund der katastrophalen Finanzlage in vielen Kommunen und Landkreisen zunehmend schwieriger. Die Einbeziehung von Mitteln der Arbeitsförderung, Sponsoren, der Wirtschaftsförderung u. a. wird bereits langfristiger geplant. Wichtiger erscheint mir die Würdigung des Sportstättenbaus für den 1. und 2. Arbeitsmarkt. Sicherlich wird die Sportstätte der Zukunft (beispielsweise multifunktionale Stadien mit Einkaufszonen, Gastronomie und Erlebniswelt) diesen Faktor noch weiter ausgestalten. Ein abgestimmtes Vorgehen bei der Schulentwicklungs-, der kommunalen bzw. regionalen Sportstättenentwicklungsplanung und die Beachtung von Synergieeffekten (Tourismus, Zielgruppenförderung usw.) sollte bei der Vergabe von Fördermitteln stärker eingefordert werden.

SPORTWISSENSCHAFTLICHE FORSCHUNG NACH DER WENDE: GEMEINSAMES UND VERSCHIEDENES

Dr. Martin-Peter Büch

Wenn man im Abstand von knapp zehn Jahren die Frage nach einer Entwicklung stellt, muß man sich der Ausgangssituation erinnern. Diese Ausgangssituation – ohne sie voll auszumalen – hat Gemeinsames und Verschiedenes, sie hat auch die Entwicklung geprägt.

Ich will versuchen, über das Verschiedene zum Gemeinsamen zu gelangen – ein Versuch, wobei ich auch eingestehe, daß ich die Entwicklung – vielleicht zu stark – aus der Sicht der vom Bund geförderten Sportwissenschaft betrachte.

Zur Ausgangssituation

Ende der 60er und zu Beginn der 70er Jahre wurde die Sportwissenschaft in den damals beiden deutschen Staaten ausgebaut, in der vormaligen DDR wurde neben die DHfK das FKS gestellt und in Köln wurde neben die Deutsche Sporthochschule Köln das BISp gestellt. Die Sportwissenschaft sollte einen Beitrag leisten im Kampf, den Klassenfeind zu besiegen! In der DDR wurde die Forschung – speziell die Leistungssportforschung – geplant, die Wissenschaft wurde streng unter den Verwertungsinteressen gesehen, möglichst alles zentral gesteuert unter Einbeziehung der übrigen Infrastruktur. In der Bundesrepublik Deutschland, heute die alten Bundesländer, hat man darüber diskutiert, wie man den Hochschulen durch bundesstaatliche Hilfe in einem dezentralen, föderalen Staat helfen kann, um sie so in die Lage zu versetzen, dem Sport und insbesondere dem Spitzensport Hilfe zu leisten und darüber hinaus eine Sportwissenschaft an den Hochschulen weiter zu entwickeln. Also dort zentrale Steuerung von Forschung, hier dezentrale Steuerung! Daneben – und das mag für die Gesellschaft stehen – entstanden in der Bundesrepublik Deutschland die Trainerakademie – neben der Deutschen Sporthochschule – und in der DDR wurden die Trainer zentral an der Deutschen Hochschule für Körperkultur und Sport in Leipzig ausgebildet.

Anders und angesichts der Unterschiede bei der Nicht-Leistungssportforschung sehr pointiert formuliert: hier eine offene Forschungslandschaft, dort eine geschlossene Forschungslandschaft! Hinsching hat diese Entwicklung in seinen Ausführungen zur ostdeutschen Sportwissenschaft vor und nach 1990 in seinem Referat anlässlich der dvs-Tagung 1996 im BISp treffend skizziert:

„Dabei blieb sie (die Sportwissenschaft, d. Verf.) in vielem eine zweigeteilte Wissenschaft. Geteilt nicht nur im Sinne der klassischen Unterteilung nach geistes- bzw. sozialwissenschaftlichen (‘gesellschaftswissenschaftlichen’) Disziplinen einerseits und naturwissenschaftlichen Disziplinen andererseits. Zweigeteilt vor allem hinsichtlich der Themenzuweisung, der administrativen Unterstellung, in der Forschungsplanung wie in der Mittelbereitstellung, zweigeteilt selbst rigide auch im Publikationsgeschehen. Im Verständnis derer, die in der Sportwissenschaft der DDR arbeiteten, gab es längst einen gravierenden Unterschied zu akzeptieren zwischen einer privile-

gierten, dafür umso stärker von Kommandostrukturen bestimmten und völlig abgeschirmten Leistungssportforschung und einer noch einigermaßen transparent gemachten sogenannten Nicht-Leistungssportforschung, worunter vor allem breiten-sportliche Forschung und Schulsportforschung subsummieren“ (Hin-sching., J.: Ost-deutsche Sportwissenschaft vor und nach 1990. dvs-Info-mationen, 4/1996, S. 15-25, hier S. 16).

Dies mag abstrakt klingen! Die Realität sah aber so aus, wie ich sie selbst erfuhr: Am 2. April 1990 habe ich auf Bitte des Deutschen Sportbundes über die bundes-republikanische Sportförderung in Leipzig an der Deutschen Hochschule für Kör-perkultur und Sport referiert. Der Hörsaal war überfüllt, ich habe über Strukturen und Haushaltszahlen, Förderung und Forschungsförderung, so wie ich das gewohnt war, ca. eine Stunde gesprochen. Danach ließ der damalige Rektor der DHfK eine Frage zu, verabschiedete danach das Plenum mit der Bemerkung, man müsse im kleinen Kreis – im bekannten Turmzimmer der DHfK – die Aussagen des Referenten hinter-fragen und prüfen. Die Diskussion glich dort fast einer strengen Prüfung, Verwunde-rung ob so großer Offenheit im Hinblick auf die Haushaltszahlen um die Leistungs-sportförderung, die in einer offenen Gesellschaft natürlich offen sind. Auffällig war, daß meine vergleichenden Fragen ohne Antwort blieben!

Entwicklungen nach der Wende

Seit Beginn der 90er Jahre wird Sport in den alten und neuen Bundesländern ge-meinsam erforscht, wird nach Erkenntnisgewinnung für den Sport gesucht. Kann es eigentlich in der wissenschaftlichen Arbeit Unterschiede geben? Betrachtet man Forschung als den Prozeß der Schöpfung von Wissen, so hat Wissenschaft der Er-kenntnis zu dienen. Wissenschaftliche Erkenntnis ist losgelöst von den Interessen. Diese Wissenschaftsgedanke hat die Wissenschaft und damit die Forschung bis weit in die neue Zeit hinein bestimmt. Allerdings wurde diese Sicht der Wissenschaft er-weitert oder abgelöst durch eine auch gesellschaftlichen Interessen verpflichtete Wissenschaft. Damit rückt das Interesse am Handlungserfolg in den Mittelpunkt von Wissenschaft und damit wieder Gemeinsames und Verschiedenes! Sport war der gemeinsam zu erforschende Gegenstand und dort, wo mit allgemein anerkannten Methoden offen und vergleichbar gearbeitet wurde, rückte der wissenschaftliche Er-folg in den Mittelpunkt. Ich erinnere an den Einfluß der Trainings- und Bewegungs-lehre der Autoren aus der früheren DDR. Im methodischen und naturwissenschaftli-chen Bereich entwickelten sich in den letzten Jahren Arbeiten in fairem wissen-schaftlichen Wettstreit.

Etwas differenzierter erscheint das Bild im sozial- und kulturwissenschaftlichen For-schungsbereich. Hier spielte das Erkenntnisinteresse oder auch die Ideologie im Sinne des Parteauftrags eine dominierende Rolle. Unerwünschte Forschungsergeb-nisse blieben in der Schublade, wenn die Themen nicht eventuell schon vorher ab-geblockt wurden. So blieb es auch nicht aus, daß man bei der Aufarbeitung der Ge-schichte des Leistungssports der DDR durchaus zu unterschiedlichen Wertungen kam und daß selbst gewisse Themenbereiche, die zunächst naturwissenschaftlicher Art sind, aber massiv in den gesellschaftlichen Bereich hinein ragen, unterschiedlich gesehen werden.

Auch hier möchte ich nochmals aus meinen Erfahrungen im Transformationsprozeß referieren: Es war für die Kollegen aus den neuen Bundesländern schwer vorstell-bar, daß gewisse Überlegungen zum Nachwuchsleistungssport auch in einem nicht zentralen Fördersystem gedacht und entwickelt werden müssen. Wer zentralistisch denkt und entsprechend seine Forschung anlegt, mag zwar schlüssige Antworten erhalten, nur sind diese Antworten in einem anderen real existierenden System nicht von Nutzen. Dies zu verdeutlichen war und ist eine schwere Aufgabe. Auch mutet es schon etwas merkwürdig an, wenn man im Forschungsbericht von Teichler zum Leistungssportsystem in den 80er Jahren in der DDR gleichfalls Überlegungen zu diesem Komplex aus der vormaligen DDR erfährt. So hat das Ministerium von Mar-got Honecker mit den den westlichen Argumentationen ganz ähnlichen erziehu-ngswissenschaftlichen Begründungen eine weitere Vorverlegung der Internatsunterbrin-gung in den Kinder- und Jugendsportschulen bei Sportarten verhindert, bei denen die reinen Leistungsplaner dies für unbedingt notwendig erachteten und dann sogar im Widerspruch zu dem Verbot doch heimlich durchführten! Dies erscheint mir ein Beleg dafür, daß die Vorstellung von der Möglichkeit eines exakt funktionierenden Zentralismus ein gutes Stück Ideologie ist (vgl. Teichler, H.J./Reinartz, K.: Das Lei-stungssportsystem der DDR in den 80er Jahren und im Prozeß der Wende Schriften-reihe des Bundesinstituts für Sportwissenschaft, Bd. 96, 1999).

Die Unterschiede im Wissenschaftsmanagement haben sich in den letzten Jahren zum Teil ausgewachsen, zum Teil bestehen sie – sicher in geänderten Formen – fort. Gemeinsam war früher wie heute, hier wie dort, der Kampf um die Ressourcen. Gemessen an den jährlichen Haushaltskämpfen um die sportwissenschaftliche För-derung in den alten Bundesländern ist es in den neuen Bundesländern früher ruhiger zugegangen. War die Anzahl der Medaillen festgelegt, wurden die notwendigen Haushaltsmittel zur Verfügung gestellt und die Anzahl der Medaillen stand für die Richtigkeit der Abrechnung. In diesem Zusammenhang ist es interessant, aus Teichlers Werk zum „Leistungssportsystem in der DDR in den 80er Jahren und im Prozeß der Wende“ zu erfahren, daß das Leistungssportsystem der DDR aus öko-nomischen Gründen Ende der 80er Jahre vor dem Ende stand. Die zentrale Steue-rung – ein prägendes Merkmal des Forschungsmanagement der DDR – wurde nach der Wende aufgegeben – nicht zuletzt mußte diese Steuerung dank fehlender und abgewickelter Institutionen aufgegeben werden. Umgegründete und neue Partner im Forschungsbereich an den Universitäten traten hinzu, langsam entwickelte sich Wettbewerb untereinander und um die Forschungsmittel. Eingeschränkt wurde die-ser Wettbewerb nach Ansicht der deutschen Sportwissenschaftler in den alten Bun-desländer durch die im Einigungsvertrag festgeschriebene Stellung des For-schungsinstituts für Körperkultur und Sport, der Forschungs- und Entwicklungsstelle für Sportgeräte und des Dopingkontrollabors in Kreischa. Alle drei Einrichtungen werden in entsprechender Form fortgeführt als Institut für Angewandte Trainingswis-senschaft (IAT), Institut für Forschung und Entwicklung von Sportgeräten (FES) und Institut für Dopinganalytik und Sportbiochemie (IDAS). Mit der zentralen Steuerung waren auch Geheimhaltungsvorschriften in der vormaligen DDR verbunden – diese Geheimhaltungsvorschriften waren systemimmanent! Wettbewerb der Ideen um Ressourcen erzwingt natürlich auch Offenheit, und Offenheit und wissenschaftliche Öffentlichkeit gehen Hand in Hand beim wissenschaftlichen Fortschritt. Hier hat sich weitgehend ein Angleichungsprozeß vollzogen.

Da auch bei der Förderung durch das BISp die Auftragsforschung zugenommen hat, ist hier – sicherlich im Interesse der Sportberatung von staatlichen und nicht staatli-

chen Organisationen – eine Annäherung erfolgt: Es wird viel anwendungsbezogene Forschung betrieben. Man sollte sich allerdings vor blinder, weil ungeleiteter Datenhuberei und unkritischer Anwendung von Verfahren hüten, wie sie von der modernen Computertechnologie inzwischen jedem angeboten werden.

Eine offene Forschungsförderung – vom Wettbewerb konkurrierender Ideen geprägt – war für die Kollegen aus den neuen Bundesländern neu! Die Kollegen in den Fachauschüssen des BISp mit eher naturwissenschaftlicher Ausrichtung haben sehr rasch Anschluß gefunden. Ihre Einbindung ist weitgehend problemlos erfolgt, so wie dies auch bei den entsprechenden Sektionen bei der dvs gelungen ist. Dies gilt auch für die Medizin, sofern nicht Dopingverstrickung eine Rolle spielte. Nicht immer so problemlos ist die Einbeziehung bei sozialwissenschaftlich geprägten Wissenschaftlern vorangeschritten, insbesondere bei den Sporthistorikern, wobei zu beachten ist, daß hier fast alle DDR-Sporthistoriker ihre Stellung verloren und damit zusätzliche Bitterkeit in die Debatte kommt. So ist auch auffallend und zugleich verständlich, daß nur wenige Arbeiten aus dem sozialwissenschaftlichen Bereich in den letzten Jahren von Wissenschaftlern aus der vormaligen DDR erschienen sind. Auch hier möchte ich einen Beleg des Aufeinanderzugehens in den letzten Jahren skizzieren: Für die Mitglieder in den Fachbeiräten des BISp war es sehr ungewöhnlich, wie ein Angehöriger des Bundesinnenministeriums aus den neuen Bundesländern ganz selbstverständlich Forschungsaufgaben nach Sportarten auf verschiedene Universitäten verteilen wollte, während man selbst doch gewohnt war, zunächst in den Wettbewerb der Ideen nach wissenschaftlichen Kriterien unter Wahrung der Zuständigkeiten des Bundes und unter Beachtung der sportpraktischen Relevanz einzutreten.

Verschiedenes und Gemeinsames – wir haben auch voneinander gelernt

Ich denke, daß die neu geschaffenen Möglichkeiten, beim BISp wissenschaftsorientierte universitäre Betreuungsprojekte nach Sportarten durchzuführen, bei denen in einem klassischen Forschungsprojekt Erkenntnisse gewonnen wurden, die zumindest in einer weiteren Phase in der konkreten Zusammenarbeit mit Trainern und Athleten erprobt und nach Möglichkeit dann auch für routinemäßige Anwendung durch andere aufbereitet werden sollen, ein Aufeinanderzugehen im Sinne der stärkeren Sportartorientierung bedeutet. Damit wird aus meiner Sicht ein wichtiges und nachahmenswertes Element der trainingswissenschaftlich orientierten Sportwissenschaft in der DDR in den alten Bundesländern verstärkt und in den neuen Bundesländern mit größeren Chancen für alle universitären Einrichtungen fortgesetzt.

Andererseits ist die Förderung der innovativen Kraft vieler Einrichtungen im Wettbewerb das „westliche“ Prinzip, das hier Pate steht. Eine weitere Stärke in der trainingswissenschaftlichen Begleitung des Spitzensports in der früheren DDR war gerade in den erfolgreichen Sektionen oftmals die interdisziplinäre gemeinsame Beratung mit den Trainern und Aktiven. Beispielhaft zeigt sich dies auch in einem besonders erfolgreichen Betreuungsprojekt des BISp bei der Junioren-Rudernationalmannschaft, in dem medizinische, biomechanische und seit Jahren auch psychologische Daten zusammengeführt und als Entscheidungsgrundlage eingesetzt werden. Als positives Erbe der DDR gilt dabei der akademisch qualifizierte Trainer, der problemlos mit den Sportwissenschaftlern aus dem Westen zusammenarbeitet und für die Innovationen in der psychologischen Betreuung aufgeschlossen ist.

Versucht man ein Fazit, so muß es ein vorläufiges sein, wie auch meine Ausführungen mehr den Charakter einer Skizze haben können. Gleichwohl möchte ich zwei Aussagen wagen: Im naturwissenschaftlich-medizinischen Bereich war es leichter, einen gemeinsamen Nenner zu finden, was auch die Verfahren der Forschungsförderung angeht und den Wettbewerb um Ideen.

Schwieriger ist es, im sozialwissenschaftlichen Bereich zueinanderzufinden und dort, wo man immer noch glaubt, durch Dirigismus und Zentralismus Erfolge zu erreichen. Dort wird allzu leicht übersehen, daß Dirigismus, Zentralismus und Geheimhaltung mit Kosten verbunden sind. Wird dies bewußt, so sind wir auf dem Weg zum Gemeinsamen. Und hier füge ich in Anlehnung an Hinsching an: Gemeinsam sollten wir für die Erhaltung und Entwicklung der sportwissenschaftlichen Landschaft in Deutschland kämpfen. Wir können das erreichen, wenn wir die Kommunikation ausbauen, denn Kommunikation eröffnet Möglichkeiten, über das Verschiedene zum Gemeinsamen zu kommen. Die Einrichtung des Koordinierungsausschusses mit dem Institut für Angewandte Trainingswissenschaft, dem Institut für Forschung und Entwicklung von Sportgeräten und dem Bundesinstitut für Sportwissenschaft (und Bundesministerium des Innern, DSB/BL) hat die Kommunikation quasi institutionalisiert und damit auch der Kooperation Wege gewiesen.

ATHLETEN UND ATHLETINNEN AUS OST UND WEST GEMEINSAM FÜR DEUTSCHLAND

Dr. Detlef Eckert

1. Die Vereinigung im Deutschen Sport erfolgte anfangs sehr partnerschaftlich. Die in gemeinsamen Kommissionen von DSB und DTSB verabredeten Grundsätze, Maßnahmen und Zielvorstellungen wurden jedoch ab dem August 1990 durch politische Einflußnahme massiv infrage gestellt. Die praktizierte Beitrittspolitik reduzierte die Wiedervereinigung auf oft formale, organisatorische Aspekte, ohne die damals gegebene Chance, gewachsene Strukturen im deutschen Sport insgesamt kritisch zu überprüfen, auch nur im Ansatz zu erkennen.

2. Unter Berücksichtigung der vierzigjährigen unterschiedlichen und eigenständigen Entwicklung des Sports in Ost und West sind längere Zeiträume für das Zusammenwachsen zu veranschlagen. Dabei war und ist das Aufstellen und Organisieren gemeinsamer, einheitlicher deutscher Mannschaften ein relativ einfacher Vorgang. Innerhalb der Paralympicsmannschaften (1992 und 1996 war ich dabei, als Aktiven-sprecher war ich bei der Konstituierung der Mannschaften immer mit dabei) gab es kaum aus der Herkunft der Sportlerinnen und Sportler resultierende Unstimmigkeiten, Widerstände oder Ungleichbehandlungen.

3. Auf dem Weg zur Einheit sind wir vorangekommen. Es ist aber auch festzustellen: Im öffentlichen Bewußtsein wie auch praktisch manifestiert sich ein Fortbestehen der Spaltung in einer sehr unterschiedlichen Behandlung ostdeutscher und westdeutscher Sportlerinnen und Sportler sowie bei der Berücksichtigung ostdeutscher Erfahrungen. Besonders zu benennen sind hierbei die Fragen des Dopings und der Dopingbekämpfung, des Wirkens der Geheimdienste in den deutschen Mannschaften Ost und West sowie beim Aufbau sportbetonter Schulen in Westdeutschland. Während beispielsweise in Ostdeutschland auch dem kleinsten Hinweis auf Dopingverhalten freudig, engagiert, massiv und unter Nutzung erheblicher finanzieller Mittel nachgegangen wird, meist mit dem sofortigen Verlust des Arbeitsplatzes, verzögern bei ähnlichen Hinweisen in Westdeutschland die Verfolgungsorgane, manchmal auch Vertretungen von Sportorganisationen, eine notwendige Aufklärung und Ahndung.

4. In den Organisationsstrukturen, vor allem in den Strukturen der Vereine, in den materiell-technischen Bedingungen sowie dem wirtschaftlichen Umfeld und der Kooperation von Sportvereinen mit Unternehmen sind erhebliche Unterschiede in Ost und West zu konstatieren. Hier sind vor allem Veränderungen über eine selbsttragende Wirtschaftsentwicklung zu befördern. Da dieser Aufschwung, und das ist meine persönliche Meinung, beinahe systematisch durch Politik und Markt verhindert wird, werden die benannten Unterschiede noch längere Zeit fortbestehen.

5. Die personelle Präsenz ostdeutscher Sportfunktionäre in den gesamtdeutschen Sportleitungen und damit auch die Möglichkeit, permanent mit ostdeutschen Erfahrungen konfrontiert zu werden, ist bis auf Ausnahmen über eine Alibi-Präsenz nicht hinausgekommen. In einer Reihe von Fällen haben sich ostdeutsche Sportfunktionä-

re enttäuscht über Vorurteile, Verunglimpfung oder persönliche Angriffe aus dem aktiven Engagement zurückgezogen.

6. Ich habe auf dieser und ähnlichen Tagungen festgestellt, daß sich Referierende fast ausschließlich auf westdeutsche Geschichte beziehen, wenn sie einen Blick in die Geschichte der Sportorganisationen unternehmen. Ostdeutsche Geschichte kommt nicht vor, auch nicht von 1945 bis 1951. Dabei wäre dies m. E. wesentlich, um auf dem Wege zur Deutschen Einheit voranzukommen und bei Sportlern und Sportfunktionären ein entsprechendes Bewußtsein und entsprechende Kenntnisse zu vermitteln, weil, dies ist meine feste Überzeugung, die Sportentwicklung in Ost und West nur in ihrem gegenseitigen Bezug erkennbar bzw. verständlich darzulegen ist.

ATHLETEN UND ATHLETINNEN AUS OST UND WEST GEMEINSAM FÜR DEUTSCHLAND

Sonja Bissinger

Als Kadersprecherin des Bundes Deutscher Radfahrer (BDR) – ich bin leistungssportlich im Kunstradfahren aktiv – wurde ich gebeten, einige Worte über das Verhältnis zwischen Athleten/innen aus der früheren Bundesrepublik und der ehemaligen DDR zu verlieren. Da sich unsere Nationalmannschaft ausschließlich aus Sportler/innen der alten Bundesländer zusammensetzt, kann ich nicht auf eigene Erfahrungen zurückgreifen. Deshalb möchte ich heute erste Ergebnisse eines Projektes vorstellen, das seit Ende 1997 am Institut für Sportwissenschaft an der Universität Tübingen mit Unterstützung des Nationalen Olympischen Komitees für Deutschland durchgeführt wird. Ich hatte die Möglichkeit, meine Diplomarbeit auf Grundlage der Ergebnisse dieses Projektes, das unter der Leitung von Dr. Achim Conzelmann, Prof. Dr. Hartmut Gabler und Siegfried Nagel steht, aufzubauen.

Ausgangspunkt dieser Studie war die Frage: Welchen Einfluß hat ein langjähriges Engagement im Hochleistungssport auf den Lebensweg und die Persönlichkeitsentwicklung der Sportlerinnen und Sportler? (Im folgenden werde ich nur noch die männliche Form verwenden, womit ich allerdings immer beide Geschlechter beschreibe.) Anlässlich dieser Tagung sollen die nachfolgenden Ergebnisse die unterschiedlichen sportpolitischen Systeme von Ost und Westsportlern vor dem Mauerfall nebeneinanderstellen und die veränderte Lebenssituation danach vor allem für ehemalige DDR-Athleten verdeutlichen.

Methodik der Studie

Es wurden 1401 erfolgreiche Olympiateilnehmer (Einzelwettbewerbe: Platz 1-6; Mannschaftswettbewerbe: Platz 1-3) der Olympischen Spiele im Zeitraum von 1960-1992 schriftlich befragt; davon konnten 616 Fragebögen ausgewertet werden, wovon 351 West- und 265 Ostathleten den Fragebogen beantwortet haben. Die ehemaligen Olympiateilnehmer wurden zur sportlichen, beruflichen und familiären Karriere rückblickend befragt.

Darstellung der Ergebnisse

Die Untersuchungsergebnisse zeigen zwar, daß sich der Hochleistungssport in den meisten Fällen eher positiv auf den weiteren Lebensweg auswirkt, trotzdem sollten die grundverschiedenen Fördersystemen des Spitzensports der beiden deutschen Staaten und die Veränderungen nach der Wende anhand einiger Ergebnisse nebeneinandergestellt werden.

Nach 1945 entwickelte sich der Sport in Ost- und Westdeutschland in zwei unterschiedliche Richtungen: In der BRD wurde versucht, die Leibeserziehung und den Sport neu zu legitimieren und pädagogisch zu begründen. In der DDR dagegen wurde der Sport – in erster Linie der Leistungssport – in den Dienst des sozialistischen

Staates gestellt: Die "Diplomaten im Trainingsanzug", wie die Spitzensportler der DDR auch genannt wurden, hatten die Aufgabe auferlegt bekommen, die Überlegenheit des Sozialismus in der DDR gegenüber dem Kapitalismus und Imperialismus des Westens zu demonstrieren und so die Anerkennung der DDR als sportliche Weltmacht seitens des großen westlichen Klassenfeindes zu erreichen. Neben diesem sportlichen Auftrag wurde den DDR-Athleten auch ein politisch-ideologischer Auftrag auferlegt; so ist nach Angaben von Jochen Staadt in Sportakten im Zentralen Parteiarchiv der SED anlässlich der Olympischen Spiele 1972 in München vermerkt: "So wie der Soldat der DDR, der an der Staatsgrenze seinem imperialistischen Feind in der NATO-Bundeswehr gegenübersteht, so muß der DDR-Sportler in dem Sportler der BRD seinen politischen Gegner sehen."

Um diese Ziele zu verwirklichen, wurden für den Spitzensport alle Vorzüge der sozialistischen Gesellschaft ausgeschöpft:

- Es fanden sehr früh Talentsichtungen in Trainingszentren statt und begabte Kinder wurden in die nächste Stufe, in sogenannte Kinder- und Jugendsportschulen aufgenommen und dort intensiv gefördert.
- Die Leistungssportler hatten sich ausschließlich auf ihre sportliche Leistungsfähigkeit zu konzentrieren, dazu wurden das Umfeld und alltägliche Gegebenheiten der Athleten organisiert und optimiert, was eine gute Vereinbarkeit von Leistungssport und Schule bzw. Ausbildung gewährleistete.

Die folgenden Untersuchungsergebnisse unterstützen dies.

Alter bei Karrierebeginn und -ende sowie Karrieredauer (in Jahren)

Sowohl Karrierebeginn als auch -ende finden durch die Frühförderung bei Sportlern der ehemaligen DDR 2 Jahre früher statt. Der Beginn liegt im Durchschnitt bei 14,06 Jahren und das Ende bei 27,48 Jahren. Die Karrieredauer von Ost- und Westathleten von durchschnittlich 13,4 Jahren unterscheidet sich dabei unwesentlich voneinander.

Maximaler Trainingsaufwand (Stunden/ Woche) und Trainingslager (Wochen/Jahr)

Die zeitliche Belastung der ehemaligen Hochleistungssportler wurde mittels der Merkmale Trainingsaufwand (Stunden pro Woche) und Trainingslager (Wochen pro Jahr) gemessen. Dabei zeigen die Ergebnisse, daß Athleten der ehemaligen DDR deutlich höhere Belastungen aufweisen:

- Mit 27,5 Stunden reiner Trainingszeit pro Woche liegen die ehemaligen DDR-Athleten nahezu 9 Stunden über dem Trainingsaufwand der ehemaligen Westathleten (plus 9 Stunden zusätzlich für Anfahrt und Regeneration), und
- mit 14,7 Wochen Trainingslager im Jahr befinden sie sich fast 7 Wochen länger im Trainingslager als ehemalige Westathleten.

Dieser umfangreiche zeitliche Aufwand für den Leistungssport läßt sich zweifelsohne nur aufbringen, wenn in den übrigen Lebensbereichen eine "Rundum-Organisation" seitens Dritter stattfindet; durch die konsequente Einbindung des Sports in staatliche Strukturen und politische Planungen der DDR war dies auch optimal gewährleistet.

Die enormen Mehrbelastungen, welchen die ehemaligen DDR-Athleten über Jahre hinweg ausgesetzt waren, spiegeln sich allerdings in den Ergebnissen bezüglich der

körperlichen Gesundheit wider. So treten Verschlechterungen der körperlichen Gesundheit durch den Hochleistungssport bei ehemaligen Ost-Athleten deutlich stärker auf, als dies bei Sportlern der alten Bundesländer der Fall ist. Hinsichtlich der Auswirkungen des Hochleistungssports auf die Schulleistungen fühlen sich die ehemaligen Westathleten eher beeinträchtigt, wogegen sich bei den ehemaligen Ost-Athleten – trotz zeitlichem Mehraufwand – sogar eine positive Tendenz andeutet, was eventuell auch auf die Gegebenheiten der sportbetonten Kinder- und Jugend-schulen zurückzuführen sein dürfte. Betrachtet man jedoch den Einfluß des Hochleistungssports auf die heutige berufliche Position, so wird deutlich, daß ehemalige DDR-Sportler deutlich weniger profitieren. Die Ergebnisse bezüglich der finanziellen Situation zeigen, daß ehemalige DDR-Athleten weitaus mehr vom Gewinn einer Goldmedaille in finanzieller Hinsicht profitieren als Athleten der alten Bundesländer, was darauf verweist, daß bei sportlichen Spitzenleistungen den Athleten jegliche Art an Unterstützung von seiten des Staates zugekommen sein dürfte.

Erwartungen an sportliche Laufbahn

Die Resultate auf die Frage, welche konkreten Erwartungen die ehemaligen Olympiateilnehmer zu Beginn ihrer Laufbahn an ihre leistungssportliche Karriere hatten, verdeutlichen nochmals die unterschiedlichen Ziele und Hoffnungen der Ost- und Westathleten; wobei die Angaben der ehemaligen DDR-Sportler vermuten lassen, daß sie sich bereits zu Beginn ihrer Karriere der vom Staat auferlegten "Rechte und Pflichten" bewußt zu sein schienen.

Sowohl ehemalige Ost- als auch ehemalige Westathleten erhofften sich verständlicherweise im Laufe ihrer leistungssportlichen Karriere internationale Erfolge zu erringen, wobei mit 68,4% gegenüber 61,3% diese Erwartung bei den ehemaligen DDR-Athleten stärker ins Gewicht fällt.

Für ehemaligen Ost- und Westathleten ist zu Beginn ihrer Karriere gleichermaßen wichtig, daß sie durch den Sport Reisemöglichkeiten zu erwarten hatten; allerdings beschränkt sich dieser Reisewunsch bei den ehemaligen DDR-Sportlern fast ausnahmslos auf "Reisen in den kapitalistischen Westen" (55,9%) und scheint verständlicherweise einen größeren Stellenwert zu haben als für Sportler der alten Bundesländer (49%).

Die weiteren Resultate liefern interessante Ost-West-Unterschiede: So erhoffen sich die ehemaligen West-Athleten von ihrem leistungssportlichen Engagement persönliche Gewinne (19,4%) ("Grenzerfahrungen", "Selbstbewußtsein stärken"), Popularität (18,7%) sowie die Möglichkeit soziale Kontakte (9%) zu anderen Sportlern aufzubauen. Bereits zu Beginn ihrer leistungssportlichen Karriere scheinen sich die ehemaligen DDR-Sportler ihrer politisch-ideologischen Pflichten gegenüber ihrem Vaterland bewußt zu sein, denn die Erwartung, durch den Sport soziale Kontakte zu anderen Spitzensportlern zu knüpfen, äußern lediglich 2,3% der Befragten. Dagegen erhoffen sie sich durch Erfolge in ihrem Sport an Popularität (19,2%) zu gewinnen und einen finanziellen Zugewinn (13%) zu erreichen, was sich – wie die Ergebnisse bereits zeigten – durch die Vorrangstellung des Leistungssports in der DDR verwirklichen ließ.

Auswirkungen des Hochleistungssports auf Persönlichkeitsmerkmale

Der hohe Leistungsdruck, der auf den DDR-Spitzensportler lastete, verdeutlicht sich in den Befunden zum Einfluß des Spitzensports auf die Persönlichkeitsmerkmale

Zielstrebigkeit und Lebenszufriedenheit. So wird von den Sportlern aus der ehemaligen DDR der Einfluß des Hochleistungssports auf das Merkmal "Zielstrebigkeit" bedeutsam positiver als von den Athleten der alten Bundesländer bewertet. Dagegen wird der Einfluß auf die aktuelle Lebenszufriedenheit von den alten Bundesländern deutlich positiver eingeschätzt.

Faktoren, die das Leben stark beeinflusst haben

Die DDR erreichte zwar ihr großes Ziel, in der Welt als sportliche Großmacht anerkannt zu werden und bei internationalen Wettkämpfen in der Rangliste meist vor dem großen westlichen "Bruder Bundesrepublik" zu landen, aber mit welchen Mitteln und um welchen Preis? Auf welche Kosten diese Anerkennung als sportliche Supermacht ging, zeigen die Resultate auf die Frage, welche Ereignisse ihr Leben in ganz besonderem Maße beeinflusst haben.

Für die Athleten der alten Bundesländer sind dies vor allem freudige Ereignisse, wie "Geburt von Kinder" (45,8%), "Heirat" (35,3%) sowie Schicksalsschläge in der Familie, wie "Tod" (31,6%) und eigene körperliche Probleme (20%). Zwar führen die ehemaligen DDR-Athleten ebenfalls diese positiven und negativen Lebensereignisse auf, jedoch scheint die politische Wende mit 70% der Angaben das gewichtigste Lebensereignis zu sein. So verweisen die Ergebnisse darauf, daß sich mit der Wiedervereinigung für die Spitzensportler der ehemaligen DDR viele Lebensumstände grundlegend nicht nur ins Positive wandelten: Durch den Sturz vom "Thron" des privilegierten Spitzensportlers mit Reisemöglichkeiten, optimaler "Rundum-Betreuung" und sonstigen staatlichen Unterstützungen scheint vielen der ehemaligen DDR-Sportlern mit einem Ruck der Boden unter den Füßen weggezogen worden zu sein. Die Resultate lassen erahnen, daß sich viele der ehemaligen Ostathleten auch heute noch im freien Fall in eine ungewisse Zukunft befinden. An Problemen werden genannt: Arbeitslosigkeit, bedingt auch durch die Nicht-Anerkennung der Ausbildungen bzw. des Studiums im Westen, Schwierigkeiten mit der plötzlich neuen "Lebensorganisation" und der ungewohnten Schwierigkeit bei der Vereinbarkeit von Hochleistungssport und Schule, Ausbildung und Beruf sowie Probleme mit der Verarbeitung der Vergangenheit (Stasi-Verfolgung).

Schluß

Seit der Wiedervereinigung kämpfen auf der Basis von Fairneß, gegenseitigem Respekt und häufig auch engen Freundschaften endlich wieder ehemalige Ost- und Westathleten gemeinsam für Deutschland um Medaillen. Trotzdem sollten die geschilderten Probleme und auch die Schicksale vieler ehemaliger Spitzensportler der DDR nicht vergessen werden, und es sollte gemeinsam dafür gekämpft werden, daß sich der Sport nie wieder in diese Richtung entwickeln kann.

DIE VERANTWORTUNG DES ORGANISIERTEN SPORTS IN EINER SICH VERÄNDERNDEN GESELLSCHAFT

Dr. Wulf Preisung

Natürlich kommt sich der organisierte Sport in Ost und West immer näher, aber wir sind noch nicht zusammengewachsen. Man muß sich jedoch fragen, ob denn die übrige Gesellschaft zusammengewachsen ist oder ob sie sich nicht sogar auseinanderentwickelt. Dies führt zu der nächsten Frage, ob das, was uns insbesondere im Verstehen zwischen West und Ost trennt, nicht ein Sonderfall dessen ist, was wir überhaupt an Unverständnis untereinander haben. Ich will damit aber nicht verkennen, daß die organisatorischen und strukturellen Probleme dieser spezifischen Form der Pluralisierung unserer Gesellschaft ungleich schwieriger zu lösen sind.

Ein Zusammenwachsen geschieht auf einer persönlichen Ebene oder es geschieht überhaupt nicht. Der Vergleich von Strukturen allein gibt keine schlüssige Antwort darauf, wie weit wir uns verstehen, was etwas anderes ist als die Frage, ob wir in gemeinsam strukturierten Organisationen handeln. Auch das, was wir in den alten Bundesländern in Organisationen handelnd erleben, hat mich nicht immer davon überzeugt, daß wir uns dabei auch verstehen. Insofern ist eine der Aufgaben in der Zukunft sicher die, daß wir im Sport viel mehr die persönlichen Gespräche unserer Mitglieder untereinander fördern müssen, uns nicht nur in formalen Strukturen treffen und in einer geölten Abstimmungsmaschinerie abstimmen, die sich heute zwischen Ost und West kaum unterscheidet. Wir müssen mehr Gespräche und offene Gesprächssituationen suchen.

Bei allen Unterschieden und bei allen kritischen Bemerkungen will ich sagen, daß vieles von dem, was das Sportsystem der ehemaligen DDR ausgezeichnet hat – ich nehme den gesamten Doping-Komplex einmal aus –, wenn auch mit Abstrichen im System der alten Landessportbünde Wiederhall gefunden hat. Dazu gehört die Diskussion über die Eliteschulen in den Landessportbünden der alten Länder, die nur im Zusammenhang mit dem Prozeß des Zusammenwachsens verstanden werden kann. Wir sind mittlerweile so weit, daß es keine generellen Bedenken gegen besondere Schulen gibt, in denen Talente im Sport gefördert werden, und wir haben in einer kürzlich stattgefundenen Aussprache mit dem Präsidenten der Kultusministerkonferenz dessen Zusage erhalten, dieses auch im Rahmen der Kultusministerkonferenz weiterzutragen.

Wir haben eine weitere Entwicklung, die in den neuen Landessportbünden etwas von dem vorweg nimmt, was wir an strukturellen Problemen in den alten Sportbünden bekommen werden, nämlich die Frage der Zuordnung des Breitensports oder des Sports von Freizeitsportgruppen o. ä. Das ist eine die Gesamtorganisation im Moment sehr gefährdende Diskussion, wieweit Zuordnungen in den Landessportbünden außerhalb des Fachverbandsprinzips möglich und überhaupt erwünscht sind. Es gibt eine Beschlußlage, die sozusagen einen Status quo definiert. Dahinter steht die Problemlage, ob bei einer solchen an den Fachverbänden vorbeigehenden Meldung von Mitgliederzahlen die Finanzierung des Wettkampfsystems, der ja Teil der Fachverbandsaufgaben ist, gefährdet wird. Wir haben in vielen neuen Landessportbünden die Tendenz, solche Aufnahmeregelungen durchzuführen, unter dem

Hinweis darauf, daß es inhaltlich und auch von der Bedeutungszuweisung her unterschiedliche Zielsetzungen für Breitensport und Wettkampfsport gibt, und daß deswegen eigene Aufnahmen geschaffen werden sollen. Diese Entwicklung droht das Gesamtsystem zu verändern. Dies ist meine ganz persönliche Wertung.

Wir haben in den neuen Landessportbünden eine weitere Entwicklung. Diese bezieht sich darauf, daß in den neuen Landessportbünden die Chance genutzt worden ist, die Kreissportbünde in viel stärkerer Weise hauptamtlich zu bestücken und sie als Instrument der Führung der Landessportbünde für die Weiterentwicklung der Vereine zu nutzen, was dem stark überzogenen Föderalismus der Sportstruktur in den alten Bundesländern nicht unbedingt ohne weiteres eingehen will. Aber auch da gibt es natürlich Differenzierungen. Ich sage dieses Letztere insbesondere deswegen, weil die zunehmende Pluralisierung, über die wir hier gesprochen haben, natürlich auch eine Ausdifferenzierung der Aufgabenstellung, ein zusätzliches Managementwissen und damit eine höhere Qualifizierung der Handelnden erfordert, und bei der Vielzahl von kleinen Vereinen, die wir haben, müssen wir davon ausgehen, daß solche Qualifizierungen an übergeordneter Stelle gebündelt werden müssen. Wenn man so etwas tut, braucht man dafür eine funktionierende Struktur. Dies ist eine Aufgabe, die sich uns in der Zukunft unweigerlich stellen wird.

Ich will also sagen: Wir hätten eigentlich Grund, uns gegenseitig noch mehr auszutauschen, als wir dies bisher tun. Darüber hinaus gibt es natürlich in bezug auf das, was wir in den vergangenen Tagen in den Vorträgen hier gehört haben, eine für beide Bereiche sehr wichtige Aufgabenstellung in der ganz prononcierten Betonung unserer gemeinwohlorientierten Aufgaben. Diese wird, wenn wir die Strukturen dafür nicht schaffen, fast unmöglich sein. Aber die gemeinwohlorientierten Aufgaben werden in der Zukunft darüber entscheiden, ob es die öffentliche Förderung für uns weiterhin gibt, auf der wir bestehen und die wir notwendig haben. Diese öffentliche Förderung ist nicht für den Sport jedweder Art gedacht, sondern exakt dafür, was gemeinhin als soziale Aufgabe bezeichnet wird. Ich spreche in diesem Zusammenhang von gemeinwohlorientierten Aufgaben. Dazu gehört in besonderer Weise die Jugendarbeit. Dazu gehört die Aufgabe der Integration unterschiedlicher kultureller Voraussetzungen bis hin zur Aussiedler- und Ausländerintegration in unseren Vereinen. Dazu gehören zunehmend die Fragen um die Familie und die Integration von Arbeitslosen.

Wenn wir den Sport den sich verändernden Bedingungen des gesellschaftlichen Zusammenlebens stellen wollen, dürfen wir uns nicht ausschließlich in unser Sportsystem zurückziehen. Dies ist meine persönliche Meinung, die wir in der Leitbilddiskussion noch weiterführen müssen. Ich will dies an einem Beispiel verdeutlichen und damit gleichzeitig zeigen, daß der Sport davon Nutzen haben kann, wenn er dieser Vorstellung folgen würde. Bei dem Beispiel handelt es sich um den „Goldenen Plan Ost“. Der „Goldene Plan Ost“ ist, wie wir meinen, zwar in unzureichender Weise, aber immerhin in den Haushalt aufgenommen worden. Ich sage deshalb „in unzureichender Weise“, weil das, was hier an Geld angegeben wird, im Vergleich zu dem, was als Sonderprogramm für die Kulturförderung in den neuen Ländern zwischen Bund, Ländern und Kommunen vereinbart wurde, eigentlich ein „Trinkgeld“ ist. Für die nächsten fünf Jahre wird ein Sonderprogramm für die Kulturförderung von insgesamt 500 Millionen Mark aufgelegt. Wir kooperieren mit dem Kulturrat und neiden ihm diese Mittel überhaupt nicht, weil wir glauben, daß die Erhaltung der Kultur, die im Kulturrat vertreten wird, ein wichtiges Symbol für die Identifizierung der Bürger mit

ihrem Staatengebilde darstellt. Allerdings verlangen wir, daß dieses auch für uns akzeptiert wird. Was jetzt angedacht worden ist, hat aber, in knappen Worten ausgedrückt, ein Gutes, nämlich die Kombination mit Arbeitsförderungsmaßnahmen. Ich glaube, daß der Sport, auch der gemeinwohlorientierte Sport, eine Menge Möglichkeiten hat, sich über sportinterne Angebote auch um Arbeitsmarktprobleme zu kümmern, die um ihn herum existieren. Genügend Beispiele zeigen, daß unsere Mitgliedsorganisationen, egal auf welchen Ebenen, Initiativen ergriffen haben, um das Thema Jugendarbeitslosigkeit auch mit den Mitteln des Sports anzugehen. Wir selber haben dafür entsprechende Rahmenbedingungen verhandelt. Ich meine, daß dies ein hervorragendes Beispiel dafür ist, daß wir, und dies bezieht sich natürlich auch auf die besondere und extreme Situation in den neuen Bundesländern, als Sport aufgefordert sind, nicht nur unser System zu erhalten, sondern dieses System im gesamtgesellschaftlichen Zusammenhang um Aufgaben zu erweitern. Ich will damit in gar keinem Fall sagen, daß jeder Sportverein Arbeitslose anstellen muß, sondern, daß wir Organisations- und Kooperationsmöglichkeiten finden müssen, um uns auch dieser Aufgabe zu stellen. Möglichkeiten und Beispiele dafür gibt es.

Wenn ich andeuten konnte, daß es keine klare Auskunft zu der Frage gibt, ob wir schon zusammengewachsen sind, sondern beispielhaft zeigen wollte, daß es viele gemeinsame Aufgaben, aber auch noch viele unterschiedliche Ansichten zu unserem Thema gibt, die wir nur in gemeinsamen Gesprächen auflösen können, dann ist der Zweck dieses Statements erreicht.

GRUSSBOTSCHAFT DES NATIONALEN OLYMPISCHEN KOMITEES FÜR DEUTSCHLAND

Prof. Walther Tröger

Mit der Wahl des Themas für dieses Grußwort haben mir die Veranstalter einiges Kopfzerbrechen bereitet. Zwischen der Beschreibung der Sportwirklichkeit zehn Jahre nach der wiedergewonnenen Einheit und den beiden anschließenden Beiträgen über Perspektiven des Sports im neuen Millennium und Ommo Grupes Überlegungen zum Kulturgut Sport – zwischen solchen tiefgründigen Akademiebeiträgen ist es nicht gerade einfach, eine passende Thematik für dieses Forum mit Blick auf Wirklichkeit und Zukunft des Sports zu finden.

Mit der Zeitanalyse und Zukunftsprognose stehen wir auch in der Tradition eines halben Jahrhunderts von Sporttagungen hier in Bad Boll. Der Einbezug des Phänomens Sport in das neue Wagnis der Akademien war 1949 eigentümlich und ohne Absprache synchron mit anderen Entwicklungen. Man hat in Bad Boll zweifellos damals hellseherisch die Signale der Zeit erkannt. Der Aufbruch erfolgte zur gleichen Zeit wie die Gründung unseres Nationalen Olympischen Komitees, vieler Fachverbände und Landessportbünde.

Während dieser 50 Jahre haben die Kirchen uns – und wohl wir auch sie – im Sport begleitet und ermuntert, zum Nachdenken gebracht, durch Kritik zu Veränderungen animiert, manches Fenster geöffnet, um frischen Wind hereinzulassen, oder auch uns eine andere Sicht der Dinge vor Augen geführt – nicht selten sub specie aeternitatis. Das hat dem Sport keinesfalls geschadet. Er darf auch in Zukunft auf die Fortsetzung dieser zuverlässigen Begleitung im gegenseitigen Respekt hoffen.

Wer wie ich diese wohl langdauerndste uneigennützigste Partnerschaft des Sports miterlebt und mitgestaltet hat, wird sie stets als Bereicherung und Herausforderung zugleich empfunden und aufgenommen haben. Die Begleitung und Beratung hat sich für mich nicht allein auf punktuelle Anstöße bei Akademien oder Symposien beschränkt, sondern ist ein fester Bestandteil der Lebenskultur geworden. Daher verbinde ich mit den Glückwünschen des Nationalen Olympischen Komitees für Deutschland, das in diese Gemeinsamkeit stets eingebunden war, einige Gedanken zur Partnerschaft von Kirche und Sport und zur neu belebten Diskussion über Sport als alternative Religion, als öffentlicher säkularer Kult.

Wer nicht nur in den Medien simplifizierend und undifferenziert als "pragmatischer Macher" eingestuft wird, dem wird ein fixierter Blick auf das bloße Hier und Heute, auf die banalen Zwänge des Alltags unterstellt. Selbst wenn dem so wäre, werden dabei ganz wesentliche Faktoren übersehen: nämlich das Bild vom Menschen und die tieferen Antriebe, die das Denken und Handeln vor allen papierernen Regeln und gemachten Konventionen bestimmen.

Eine feste Größe meines Verständnisses vom Sport, vom olympischen Sport ist, daß er selbst unter dem bewegenden Leitwort der drei Komparative "Citius – altius – fortius" immer nur Vorletztes sein kann. Allerdings vermag er wohl in außergewöhnlichen Momenten den Blick auf Letztes, auf das Sinnstiftende zu öffnen. Auch wenn

der Sport in seinen Symbolen und Ritualen bewußt Anleihen aus der religiösen Welt nimmt und die Historiker ihm seinen religiösen Ursprung bestätigen, auch dann kann er diese Grenzlinie zum Letzten nicht überschreiten. Und ein zweites: Wenn wir nicht nur in dubio etwa bei Olympianominierungen für den Athleten eintreten, dann steckt dahinter – man mag es als pathetisch bezeichnen oder nicht – die Anerkennung und Behauptung der Menschenwürde. Dieses Bekenntnis darf ich voranstellen, um meine Grundsätze offen zu legen.

In den Materialien zum Olympischen Wissenschaftskongreß 1972 in München, wo die Theologie Wegweisendes zu verdeutlichen wußte, hat Rüdiger Schloz vom "Unverhältnis protestantischer Theologie und Sport" gesprochen, eine auch mit der katholischen Theologie diskutierte Problematik. Dem setze ich ein doch autoritatives Wort des damaligen Vorsitzenden des Rates der EKD, Präses Kurt Scharf, entgegen. Er sprach genau hier in Bad Boll 1965 von der "Bundesgenossenschaft" der Kirche zum Sport und bejahte sie ohne Wenn und Aber. Sicher gab es damals einen ganz konkreten Anlaß, nämlich die beiderseitige Bundesgenossenschaft beim Brückenbau für die Menschen im geteilten Deutschland. Das hat – ich rufe das in Erinnerung – Vertreter der Politik zum Widerspruch veranlaßt. Und im gleichen Atemzug wagte hier in Bad Boll Präses Scharf – keineswegs ein Utopist – aus innerer christlicher Überzeugung ein fast prophetisches Wort über die wahre Kraft der damaligen ideologischen Kontrahenten von Kirche und Sport: "Der Gegner ist nicht allmächtig, die Thesen des Marxismus sind nicht die Wahrheit, und sie kennzeichnen nicht eine zwangsläufige Entwicklung, der wir ausgeliefert wären."

Wer konnte damals mitten im Kalten Krieg ahnen, daß die historische Entwicklung nur 24 Jahre später Präses Scharf in dramatischer Eindeutigkeit bestätigen würde. Ich denke, dieses Wort gehört zu den Sternstunden dieser Akademie.

Wir alle wissen, daß die Partnerschaft oder Bundesgenossenschaft zweier eigenständiger Kulturphänomene im Spannungsfeld unterschiedlicher Zielsetzungen von der Bemühung um Ausgleich bestimmt wird. Gerade dabei gilt es der Versuchung zu widerstehen, sich gegenseitig zu überfordern. Daß dabei der Sport mehr Wünsche an die Kirche stellt als umgekehrt, soll keineswegs als Schiefelage abqualifiziert werden.

Die neue Bundesgenossenschaft oder mitunter Zweckkoalition, die Kirche und Sport noch enger verbinden sollte, entsteht aus dem offenbaren Einfluß- und auch Ansehensverlust. Dabei gehen die Betroffenen gerne aufeinander zu, um den Versuch zu unternehmen, gegenseitig gewisse Defizite auszugleichen und auch – wo nötig – eine Allianz für gemeinsame Interessen zu schmieden. Ich denke an die Hoffnung auf ein Bündnis für den Erhalt der unumgänglichen Basis für den religiösen, musischen und sportlichen Unterricht an den Schulen, an die Koalition für den Erhalt des nicht nur vom 630-Mark-Gesetz bedrohten Ehrenamtes oder an die umstrittene Sonntagskultur. Sie geht auch für uns im Sport über die pragmatische Frage hinaus, ob wir Mannschaften noch zusammenbekommen oder uns Betreuer und Mitarbeiter fehlen, die den Sonntag in Geschäften verbringen. Vielleicht ist diese Debatte auch ein Anstoß für den Sport, sich mit seiner Vorstellung und Fakten setzenden Verwirklichung von der Kultur des Sonntags, der ja nicht nur ein beliebiger freier Tag sein darf, aufs neue auseinanderzusetzen. Wir haben die Aushöhlung der Sonntagskultur bereits 1990 in der gemeinsamen Erklärung der Kirchen zum Sport beklagt. Neun

Jahre später wird die Problematik durch ökonomische Interessen weiter zugespitzt – ein Phänomen, das auch dem Sport nicht fremd geblieben ist.

So ließe sich aus unserem heutigen Verständnis die Partnerschaft leichthin unter dem Gesichtspunkt ausgleichender Defizite einstufen. Manche sagen, das Wertesystem, auf das sich der Sport stützt mit Fair play, Solidarität, Gleichheit vor den Regeln, Achtung voreinander, sei von gesellschaftlichen Konventionen übernommen, sei den pädagogischen Zwecken und einer tieferen Sinngebung und Rechtfertigung des Sports und seiner kultischen Darstellung angepaßt.

Der Tübinger Moraltheologe Dietmar Mieth hat in den zehn Thesen unter dem Titel "Jenseits aller Moral – Ersatzreligion Sport" auch die Einstellung vieler Verantwortlicher aus dem Sport zutreffend umschrieben: "Werte werden nicht gleichsam vom Sport vermittelt; sie sind bestenfalls im Sport (mit erkennbaren Hindernissen) zu vermitteln. Wer die Sportmoral zu hoch hängt, schafft nicht nur Illusionen, sondern auch Korruption; wer die moralischen Möglichkeiten im Sport zu tief hängt, fördert hingegen Zynismus und Defätismus."

Im Vorwort zu einem besonders erfolgreichen Gemeinschaftsunternehmen der Sportwissenschaft, der Kirchen und des Sports, dem "Lexikon der Ethik im Sport", habe ich sozusagen diesen Ball aufgegriffen und für den olympischen Bereich weiterführend geschrieben: "Der olympische Sport lebte nie allein aus seinem eigenen Wertebewußtsein oder einem ethisch verklärten élan vital. Seine moralischen Grundkategorien benötigten immer wieder die legitimierende Bekräftigung durch Wissenschaft und Religionen. Gerade weil der olympische Sport eine universale kulturprägende Kraft besitzt, kann, ja muß er sich der permanenten Diskussion, der kritischen Überprüfung und gegebenenfalls der Korrektur um der Menschenwürde willen aussetzen; sonst wird er unglaubwürdig."

Ich bekräftige hier uneingeschränkt diese Aussage. Sie wurde aus ganz persönlicher Überzeugung lange vor den Geschehnissen geschrieben, die das IOC ins Zwielflicht gebracht und eben jene kritische Überprüfung und Korrektur provoziert haben, die sich nicht allein am beschädigten Image orientieren dürfen. Ohne Verfehlungen schön zu reden, gilt, daß jede Übermoralisierung zwar "in einer Mediengesellschaft ein sehr wirkungsvoller Sound" ist, wie Antje Vollmer mit Blick auf die Kontroversen zwischen Peter Sloterdijk und Jürgen Habermas sowie den sie unterstützenden Skandalisierern konstatiert hat. Dennoch: Auch im Sport trifft nicht selten Frau Vollmers Wort zu: "Die Maßlosigkeit der Tugendanforderung geht da oft Hand in Hand mit einer völligen Unkenntnis der Institutionen und ihrer professionellen Notwendigkeiten."

Aus der Erkenntnis der äußeren und inneren moralischen Zerstörung durch das Dritte Reich leitete sich vor 50 Jahren der entscheidende Anstoß des Sports ab, frühzeitig mitten im Aufbruch und den Trümmern das Gespräch mit der moralischen Instanz der Kirchen zu suchen, Hilfestellung und kompetenten Rat beim Setzen menschenwürdiger Ansprüche zu erbitten. Daraus ergeben sich einige grundsätzliche Fragen:

Sucht der Sport nach einer ethischen Unterfütterung seiner heute – so scheint es in der Öffentlichkeit – auf Erfolg und Geschäft reduzierten Leitbilder? Hofft er auf eine

Legitimierung seiner höheren Ansprüche, etwa des Einsatzes für Solidarität, Friedensgesinnung oder aktive Emanzipation, durch die Kirchen?

Hat nicht schon der Vater des modernen olympischen Gedankens, Pierre de Coubertin, für seine sportliche Säkularreligion den Sukkurs der katholischen Kirche angestrebt?

In diesem Zusammenhang möchte ich gerade hier auf die Schrift unseres unvergessenen Freundes, des in diesem Jahr verstorbenen Sportpfarrers Martin Hörrmann über die "religio athletae" hinweisen, jenes ersten Studienleiters, der dem sportlichen Engagement nicht allein dieser Akademie sein Profil gegeben hat.

Die Kirchen hingegen haben – so lautet die gängige, von mir nicht geteilte These – den Sport als volkstümlichen Schlüssel zur Öffnung in die Gesellschaft gefunden, zur Attraktivität der eigenen Glaubwürdigkeit, als Spielwiese mit Direktanschluß an das moderne Lebensgefühl, in dem Spiel und Sport, freilich auch die Extremvarianten vorrangige Rollen einnehmen.

Gern wird behauptet, daß beiden Partnern trotz ihrer anerkannten sozialen Größe die gesellschaftliche Basis wegbricht. Die beiden großen Kirchen in Deutschland sehen sich nicht nur in den neuen Bundesländern einer zunehmenden Zahl oder gar Mehrheit von Bürgern gegenüber, die mit der Institution Kirche und deren Inhalten wenig anfangen können, weil sie sich von ihr abgewandt haben oder ohne ihre Nähe aufgewachsen sind. Dabei ist das individuelle Interesse an Religiosität und Spiritualität groß, wie die Meinungsforscher sagen, ohne von den Kirchen aufgefangen werden zu können.

Zu erklären, daß auch dem Sport ein Stück Basis wegbricht, scheint angesichts eines äußeren Wachstums ohne Grenzen gewagt oder falsch. Dennoch: Die zunehmende Quantität und das ungebrochene Interesse der Menschen an Sport, trotz der fast überbordenden Medienpräsenz, stehen aber in einem Konfrontationsverhältnis mit dem augenscheinlich nachlassenden politischen und sozialen Einfluß. Ich will nicht die Wertkrise ausklammern, die hie und da oberflächlich herbeigeredet wird. Es sei dahingestellt, ob sich dieser Bedeutungsverlust nur auf Finanzkürzungen bei den öffentlichen Händen, auf Übersteigerungen und Einseitigkeiten im Unterhaltungssport, auf die Dopingproblematik oder auf das Fehlverhalten einzelner Verantwortlicher zurückführen läßt. Wir müssen uns auch fragen, warum beispielsweise der Sport durch die Reduzierung von Pflichtunterrichtsstunden oder seine Vernachlässigung im Jugendbericht der Bundesregierung beim Widerstreit der Prioritäten unter "ferner liefen" eingestuft wird.

In dieser Situation des Einfluß- und Ansehensverlustes gehen die Betroffenen gerne aufeinander zu. Sie wollen den Versuch unternehmen, gegenseitig gewisse Defizite auszugleichen und auch – wo nötig – bereits angesprochene Allianzen für den Erhalt unaufgebbarer Grundpositionen oder auch für gemeinsame Interessen zu schmieden. Ich bin überzeugt, nicht nur äußerer Druck oder gemeinsame Schwierigkeiten sollten die Bundesgenossenschaft im Dienst am sozialen Frieden, für die Schwachen, beim Transfer des Fairplaygedankens über den Sport hinaus in die Gesellschaft verstärken. Das sind alles Gedanken, die vor knapp zehn Jahren in der gemeinsamen Erklärung der Kirchen zum Sport uns allen ins Stammbuch geschrieben worden sind. Die Umsetzung der Postulate dieser Erklärung hängt nicht von einer

Art Novellierung ab, sondern vom permanenten guten Willen und der Bereitschaft beider Partner. Eilert Herms hat in seiner Reflexion über die Situation des Sports und die Zukunft des Sports eindringlich die Ausgangsbasis verdeutlicht:

"Der systematische Ort im Gesellschaftssystem ist für Kirche und Sport der gleiche. Aber in ihrer Funktion sind sie einander spiegelbildlich entgegengesetzt:

Aufgrund ihres Inhalts und Codes sind für die kirchliche Kommunikation wesentlich: eine hohe ethische Unterscheidungs- und Steuerkraft bei beschränkter und unsicherer erlebnismäßiger Integrationskraft. Hingegen für die sportliche Kommunikation: eine fast unbeschränkte erlebnismäßige Integrationskraft bei Fehlen eines eigenen ethisch orientierenden Gehalts."

Ich möchte doch ergänzen, daß dieser ethisch orientierende Gehalt nicht fehlt, sondern durchaus mit bewußter Intention geschaffen wurde. Dabei haben kompetente Kräfte aus dem sozialen Umfeld mitgeholfen, mit denen sich der Sport auf die durchaus riskante Partnerschaft eingelassen hat. Denn sie mündet ja keineswegs in die Verteilung in ethische Papiere eingewickelter Beruhigungspillen.

Jüngst ist ein Sammelband erschienen unter dem bezeichnenden Titel: "Ich habe meine eigene Religion". Darin hat Dietmar Mieth seine zehn Thesen "Jenseits aller Moral – Ersatzreligion Sport" erweitert. Aus dem Titel leite ich zwei Tendenzen ab, die uns beide, Kirche und Sport, eigentlich in Atem halten sollten: die zunehmende Individualisierung und die spirituelle Sehnsucht, um es etwa laienhaft zu umschreiben.

Ich stelle nichts Neues oder gar Aufsehenerregendes fest, wenn ich vom Sport als Plattform einer alternativen Religion, als öffentlicher säkularer Kult spreche. Die sichtbare Phänomenologie dieser alternativen Religion ist bekannt. Der Ritus der sportlichen Hochämter in Form von Eröffnungs- und Schlußfeiern großer Wettkämpfe ist vom Vorbild des olympischen Zeremoniells bestimmt: mit Hymnen, Fahnen, Friedensgruß, Solidaritäts- und Aufrichtigkeitsbekundungen und Licht- und Flammensymbolik, Zelebranten und Ministranten, von künstlerischer Umrahmung und lokalpatriotischer Selbstdarstellung auf hohem Niveau. Der Kult ergreift. Er schafft vor dem unerbittlichen Wettkampf erhebende Gefühle. Mehr noch. Er vermittelt ein Gemeinschaftsgefühl über alle nationalen, ethischen und ideologischen Barrieren hinaus. Ob dieser Kult sich inzwischen verselbständigt hat, darüber ist noch zu streiten. Wie tief er den Sport und die Menschen berührt, scheint eine offene Frage. Immerhin sorgen populäre Leitmelodien beim rituellen Auftakt für Hochstimmung. Das wird bei der Zelebration vor den Spielen der Champions League im Fußball sichtbar. Der Musikpsychologe Reinhard Kopiez hat bei seiner Studie über die Gesangskultur der Fans in deutschen Fußballstadien viele höchst säkulare Anklänge im wahrsten Sinn des Wortes festgestellt, wenn Melodien von Kirchenliedern, sogar der gregorianische Melodien genutzt werden – also Rückgriffe auf kultische Elemente teils atavistischen Charakters. Sie sollen kaum anders als die Fankleidung Identifikations- und Kommunikationseffekte erzeugen, die an viele Gefühle appellieren. Facetten dieser öffentlichen Zivilreligion sind beispielsweise bei der Vereinszeitschrift mit dem für manche beinahe blasphemischen Titel "Schalke unser" erkennbar. Auf einem Titelbild hat eben diese Zeitschrift Prinzessin Diana in der Pose einer Madonna dargestellt. Immer wieder werden dort bewußt oder intuitiv Anleihen an offenbar als bekannt vorausgesetzte christliche Symbole und Zeichen genommen.

Und Sie alle werden weitere Beispiele dieser spezifischen säkularen Ritualisierung im Sport kennen.

Mich beschäftigen bei diesem Phänomen mehrere Fragen. Ich greife zuerst auf eine These von Eilert Herms zurück. Er beurteilt aus der Sicht des christlichen Glaubens die sportliche Religion Coubertins, "sein stoisch fundiertes neues Heidentum", nur als eine verkehrte Sicht des Menschen. Doch wie gehen wir, die Kirchen und der weltanschaulich neutrale Sport, mit dieser Sicht des Menschen um? Läßt sich von den christlichen Kirchen die kritisierte verkehrte Sicht des Menschen umpolen? Instrumentalisiert der Sport den neuen Kult zur höheren Ehre seiner ethischen Leitideen oder anderer Ziele? Ist dieser Ritus, ist diese inszenierte säkulare Liturgie ein Beitrag zur Selbstberuhigung, zur überhöhten Selbstdarstellung, oder begründet er mit modernen Mitteln die Hypertrophie eines Religionsersatzes? Mit diesem Wort und der durchaus verständliche Parallele zwischen Säkularem und Sakralem hat uns alle Dietmar Mieth kaum anders als Eilert Herms und zuvor Martin Hörrmann herausgefordert. Gibt es eine Chance des Rücktransfers in den sakralen Raum und kann das unsere Absicht sein? Oder gelten solche Erscheinungsformen im Sport für viele doch schon als das Letzte bei der eigenen Sinnstiftung? Wie gehen andere nicht-europäische Religionen mit diesem Phänomen um? Steckt nicht ein Hauch von Universalismus dahinter?

Fraglos haben sich diese Rituale nahezu verselbständigt und vielfach abgelöst von den christlichen Ursprüngen. Wir sollten darüber nachdenken, warum sich gerade auf dem Boden des weltweiten Sports diese Entwicklung vollziehen konnte. Ich bin mir nicht sicher, ob wir sie allein Pierre de Coubertin und seinen liturgischen Kreationen anlasten können. Die nicht ungewollte Selbstbestätigung des Sports durch die mediengerechte Überhöhung, die das Gemüt packen sollen, kann ebenso nicht der eigentliche Grund sein. Soll das Spektakel ablenken, verdrängen, teils unerfreuliche Realitäten kaschieren? Soll es aber auch das sportliche Handeln in einen idealisierten, aber keineswegs irrationalen Zusammenhang stellen? Wir fassen diesen Auftrag ja zumeist im Begriff des Olympismus und suchen ihn durch immer wieder angemahnte und gleichermaßen in neuen Anläufen angepackte olympische Erziehung umzusetzen.

Die Zukunft des Sports verlangt mehr denn je eine Sportkultur in verschiedenen Ausprägungen; darüber wird Ommo Grube referieren. Sportkultur umschließt auch das angesprochene Phänomen der "Ersatzreligion Sport" oder mit Fragezeichen versehen der neuen Ideologisierung des Sports, nicht nur des Medien-Sports. Gibt es darauf Antworten, die das Phänomen nicht nur überzeugend erklären oder gar bedauern, sondern es gleichermaßen als Chance verständlich machen? Dabei ist jede Hilfe gefragt. Oder müssen wir uns eher resigniert an die sehr pointierte Aussage von Dietmar Mieth halten: "Der Sport kann nur Arzt sein, wenn er immer auch zugleich Patient ist." Die Selbstmedikation – das haben wir erfahren – aber reicht nicht aus.

Literatur

- Gruppe, O./Mieth, D.: Lexikon der Ethik im Sport, Schorndorf 1998.
Herms, E.: Sport – Partner der Kirchen und Thema der Theologie, Hannover 1993.
Mieth, D.: Jenseits aller Moral – Ersatzreligion Sport. In: Sportwissenschaft 2/1997.

Sport – Mensch und Gesellschaft. Eine sozioethische Studie der Kammer für soziale Ordnung der EKD, Gütersloh 1972.

Sport und christliches Ethos. Gemeinsame Erklärung der Kirchen zum Sport, Bonn 1990.

Sport und Kirche – ein Tagungsbericht. Bad Boll 1965.

PERSPEKTIVEN DES SPORTS ZU BEGINN EINES NEUEN JAHRHUNDERTS

Prof. Dr. Helmut Digel

Vor mehr als 40 Jahren begann ich meine aktive Sportkarriere. Der Sport war dabei mein Leben. Ich spielte zum ersten Mal in einer C-Jugend-Handballmannschaft, schoß Tore, ließ mich feiern und träumte von der Nationalmannschaft. Sport war für mich das Trainieren von Technik und Taktik und vor allem der Wettkampf am Wochenende. Leichtathletik war für mich fast ebenso wichtig wie das Handballspiel, Fußball spielte man fast an jedem Ort. Nebenbei spielte ich auf der Position 4 einer Tischtennismannschaft. Höher, weiter, schneller waren die Maximen, denen ich mich verpflichtet fühlte. Bereits damals war der Begriff des Sports mehrdeutig. Schulsport, Leistungssport, Sport im Militär, präventiver Sport, all dies konnte damit gemeint sein. Im Vergleich zu heute, vor allem aus der Perspektive des Rückblickenden, war das Leben mit Sport jedoch überschaubar, von Klarheit geprägt, und zumindest für jene, die selbst Sport trieben, war eindeutig, was man damit gemeint hat. Heute scheint dies in vieler Hinsicht anders zu sein.

Für mich selbst ist der Sport noch immer der zentrale Lebensinhalt. Ich lebe vom Sport, schreibe über Sport, rede über ihn und manchmal – doch viel zu selten – treibe ich Sport. Ich spiele dann Tennis, obgleich ich als Jugendlicher diese Sportart als elitäre Ausdrucksweise einer Oberschicht betrachtet und verurteilt habe. Ich übe mich in einer speziellen Rückengymnastik, ohne dabei irgendein damit verbundenes traditionelles sportives Ziel zu verfolgen. Ich mache mit meiner Familie Fahrradtouren, weil ich glaube, daß sie unserem allgemeinen Wohlbefinden dienen. Sehr viel seltener quäle ich mich als Läufer im nahegelegenen Wald, weil ich noch immer vergeblich hoffe, mein Übergewicht damit reduzieren zu können.

Was für mich Sport heute bedeutet, hat mit dem, was Sport für mich früher war, nur noch wenig gemein. Den Sport von damals gibt es jedoch auch heute noch. Das eigentlich Neue an der heutigen Situation ist somit lediglich, daß der Begriff des Sports eine wesentlich größere und noch immer wachsende Bedeutungsvielfalt aufweisen kann. Mit dem Begriff des Sports werden heute immer mehr menschliche Aktivitäten bezeichnet, und mittels Sport soll eine weiterhin wachsende Vielfalt von Funktionen erfüllt werden. Aus einer relativ eng begrenzten Zahl von menschlichen Handlungsmustern, die man einst mit dem Sammelnamen Sport bezeichnete, ist nunmehr ein diffuses Gemisch an Mustern entstanden, deren Zuordnung zum Gesamtsortiment "Sport" in hohem Maße von subjektiven Werturteilen abhängt. Atemgymnastik, Wandern, Baden, Yoga oder Jogging sind je nach Standort des Urteilenden richtiger Sport oder auf keinen Fall Sport. Kodifizierte Regeln, Wettkampfwesen und hierarchische Leistungsklassen sind die Vorzeigemerkmale, will man unzweifelbar zum Kern der Sportfamilie gehören. Die Sportfamilie hat aber längst schon ihre adoptierten Kinder. Das Handlungsmuster Sport weist imperiale Züge auf, bewegte Körper sind Sportkörper und stillgelegte Körper finden ebenfalls einen Platz unter den Dächern des Sports. Ob mit oder ohne kodifizierte Regeln, ob mit verbindlicher Teilnahme oder ohne Verbindlichkeit, ob in einer überdauernden Organisation eingebunden oder in zwangloser Organisation, ob mit extern festgelegten Gütemaßstäben gemessen oder informell vereinbart, Sport kann alles sein und Sport ist allerorten. Staatlich kommunaler Sport findet sich neben privaten Sportangeboten. Neue Orga-

nisationsgebilde mit der sie kennzeichnenden Etikette Sport haben Konjunktur und legen die Vermutung nahe, daß der Siegeszug des Sports, die Versportlichung unserer Gesellschaft kaum noch aufzuhalten ist. Der Sport wird immer mehr zu einem lebenslangen Begleiter des Menschen, vom Sportkindergarten bis zum Sportfriedhof – dies wäre die naheliegende Konsequenz.

Die Ursachen für unsere aktuelle Situation lassen sich relativ einsichtig kennzeichnen. Der materielle Lebensstandard wurde seit den 50er Jahren für viele Gruppen in unserer Gesellschaft beträchtlich erhöht. In seiner Folge entstand ein entsprechender Massenkonsum, der sich teilweise bereits zum Luxuskonsum entwickelt hat. Notwendige Handlungsfreiheiten, um am Konsum teilhaben zu können, wurden durch die Teilnahme am Arbeitsmarkt gesichert. Deshalb hat der Arbeitsmarkt auch nicht an Bedeutung verloren. Im Gegenteil: Heute ist es mehr denn je wichtig, über Arbeit zu verfügen. Die Dynamik des Arbeitsmarktes erzwingt Mobilität, was wiederum die Bindungskraft sozialer Netzwerke abschwächt. Auf einen Nenner gebracht heißt dies: Unsere Gesellschaft ist durch diese Entwicklung äußerst komplex geworden. Im Prozeß zunehmender Ausdifferenzierung wird in den Teilsystemen dieser Gesellschaft immer häufiger nur Funktionsspezifisches angesprochen, der Mensch kann immer nur vorübergehende Teilbindungen eingehen: als Arbeitnehmer, als Nachbar, als Wähler, als Sporttreibender, als Urlauber. Flexibilität ist somit die Maxime der Stunde.

Der Prozeß der Ausdifferenzierung hat den Menschen in vieler Hinsicht genützt. Immer mehr Menschen verfügen über mehr Autonomie als früher; immer mehr Menschen finden Ausdrucks- und Entfaltungsräume, die ihnen früher versperrt geblieben sind, und immer mehr Menschen können auf finanzielle Möglichkeiten zurückgreifen, die ihnen ein individuelles Wahl- und Entscheidungshandeln gerade auch im Freizeitleben eröffnen. Die Werte zum Ende dieses Jahrhunderts sind vielversprechend: "Jederzeit Freizeit zu haben, als kreativer Mensch zu handeln, Arbeit und Vergnügen als Einheit zu erleben, Entlohnung nicht nur durch Arbeit, sondern auch durch Anerkennung und Zuneigung zu erhalten, sich sozial zu engagieren, unbekümmert zu lachen, ungeniert zu weinen, philosophisch unabhängig zu sein, fähig sein zur Liebe und sich selbst zu finden", wer wollte nicht solche Werte für sich in Anspruch nehmen. Leistet der Sport dabei einen wichtigen Beitrag, so kann dies nur wünschenswert sein. Wer wünscht sich nicht Kreativität als Lebensstil, wer plädiert nicht für Toleranz, Offenheit, Wahrhaftigkeit und eine größere Breite von akzeptablem Verhalten? Die heute beobachtbaren Tendenzen zur Individualisierung lassen sich auf vielfältige Weise interpretieren. In einer positiven Sichtweise läßt sich der neue Individualismus als ein wünschenswerter globaler Wandel verstehen, in dem sich ein neues Verständnis von Arbeit, Familie und Gesellschaft ausdrückt. Es findet dabei eine Hinwendung zu einem am persönlichen Nutzen orientierten Lebenssinn statt. Aber auch die Tendenz zu einem expressiven Individualismus ist unübersehbar. Dieser Individualismus formuliert eine neue Version des geglückten Lebens, nämlich die Sehnsucht, nicht selbst zugunsten übergreifender gesellschaftlicher Ziele und Ansprüche vereinnahmt und geopfert zu werden.

Wenn unsere Gesellschaft sich durch diese Veränderungen auszeichnet, so müßte es eigentlich als folgerichtig bezeichnet werden, wenn auch der Sport der Tendenz zum Individualismus entspricht, seine Angebote modernisiert und individualisiert und somit dem Menschen in seiner individuellen Wahlfreiheit gerecht wird. Blicken wir

auf die beiden letzten Jahrzehnte des ausgehenden Jahrhunderts zurück, so hat genau dies im System des Sports stattgefunden.

Ich muß nun jedoch einige kritische Aspekte aufzeigen, die zumindest Zweifel nahelegen, ob der derzeit eingeschlagene Weg der Sportentwicklung der einzig richtige ist. Dazu bedarf es einer etwas genaueren Auseinandersetzung mit unserer aktuellen Situation.

Was das zu Ende gehende 20. Jahrhundert in besonderer Weise auszeichnet, ist meines Erachtens eine nahezu zwangsweise Modernisierung all dessen, was gestern als modern gegolten hat. Diese Modernisierung zeigt sich uns in allen Teilen unserer Gesellschaft. Besonders deutlich ist sie im politischen, ökonomischen, rechtlichen, sozialen und kulturellen Bereich zu erkennen. Die Modernisierung selbst setzt sich dabei vorrangig über bestimmte Entwicklungsprozesse durch, die in unserer Gesellschaft zu beobachten sind. Die folgenden fünf scheinen mir besonders erwähnenswert zu sein.

Da ist zunächst die besondere Aufwertung des Individuums zu benennen, wie sie in den vergangenen Jahrzehnten in den fortgeschrittenen Industriegesellschaften erfolgte. Wir sprechen in der Soziologie deshalb von der Individualisierung unserer Gesellschaft. Dabei kommt es über den Prozeß der Individualisierung zu einer sukzessiven Erosion ehemals relativ fester und von Generation zu Generation tradiert Lebensgemeinschaften. Ulrich Beck spricht deshalb von der Freisetzungsdimension, die den Prozeß der Individualisierung prägt. Es kommt ferner zu einer Enttraditionalisierung von handlungsleitenden Beständen und kulturellen Normen, traditionelle Wissensbestände werden irrelevant und durch neue ersetzt, ehemals relevante Glaubenssätze werden überflüssig. Beck bezeichnet dies als die Entzauberungsdimension. Angesichts der Freisetzung und Entzauberung ist es dann nicht weiter überraschend, daß es zu einer Aneignung neuartiger sozialer Einbindungsformen in Reaktion auf die Auflösungstendenzen kommt. Dies könnte man als Reintegrationsdimension bezeichnen.

Ein zweites Merkmal, das die aktuelle Modernisierung unserer Gesellschaft prägt, ist die immer durchgreifendere Rationalisierung unseres Denkens und Handelns. Die Handlungsgrundlagen der Menschen werden dabei immer entschiedener von wert-rationalen Entscheidungsstrukturen bereinigt und durch zweckrationale Entscheidungen ersetzt. Gesinnungsethische Leitideen werden nach und nach von funktionalistischen Effektivitätserwägungen abgelöst. Das Leben wird zunehmend zu einer Input-/Output-Kalkulation, anstelle von Prinzipientreue und Wertorientierung tritt das nüchterne Kalkül.

Mit dieser weitreichenden Rationalisierung unserer Handlungsgrundlagen geht die Ökonomisierung unseres Lebens einher. Im Zuge der Rationalisierung kommt es zum Ausbau und zur Vormachtstellung der wirtschaftlichen Rationalität. Individualisierung und Rationalisierung verschmelzen sich in einem utilitaristischen Individualismus. Der persönliche Nutzen und die Maximierung des eigenen Vorteils wird zum obersten Gebot menschlichen Handelns. Die Nutzenerwartung wird dabei in Relation zu nötigen Aufwendungen gesetzt. Derartige Kosten-/Nutzenkalküle werden zum Merkmal des Alltags. Sie lassen sich bei Kindern ebenso wie bei Jugendlichen und Erwachsenen beobachten, sie finden in der Schule, im Arbeitsleben und in der Freizeit ihre Anwendung. Das Ausnutzen von Privilegien, und damit immer auch in ge-

wisser Weise der Auszug aus der Solidargemeinschaft, wird zum gängigen Merkmal der heute sich ereignenden Alltagspraxis. Gekonnte Kosten-/Nutzenkalküle werden zum entscheidenden Qualitätsmerkmal für kompetentes Handeln in unserer Gesellschaft. Das Leben wird durchkapitalisiert und vermarktet.

Angesichts solcher Veränderungen ist es nicht weniger zwingend, daß die Frage nach Recht und Unrecht in unserer Gesellschaft zunehmend an Bedeutung gewinnt. Ein besonderes Kennzeichen der Modernisierung der Moderne ist deshalb eine zunehmende Verrechtlichung, es kommt zu neuen Hierarchie- und Gewaltverhältnissen zwischen den gesellschaftlichen Mitgliedern. Die Verrechtlichung erreicht dabei alle Lebensbereiche, insbesondere die sozialen und kulturellen Sektoren unserer Gesellschaft, aber vor allem auch die Privatsphäre ist zunehmend von Fragen des Zivilrechts und des öffentlichen Rechts betroffen.

Schließlich ist als fünfter bedeutsamer Trend jene Entwicklung zu erwähnen, die mit dem Begriff der Globalisierung zu erfassen versucht wird. Der Begriff wird heute auf vielfältige Weise angewendet. Häufig könnte er auch mit dem Begriff der Integration gleichgesetzt werden. Dabei muß zunächst festgestellt werden, daß der Begriff trotz seiner häufigen Benutzung meist nur unzulänglich verstanden wird und daß das empirische Beweismaterial, das einen Prozeß der Globalisierung bestätigt, aufgrund des Fehlens geeigneter Daten nur sehr dünn gesät ist. Es muß aber auch darauf hingewiesen werden, daß die politischen Entscheidungsträger erst viel zu spät angefangen haben, sich mit den Implikationen der aktuell sich entwickelnden Globalisierung zu beschäftigen. Die Globalisierung hat ihren Ursprung in den Industrieunternehmen und ist bis heute im wesentlichen auf diesen Bereich beschränkt geblieben. Der Begriff verweist auf die Veränderung und Zunahme der grenzüberschreitenden Aktivitäten von Unternehmen zum Zwecke der Organisation von Entwicklung, Fertigung, Materialbeschaffung, Marketing und Finanzierung. Diese Verhaltensmuster von Unternehmen befinden sich derzeit in erheblichem Maße im Umbruch, wobei dies vorrangig durch neue Formen der flexiblen Fertigung bedingt ist. Empirisch zeigt sich dabei die Globalisierung über grenzüberschreitende Transfers von Geld, Waren, Dienstleistungen und Know-how. Belege für diesen Globalisierungsprozeß sind ausländische Direktinvestitionen, internationale Kooperationen auf Firmenebene, die sich wandelnde Struktur des internationalen Handels und die Globalisierung der Finanzmärkte. Die derzeit zunehmenden ausländischen Direktinvestitionen sind vorrangig auf technologischen Wandel, auf makroökonomische strukturelle Divergenzen und auf staatliche Politik zurückzuführen. Nicht zuletzt hängen sie mit den sinkenden Kosten für Kommunikation zusammen, die die wesentliche Grundlage des Globalisierungsprozesses bilden. Globalisierung zeichnet sich somit vor allem durch einen neuen Arbeitsmarkt aus, in dem traditionelle Einflüsse zurückgehen und die Arbeitsstandards in den fortgeschrittenen Industriegesellschaften unterminiert werden. Das Ökonomische dominiert dabei alles. Politisch befindet sich die aufkommende neue Weltgesellschaft in einem Naturzustand. Nahezu auf eine anarchische Weise kämpfen dabei alle gegen alle, suchen ihre individuellen Vorteile, und Rechtsnormen müssen sich erst mühsam bilden. Es kommt zur Globalisierung kapitalistischer Produktions- und Marktverhältnisse, es entsteht eine Re-Feudalisierung von Politik. Regierungen, Parteien und Verbände müssen eine neue Identität finden, die wichtigsten Interessenkonflikte werden durch Tausch beglichen, und die dabei anfallenden Kosten trägt der Steuerzahler. An einer demokratischen Kontrolle fehlt es nahezu ganz.

Für mich macht es deshalb Sinn, und dies ist wohl auch dringend notwendig, zum Ende dieses Jahrhunderts von einem Paradigmenwechsel zu sprechen. Dieser Wechsel ist vergleichbar mit der Ablösung der Agrarwirtschaft durch die Industrielle Revolution. Der sich abzeichnende Wechsel vom Industriezeitalter zur Informations-, Wissens- und Kommunikationsgesellschaft wird alle Menschen erfassen, die Industrie und alle in ihr Beschäftigten, die Arbeitslosen, das Privatleben und die Freizeit. Bei diesem bereits sich abzeichnenden und bevorstehenden Paradigmenwechsel wird es einige Schlüsselentwicklungen geben, die für die ganze Welt zu beachten sind. Wachstum wird sich dabei nicht notwendigerweise an jenen Orten ereignen, die für das 20. Jahrhundert bedeutsam gewesen sind. Dank der neuen Möglichkeiten zur elektronischen Datenverarbeitung und mittels neuer Kommunikationstechnologien wird es völlig neue Wachstumsmuster für die Volkswirtschaften der Welt geben. Es wird Räume geben, in denen Aufschwung zu beobachten ist, und es gibt bereits Räume, die sich durch Niedergang auszeichnen. Der herkömmliche Nationalstaat, das wird immer deutlicher, verliert dabei an Steuerungskraft, um über die Frage des Aufschwungs oder des Abschwungs entscheiden zu können. Es entstehen regionale Wirtschaftsräume in einer Welt ohne Grenzen, und in ihnen wird operiert und Handel getrieben. Der Schlüssel zum Wohlstand im 21. Jahrhundert liegt dabei ganz offensichtlich darin, daß sich das Denken und Handeln über Telefonleitungen und über die neuen Medien der Satellitenkommunikation ereignen wird. Folgt man dem japanischen Ökonomen Kenichi Ohmae, so werden Regionen, die nicht von einer Bevölkerung mit einer gemeinsamen Vision getragen sind, bei diesem Paradigmenwechsel kaum eine Chance haben. Sie werden von der übrigen globalen Gemeinschaft verschlungen und zur Überflüssigkeit degradiert.

Angesichts dieser Entwicklung stellt sich nun die grundsätzliche Frage, von welchen Wertevorstellungen diese neue Welt geprägt sein soll. Diese Frage hängt eng mit der wohl wichtigsten Frage zusammen, die darauf abzielt, daß dann, wenn Werte wie Arbeit und beruflicher Erfolg an Bedeutung verlieren, neue Lebensinhalte gefunden werden müssen. Welche Lebensinhalte werden stattdessen wichtig sein? Wie wollen die Menschen in dieser neuen Welt wohnen, hat die Großstadt, die untrennbar mit der traditionellen Industrie verbunden ist, heute noch eine Berechtigung, und wenn nicht, in welchen Siedlungsformen wollen die Menschen stattdessen leben? Angesichts der beobachtbaren Veränderungen lassen sich heute bereits bestimmte Konturen vermuten, die den Beginn des neuen Jahrhunderts prägen könnten.

Durch die Entwicklung in einer globalisierten Wirtschaft und die Rationalisierungsprozesse dank neuer Technologien ist ein fortgesetzter Zwang zu mehr Umverteilungspolitik unausweichlich. Wenn immer breitere Bevölkerungsschichten ihr Leben nicht mehr durch die Erwerbsarbeit finanzieren können, so ergibt sich die Notwendigkeit, diesen Menschen ein finanzielles Einkommen zu sichern. Eine Umverteilungspolitik zur Lösung dieser Aufgabe ist somit ohne Alternative. Umverteilung ist ein Gebot ökonomischer Vernunft. Wenn man akzeptiert, daß in der globalisierten Wirtschaft die Unternehmen zur schnellen Anpassung an den Markt genötigt sind, daß sie harte Rationalisierungsmaßnahmen durchzuführen haben und damit Entlassungen von Arbeitskräften unverzichtbar sein werden, so ist es ebenso naheliegend, daß solche Anpassungen nur mit einem ausgebauten Sozialsystem zu realisieren sind. Weil der Verlust des Arbeitsplatzes dann für den Betroffenen weniger bedrohlich ist als ohne soziale Absicherung. "Je mehr zugunsten einer breiten sozialen Sicherung umverteilt wird, um so flexibler kann sich die Wirtschaft auf neue Marktlagen einstellen" (Grüntzig 1999, 11).

Die Freisetzungprozesse bewirken, daß der einzelne sich sehr viel weniger als polyvalenter Weltbürger sieht. Er wird sich vielmehr sehr viel stärker auf lokale Bezüge orientieren. Sein Wohnort hat die Integrationsaufgaben zu bewältigen, die angesichts des Wegfalls der Erwerbsarbeit dringend zu lösen sind. Für die zukünftige Kommunal- und Stadtentwicklung bedeutet dies, daß die Stadt- und Gemeindestrukturen, die derzeit Vereinzelung und Anonymität fördern, so verändert werden müssen, daß sie dem einzelnen menschliche Nähe und persönliche Perspektiven ermöglichen. Das Nebeneinander von Wohnen, Freizeit und Tätigkeitsorten wird dabei besonders bedeutsam sein.

Da der Mensch in diesen Situationen sich nicht durch flexible Dynamik auszeichnen hat, diese immer an neue Zwänge anpassen muß, wird es darauf ankommen, dem Menschen eine neue Persönlichkeit zu ermöglichen. Die Persönlichkeit, der es gelingt, jenseits von Anpassertum an äußere Zwänge ein sinnvolles Leben zu führen, ist gefragt. Hier könnten Tugenden wie geistige Unabhängigkeit, kritische Distanz und Unkonventionalität eine neue Renaissance erfahren.

Auch das Bildungssystem wird sich dabei zu verändern haben. Es wird in der Zukunft weniger darauf ankommen, in den Bildungseinrichtungen die Menschen auf konkrete Berufsperspektiven vorzubereiten, wenn sich solche im System der Erwerbsarbeit nur bedingt abzeichnen. Vielmehr wird es wichtig sein, dem Menschen eine Perspektive zu zivilisiertem Verhalten zu geben und zur Entdeckung persönlicher Interessen zu verhelfen. An den Hochschulen werden weniger Studiengänge im Vordergrund stehen, die auf eine spezifische berufliche Karriere ausgerichtet sind, sondern es muß darauf ankommen, daß den Studierenden in Fächern Neugier und Interesse für bedeutsame gesellschaftliche Inhalte vermittelt wird. Und die Hochschulen selbst müssen noch stärker integrierend wirken, als sie dies heute schon tun, um den Verlust traditioneller Bildung auszugleichen. Das Studium selbst kann eher als ein Prozeß intensiver Selbstfindung gedeutet werden. Deshalb spricht vieles dafür, Studienzeitenverkürzungen neu zu überdenken.

Schließlich ist heute bereits absehbar, daß angesichts dieser Veränderungen eine Gesellschaft ohne Erwerbsanstrengungen auch neue Bedingungen für Kunst und Kultur schafft. Die Kultur wird nicht mehr so sehr zur Ablenkung gestresster Angehöriger des Systems der Erwerbsarbeit dienen. In der Kultur könnte es vielmehr besser als zuvor um Inspiration gehen, Kultur könnte zu einem sinnstiftenden Lebensbereich werden.

Die hier gemachten Beobachtungen deuten darauf hin, daß die Folgen der Globalisierung nicht nur negativ gesehen werden dürfen. Sie bieten auch Chancen, die bislang zu selten erkannt wurden.

Wird unsere Gesellschaft im Übergang in ein neues Jahrtausend von diesen Trends geprägt, so stellt sich nun die Frage, wie der Sport als eines der erfolgreichsten Kulturphänomene des 20. Jahrhunderts davon betroffen ist. Ein Blick in den Spiegel des Sports der 90er Jahre kann uns dabei eine Anwaltshilfe sein. Allgemeine Aspekte des sozialen Wandels sind dabei ebenso zu erkennen wie spezifische.

Was zeigt uns ein Blick in den Spiegel des Sports der 90er Jahre? Das Bild, das uns dieser Spiegel zeigt, ist gespalten, wobei die Trennung nicht nur dort erfolgt, wo noch vor kurzem eine menschenverachtende Mauer stand. In den alten wie in den

neuen Ländern zeigen sich Risse, die quer zu allen üblichen Ost-West-Gegensätzen liegen. Im Spiegel der 90er Jahre erkennen wir einige markante Punkte, die unsere besondere Beachtung verdienen, weil sie auf Probleme verweisen, die möglicherweise das Leben im Sport in den nächsten Jahren begleiten und belasten könnten. Zehn Aspekte möchte ich hervorheben:

1. Da ist zunächst zu erkennen, daß gerade auch im Sport die Ideologie des Marktes auch das letzte Jahrzehnt dieses Jahrhunderts ganz wesentlich geprägt hat. Marktapostel haben ihre Sternstunden. Die Durchökonomisierung aller Lebensbereiche schreitet voran. Dies begünstigt die bereits vorhandene Individualisierungsspirale und zeigt uns eine durchgesetzte Moderne, die von der Grundfigur des Alleinstehenden, des Singles, beherrscht wird. Das heißt aber auch, die "Konstruktionen der Selbständigkeit sind zu Gitterstäben der Einsamkeit" geworden (Beck 1991, 6). Die letzten Jahre dieses Jahrhunderts sind ganz wesentlich von einigen grundlegenden Widersprüchen der Industriegesellschaft geprägt. Die ins Private und auf die Ebene des Individuums gewendeten Widersprüche verschärfen sich.
2. Im Spiegel des Sports der 90er Jahre sehe ich zum zweiten, daß der Prozeß der Enttabuisierung von Handlungsmustern und Lebenssphären auch im Sport stattfindet und die Zunahme der Wahlfreiheiten für das Individuum und eine gleichzeitige Schwächung der traditionellen Bindungen weiterhin prägend sein wird. Vermehrt entsteht damit aber auch ein Entscheidungszwang für den einzelnen. Alles muß erörtert, gerechtfertigt, in seinen Folgen durchdacht werden. Selbstverständliches kann zur Konfliktquelle werden. Enttabuisierung, Zunahme von Wahlfreiheit, Aufgabe traditioneller Bindungen werden dabei zu Problemen, deren Lösungen nicht in Sicht sind. Die durch Unterhaltungs-, Konsum- und Medienindustrie inszenierten Lebensstile werden zu Orientierungspunkten und Nachahmungsobjekten für alle Bürger. Besondere Bedeutung hat dabei die Betonung von Differenzen. Nicht Identität und Einheitlichkeit sind gefragt, sondern eher Verschiedenartigkeit, Einzigartigkeit, verbunden mit eigenwilligen Formen der Stilisierung.
3. Drittens läßt sich im Sport ebenso wie in anderen gesellschaftlichen Bereichen eine Vervielfältigung und Differenzierung von Teilbereichen und damit auch von Wertemustern beobachten. Durch eine weitere Vermehrung von Organisationen und Institutionen ist der Mensch noch stärker auf seine Fähigkeiten zu Flexibilität und Rollenwechsel angewiesen. Die Handlungsrationitäten in einem Lebensbereich müssen dabei nicht notwendig mit anderen Bereichen übereinstimmen. Das Leben wird für die Menschen in gewisser Weise zur "Menüwahl". Vielfältige Kompositionen sind möglich.
4. Der Spiegel der 90er Jahre zeigt als einen vierten markanten Punkt, daß der Kampf der Geschlechter in ein neues Stadium eingetreten ist. Das Mehr an Gleichheit im Bereich von Bildung und Recht hat nicht nur den Frauen die Ungleichheit im Berufsleben, in der Familie, in der Politik, aber auch im Sport deutlicher und bewußter vor Augen geführt als jemals zuvor. Die Männerpolitik der nur verbalen Zugeständnisse ist dabei immer erfolgloser geworden.
5. Neben der Krise der Geschlechter sehe ich fünftens jene Probleme, die wir als die Krise der menschlichen Zeiterfahrung bezeichnen können. Die noch immer fortschreitende Arbeitsflexibilisierung hat nur für wenige ein höheres verfügbares Einkommen, mehr individuelle Freizeit und mehr persönliche Zeitsouveränität gebracht.

Dem größeren Teil der Beschäftigten beschert sie mehr Nacht- und Schichtarbeit, mehr Samstags- und Sonntagsarbeit und eine verstärkte Isolierung und Abkopplung von gemeinsam verbrachter Lebenszeit. Der einzelne mag dabei reicher an Gütern und Diensten geworden sein, aber wir alle leiden zunehmend unter Zeitnot. Der Sport ist dabei in besonderer Weise betroffen. Immer mehr Menschen sehnen sich deshalb nach einer Zeitordnung, die dem organischen Rhythmus des Menschen und den zyklischen Bewegungen der Natur gerecht wird.

6. Ein Blick in den Spiegel unserer Zeit weist uns aber auch auf die Kontinuität jenes Problems hin, das als Raumproblem bezeichnet werden kann. Das Raumproblem stellt sich dabei in erster Linie als ökologisches und architektonisches Problem. "Spielplatz Alpen" und "wohnahe Sportgelegenheit" sind die Pole, die die Diskussionen dabei kennzeichnen. Immer mehr Menschen wird der Zusammenhang klar, der zwischen der urbanen, "parzellierten" und "gepanzerten" Sportarchitektur und der Flucht aus der Welt der Leistung in die freie Natur besteht.
7. Ferner sehe ich die Massenmedien und dabei vor allem das Fernsehen, das dank einer fatalen Einfallslosigkeit noch mehr als bislang üblich nahezu ausschließlich von den Prinzipien des Marktes geprägt wird. Mit der Vergeßlichkeit ihrer Rezipienten rechnend, von der Kurzlebigkeit des Zeitgeistes geprägt, beeinflusst das Fernsehen die Wahrnehmungsmuster seiner Rezipienten, manipuliert mit einem vordergründigen Unterhaltungsinteresse seine Botschaften und verkauft damit höchst fragwürdige Produkte. Die Sportberichterstattung spielt dabei eine zentrale Rolle.
8. Auffallend für die 90er Jahre ist eine zu beobachtende Renaissance des Nationalen. Wo immer im Sport Nationenvergleiche stattfinden – bei Olympischen Spielen, bei Welt- und Europameisterschaften – läßt sich dies beobachten. Doch die dabei zu erkennenden Nationalismen leben meist von Bildern der Vergangenheit, die die Gegenwart und die Zukunft in ein falsches Licht rücken. Nicht nur der Balkan zeigt uns dabei, daß Märkte wohl globaler werden können, daß aber gleichzeitig unter der Decke der scheinbar globalen Weltkultur in immer heftigerer Weise zivilisatorische Lebenswelten aufeinanderstoßen, die nicht die Integration, sondern die Separation zu ihrem Programm erhoben haben.
9. Bei unserem Blick in den Spiegel läßt sich auch ein Hinweis finden, wer in den ausgehenden 90er Jahren das Sagen hat und wer sich eher in der Gefahr befindet, am Rande der Entwicklung zu stehen. In Deutschland setzt das neue Bürgertum, die sogenannte obere Dienstklasse, die aus Unternehmern, Kaufleuten, Rechtsanwälten, Ärzten, Journalisten, Pfarrern, Professoren, Wissenschaftlern, Managern und Lehrern besteht, noch entschiedener als bisher die Orientierungspunkte politischen Handelns und gibt damit auch die Zeitlimitierung für die zukünftige gesellschaftliche Entwicklung vor.
10. Demographisch hingegen stellt die Gruppe der Älteren die größte sozialpolitische Herausforderung dar. Ihr Gewicht in der Gesamtbevölkerung wird allein dadurch sichtbar, daß Menschen über 60 bereits jetzt ein Viertel der Gesamtbevölkerung ausmachen. Ein Anteil von zwei Fünftel wird für das Jahr 2030 prognostiziert. Nicht zuletzt bedingt durch das Problem einer adäquaten Altersversorgung, vor allem aber auch durch die schwierige politische Integrationsaufgabe zwischen Ost und West besteht dabei die Gefahr, daß unsere Gesellschaft eine noch stärker sortierte Gesellschaft wird, als sie es ohnehin schon ist. Das heißt, die Ungleichheit wird zuneh-

men. Die Auslese trifft Teile der älteren Generation und leider auch einen Teil der Jugendlichen. Sortiert wird aber auch nach Geschlecht, und nicht zuletzt die neuen Fremden fallen immer häufiger durch das sozialpolitische Sieb unserer Gesellschaft.

Die allgemeine Entwicklung unserer Gesellschaft – das zeigt uns der Spiegel der 90er Jahre – weist somit nicht nur positive Tendenzen auf. Nicht zuletzt die Veränderungen im Arbeitsleben haben in den vergangenen Jahrzehnten bewirkt, daß traditionelle Klassenbindungen aufgelöst werden. Der Mensch ist verstärkt auf sich selbst angewiesen. Er erlebt sein individuelles Arbeitsmarktschicksal mit all den Risiken, Chancen und Widersprüchen. Das Paradoxe daran ist nun, daß mit der zunehmenden Ausdifferenzierung der Individuallagen eine hochgradige Standardisierung der Lebensmuster einhergeht. Zusammenfassend heißt das: Unsere Gesellschaft wird ambivalenter, als sie ohnehin schon ist. In unserer Gesellschaft häufen sich die Paradoxien. "Riskante Chancen" lautet die Formel, die unsere Zeit prägt. Immer häufiger sind Prozesse mit einer intensiven Eigendynamik zu beobachten, ohne daß wir über die dafür geeigneten und wirksamen Stoppregeln verfügen. Vor allem heißt das, daß eine sich immer schneller beschleunigende Modernisierung unserer Gesellschaft immer gravierendere Folgeprobleme und Folgekosten erzeugt. Ein Fahrstuhleffekt hat unsere Gesellschaft wohl nach oben gebracht, reale Wohlstandssteigerung hat eine physische Existenzminimierung in weite Ferne gerückt. Soziale Ungleichheit ist aber dennoch das zentrale Problem für die Weiterentwicklung unserer Gesellschaft.

Unsere Gesellschaft ist heute eine gesplante Gesellschaft. Das Bild von der Ein-drittel-Zweidrittel-Gesellschaft mag überzogen sein. Im Zuge der aktuellen Bemühungen um eine neue Sozialpolitik wird dieser Sachverhalt jedoch von Tag zu Tag zutreffender. Betrachten wir doch jene einmal etwas genauer, die in unserer gesplante Gesellschaft von der Mehrheit immer entschiedener abgetrennt werden. Da sind zunächst mehr als vier Millionen Arbeitslose mitten in einer Hochkonjunktur. Da sind die Sozialhilfeempfänger, deren Zahl heute eine Rekordmarke von mehr als drei Millionen erreicht hat. Somit müssen wir uns tatsächlich schämen, daß etwa acht Millionen Menschen am Rande des relativen Existenzminimums leben, das durch die Regelsätze des Bundessozialhilfegesetzes definiert wird. Die heutige Armut ist die Armut der Arbeitslosen, der alten Menschen, der Pflegebedürftigen, der Verschuldeten, der Ausländer und der alleinerziehenden Frauen. In der Einkommensverteilung wird immer deutlicher, daß das untere Drittel der privaten Haushalte über immer weniger Mittel verfügen kann - derzeit über weniger als 15 % des Gesamteinkommens -, das mittlere Drittel über 25 % und das obere Drittel jedoch über mehr als 60 %. Die Nettogewinne in den selbständigen Unternehmen nehmen dabei weiterhin zu. Sie sind viermal so stark gestiegen wie die Nettolöhne. Das verfügbare Einkommen eines Selbständigenhaushaltes liegt in den 90er Jahren viermal so hoch wie das eines Arbeitnehmerhaushaltes. Diese Zahlen verdeutlichen, auch wenn es vielen nicht paßt, daß es in unserer Gesellschaft zwingend geboten ist, von sozialer Ungleichheit zu sprechen.

Die offizielle Sportpolitik nimmt davon jedoch viel zu selten Notiz. Der Sport – und ich vermute, daß dies auch für die Kirchen gilt – hat sich mit dem Hauptstrom der Gesellschaft arrangiert. Er ist auf der Seite derer, die der Marktlogik folgen. Er darf sich jedoch auch dann nicht wundern, wenn der Sport selbst von einigen Kritikern als Antriebsmotor für gesellschaftliche Ungleichheit gesehen wird.

Was könnte die notwendige Erkenntnis für zukünftige Sportpolitik sein, wenn die von mir skizzierte Analyse akzeptiert wird? Was müßte beachtet werden, wenn sich der Sport auch unter sozialpolitischen Gesichtspunkten bewähren möchte? Drei Sachverhalte der aktuellen Sportpolitik wären für mich dabei beachtenswert.

Wer wie mittlerweile viele Sportorganisationen der Idee eines individualistischen Sporttreibens folgt, der muß zunächst begreifen, daß Individualisierungsschübe in einer Gesellschaft nur zum Teil als ein Prozeß der Befreiung zu bewerten sind. Die Individualisierung ist ein zwiespältiger Vorgang. Einerseits ist sie ein Befreiungsprozeß, andererseits ist jedoch zu beachten, daß die Individualisierung Resultat ökonomischer und gesellschaftlicher Zwangslagen ist. Die heute beobachtbare Tendenz zur Individualisierung ist keine selbstgewählte Individualisierung der Individuen. Sie ist Resultat ökonomischer Notwendigkeit und hat deshalb gerade auch im Ökonomischen ihre zentralen Folgen. Wer nunmehr nahezu gezwungenermaßen einem Wertepluralismus das Wort redet, der muß begreifen, daß sich damit der kulturelle und pädagogische Wert des Sports ändert. Es besteht dabei die Gefahr, daß bedeutsame Werte verloren gehen. Flexibilität in bezug auf Tugenden und Werte ist keine "großartige soziale Kardinaltugend", wie sie mittlerweile von allen gesellschaftlichen Agenturen empfohlen wird. Enzensberger weist auf diesen Sachverhalt zu Recht hin: "Der bloße Sozialautomat, der immer nur auf gegenwärtig Zuständiges reagiert, verliert nicht nur den letzten Rest von Kontrolle über sein eigenes Los, er wird auch immer zu spät kommen. Der Hohn des Igel ist dem Hasen, der ihm hinterherhechelt, gewiß." Wer wünscht sich heute nicht Kreativität, Selbstverantwortung und Toleranz? Wer kann ernsthaft Spaß und Freude am Sport, das Bedürfnis nach Wohlbefinden mittels Sport in Frage stellen? Dennoch scheint mir gerade auf der Werteebene die Gefahr der Einseitigkeit bereits heute zu existieren. Der sportpädagogische Zeitgeist setzt seit einigen Jahren auf die Werte Wohlbefinden, Spaß, Freude und Selbstverwirklichung. Die Vereine und Verbände sind diesem Trend gefolgt. Zunehmend wird der Spaß zum zentralen "Sinnersatz". "Ich will Spaß haben, ganz einfach Spaß", wurde zur übergeordneten Motivstruktur des Sports. Der Spaß täuscht jedoch über das universale Sinndefizit in unserer Gesellschaft lediglich hinweg. Der Spaß im sogenannten Freizeitsport wird immer entschiedener durch "Spaßmaschinen" erzeugt, die von einer finanzstarken Konsumindustrie hergestellt werden. Die Freizeitindustrie kettet dabei die Freizeit an ihren Gegensatz. "Die Spaßproduktion verstärkt die Sinnvernichtung, über die sie hinweghelfen soll." Freie Zeit ist dabei nicht frei verfügbare Zeit, sie ist kostenintensive Zeit. Der Sport in der Freizeit wird um des Profits willen direkt oder indirekt angedreht und modernisiert. Freizeitsport ist deshalb in aller Konsequenz Konsumsport. Und der Sportler in der Freizeit steht nicht selten unter der Herrschaft des Konsums.

Zum zweiten muß darauf hingewiesen werden, daß sich eine Breitensportkonzeption, die sich immer stärker über eine biologische Funktion des Sporttreibens, über den Sachverhalt der Gesundheit begründet, in eine kritische Situation begibt. Meines Erachtens hat Horst Eberhard Richter zu Recht darauf hingewiesen, daß unsere aktuelle Gesundheitsdiskussion eng einhergeht mit einer egozentrischen Ellbogenmentalität, verbunden mit einer Schwächung von sozialer Sensibilität und introvertierter Besinnlichkeit. Individualismus, das heißt wohl Ichbezogenheit, das heißt aber auch, sich kämpferisch in der Konkurrenz gegen andere durchzusetzen, das bedeutet eine Verminderung des sozialen Mitfühlens und des Sich-Sorgens um andere Menschen. Die aktuelle Situation unserer Gesellschaft ist deshalb durch einen unerbittlichen Wettbewerb gekennzeichnet. Wer nicht mitkommt, wird abgehängt. Wer

dabei sein will, braucht gesunde Härte und kann sich den Luxus selbstkritischen Grübelns und sozialer Gefühle immer weniger leisten. Nicht zuletzt auch deshalb sind Fitneß und Gesundheit zu einem dominanten Propagandathema von Wirtschaft und Staat geworden. Immer deutlicher wird dadurch die Gefahr, daß unsere Gesellschaft dem Leitbild eines Psychoathleten folgt, dessen Fitneß und Potenz durch keinerlei Belastungen und Zumutungen mehr geschädigt werden können. Einsichtige Ärzte haben sich zu allen Zeiten gegen die Überforderung der Heilkunst mit unangemessenen Erwartungen gewehrt. Unsere aktuelle Sportpolitik scheint von dieser Einsicht nur wenig zu wissen. Im Sport wird heute viel zu oft ein Gesundheitsbegriff verwendet, der den Sinn von Krankheit für eine Gesellschaft ausschließt, die ihre Schwächen und Grenzen im ewigen Fortschritt überwinden will. Heute ist deshalb die Äußerung von einem Pionier der Psychosomatik wie Hans Müller-Eckhardt um so bedeutsamer. Er meint, daß die vielleicht menschlichste und wichtigste und notwendigste Leistung jene sei, krank sein zu können. Die Krankheit könne demnach mehr Weisheit und Wahrheit beinhalten als die Gesundheit der offiziellen Medizin.

Einige der Gesundheitskonzeptionen des Sports verdecken hingegen ein Verständnis für den Sinn von Krankheit. Große Teile unserer Fitneßkultur zielen auf eine Gesellschaft, die sich durch den Verlust der Fähigkeit, leiden zu können, immer entschiedener auszeichnet. Viel Unglück und Elend werden verdeckt, um in der Konkurrenz fit, o.k. und jugendlich frisch zu erscheinen. Aber mit der Fähigkeit zum Leiden schrumpft auch die Kraft zum Mitleiden. Radikaler noch als Richter formuliert Ivan Illich seine Kritik an der herrschenden Gesundheitsideologie: "Gesundheit in eigener Verantwortung: Danke, nein." Der neuen Ethik der Selbstverantwortung für Gesundheit erklärt er seinen aktiven Widerstand. Er fordert Selbstbegrenzung, was als Gegensatz zur modischen Selbstverwirklichung zu verstehen ist. In Krankheit und Kränkung sieht er Gelegenheiten zur Selbstfindung. Die Vorstellung von der Gesundheit, wie sie in der modernen Gesellschaft existiert, bewertet er als einen Bruch mit der galenisch-hypokratischen Tradition. Propaganda für Hypochondrie hat in den letzten 15 Jahren dazu geführt, daß z. B. die Reichen in den USA jetzt wohl weniger rauchen, weniger Butter essen, mehr joggen. Gleichzeitig exportieren die USA mehr Tabak und Butter in die übrige Welt. Weltweit – das zeigen alle relevanten Statistiken – läuft die Propaganda für medizinisch definierte Gesundheit mit einer realen Verelendung von immer mehr Menschen einher. Gewiß darf die Auffassung von Illich nicht nur zustimmend zur Kenntnis genommen werden. Sie kann uns jedoch als Beispiel dienen, wie paradox die Situationen geworden sind. Und eines scheint dabei kaum bestreitbar zu sein: Wird Gesundheit zum individualistischen und damit zum privaten Phänomen verkürzt, so wird der Zusammenhang mit ökonomischen, sozialen und kulturellen Modernisierungen in unserer Gesellschaft auf gefährliche Weise verkannt. Im Sport spiegelt sich dies derzeit in einigen der praktizierten Maßnahmen wider. Auf Gesundheitserziehung setzen die einen, andere glauben, daß, wenn erst einmal genügend Sportberatungsstellen und sporttherapeutische Einrichtungen vorhanden sind, die Probleme schon von selbst kapitulieren werden. Die historische Entwicklung und die gesellschaftlichen Zusammenhänge, aus denen die Gesundheitsprobleme unserer Zeit entstanden sind, bleiben dabei jedoch nahezu vollständig außerhalb des Blickfeldes.

Wenn – wie es derzeit viele Sportfachverbände tun – eine Modernisierung der Vereinsarbeit angestrebt wird, so muß man sich drittens darüber klar sein, daß unerwartete Effekte möglich sind, deren Folgen möglicherweise nicht erwünscht sein können. Immer mehr Vereine und Verbände des Sports definieren derzeit ihre Insti-

tution als Teil eines allgemeinen Sportmarktes, der nach anerkannten ökonomischen Regeln verlaufen soll. Die Vereine betrachten immer häufiger alle übrigen Anbieter im Sportsystem als ihre Konkurrenten. Sie sind deshalb bemüht, sich in einer Konkurrenzsituation zu bewähren. Sie sind bemüht, neue marktangemessene Dienstleistungen konkurrenzfähig zu offerieren. Als Konkurrenten werden dabei sowohl die mitanbietenden Vereine und Verbände des Sports als auch die kommerziellen und kommunalen Anbieter aufgefaßt. Die Vereine erhöhen also ihr Aktivitätspotential und das ehrenamtliche Personal wird nun entsprechend dieser Logik ausgewählt. Man bemüht sich darum, hauptamtliches Personal zu gewinnen und die Sportanlagen anzupassen, und nicht zuletzt entsteht eine neue finanzielle und vereinsrechtliche Struktur. Im Alltag der Vereine bedeutet dies, daß ein Fußballverein neben Fußball auch Volleyball und Gymnastik für Frauen offeriert, in großen Turnvereinen werden Fitneß-Studios eingerichtet, und Atemgymnastik wird in Sportvereinen in vergleichbarer Weise angeboten wie z. B. an der Volkshochschule. Auch Vereine wollen nun ein Ort sein, wo man "in" ist, wo etwas los ist, wo Fitneß zu Hause ist, wo Mann und Frau im neuesten Freizeitlook gesehen werden möchten. Turn- und Sportvereine wollen nicht mehr mit dem Geruch belastet sein, eine altmodische Organisation darzustellen. In der Tendenz werden sie zum Supermarkt für Sportaktivitäten, nicht wenige bezeichnen sich selbst als Dienstleistungsunternehmen. Einige dieser Vereine arbeiten mit Public-Relation-Konzeptionen der Werbebranche. Das Führungshandeln der neuen Ehrenamtsgeneration und der neuen Hauptamtlichen in solchen Vereinen folgt der Ideologie des Managements. Die Sport-für-alle-Idee, in neue Marketingstrategien verpackt, wird zum angeblich dringend erforderlichen Überlebenskonzept. Zielgruppenangebote für alle Lebensalter und für jede denkbare Gruppierung in unserer Gesellschaft werden erarbeitet.

Was ist die Folge solcher Politik? Die Ausdifferenzierung des Sportsystems bewirkt nicht nur einen Wandel des Sportangebotes in den Vereinen, sie ruft in erster Linie eine schleichende Anpassung hervor. Meine These lautet deshalb: Die Organisationen, die in unserer Gesellschaft Sport anbieten, werden sich dadurch immer ähnlicher. Dies gilt sowohl für deren Organisationsform als auch für deren Inhalte und Angebote. Dies wird sichtbar, wenn man die Vereine untereinander vergleicht. Besonders deutlich wird es jedoch, wenn man die Vereine mit den privaten Anbietern und den kommunalen und staatlichen Sportorganisationen einem Vergleich unterzieht. Während früher die Sportfachverbände und die entsprechenden Sportvereine sich dadurch auszeichneten, daß sie ihren Mitgliedern höchst unterschiedliche Sportangebote offerierten, die sich jeweils durch verschiedene Ideologien und Wertorientierungen unterscheiden ließen, haben nunmehr die Differenzierung des Sportsystems im allgemeinen und die Anpassungsprozesse in den Sportorganisationen in erster Linie durch eine Ausweitung des Sportangebotes unter Hinzunahme neuer sportiver Dienstleistungen dazu geführt, daß die Differenzen immer weiter vermischt werden, die zwischen den Turn- und Sportvereinen und den übrigen Sportanbietern bestehen. Der Prozeß der Anpassung ist ein Prozeß, in dem die Vereine vorrangig die Ideen und Absichten ihrer angeblichen Konkurrenten übernehmen werden. Teilweise handelt es sich um Kopien der neuen Sportmuster, wie sie über den freien Sportmarkt oder vom staatlichen Einflußbereich hervorgebracht wurden. Für den Vereinssport kann diese Vereinheitlichung jedoch erhebliche negative Folgen haben. Es wird dadurch die Gefahr hervorgerufen, daß die Autonomie der Vereine noch relativer wird als sie es ohnehin schon ist. Die Vereinsarbeit wird überlagert von Einflüssen, die nur im Ausnahmefall reflexiv erfaßt werden. Ein entsprechendes institutionelles Sensorium ist nicht vorhanden und in den bestehenden Entscheidungs-

instanzen der Vereine mangelt es an Zeit, Kompetenz und Erfahrung, um entsprechende Reflexionen zu gewährleisten. Zum zweiten entstehen aufgrund der Konvergenztendenz in den Vereinen und Verbänden des Sports neue Formen von Rationalität für Entscheidungsprozesse und somit auch neue Führungsstile, die den bestehenden demokratischen Verfahren und Kontrollen entgegenstehen. Es scheint auch die Gefahr naheliegend zu sein, daß das bisherige Selbstbild der freiwilligen Sportorganisationen, nämlich ohne eigennützige Gewinnmotive zu arbeiten, nur noch mit Schwierigkeiten aufrecht erhalten werden kann. Vermutlich werden die Sportorganisationen immer stärker vom Verkauf der Waren und Dienstleistungen auf dem Markt abhängig. Sie werden damit abhängig vom Wandel des Marktes. Das heißt, sie müssen wie private, gewinnorientierte Organisationen denken. Damit – so ist zu vermuten – befinden sich die Vereine in einem Transformationsprozeß hin zu einer neuen Organisationsform. Dieser Transformationsprozeß wird wohl kaum ohne Brüche verlaufen können, wobei freilich niemand heute in der Lage ist, den genauen Verlauf zu prognostizieren.

Ich komme zum letzten Teil meiner Ausführungen. Wer heute im Sport Verantwortung übernommen hat, der wird nahezu täglich mit dem Sachverhalt konfrontiert, daß wir in einer Zeit leben, in der nahezu alles, was uns überkommen ist, in Frage zu stellen ist. Von besonderer Bedeutung ist dabei, daß die Idee der Planbarkeit, insbesondere das Konzept des zentralen Steuerns, zumindest einem vorläufigen Ende entgegenseht. Die Auflösung festgefügtter, hierarchisch gegliederter Standes- und Klassenverhältnisse hat eine dynamische Situation erzeugt, in der planlos reproduziert und verändert wird. Der Staat hat in solcher Situation an Durchsetzungsfähigkeit verloren, aber auch die Ökonomie ist keineswegs so mächtig, wie sie nach außen hin vorgibt. Akzeleration und Trägheit, Verflüssigung und Beharrungsvermögen sind die Prozesse, die unsere aktuelle Situation nicht nur im Sport kennzeichnen. Ambivalenzen und Paradoxien sind jene Phänomene, mit denen wir auch im Sport zu leben haben. Von Hans Magnus Enzensberger stammt die Aussage: "Der Pluralismus verschont nichts, auch die Zukunft ist nicht gegen ihn gefeit." Es gilt nicht mehr, die verstaubte Parole "no future", das Problem ist vielmehr, daß es viele Varianten der Zukunft gibt. All diese Phänomene finden sich auch im Sport. Auch hier zeichnen sich die Antworten der Intellektuellen nicht weniger durch Ratlosigkeit aus wie die der Sportpolitiker und Funktionäre, wenn es um den Zukunftshorizont des Sports geht. Forsch akzeptierte Ratlosigkeit tritt immer mehr an die Stelle von zukunftsorientierten Orientierungsversuchen. Das Leben im Augenblick wird auch im Sport zum Selbstzweck. "Gedankliche Anstrengung ist immer häufiger degoutant. Plaisier ist gefragt. Behübschung heißt die Parole und nach uns die Sintflut. Diese aufzuhalten haben manche bereits keinen besonderen Bock mehr. Theorie ist out, Praxis ist in, erkenntnisleitendes Interesse – was solls." Hier ist ein Trend zu erkennen, in dem die Absage an die Bemühung wesentlich ist, den Menschen weiterzubringen.

Diesem Trend gilt es gerade auch im Sport mit Entschiedenheit entgegenzutreten. Die zukünftige Sportpolitik wird daran zu messen sein, ob sie diesbezüglich einen Beitrag leisten kann. Wollen dies die Verantwortlichen im Sport, so muß sich m. E. ihr sportpolitisches Handeln dadurch auszeichnen, daß auch im Sport das Subjekt als Baumeister des Sozialen betrachtet wird und dem Subjekt ermöglicht wird, auch in der Sphäre des Sports zum Baumeister seiner eigenen Gemeinde- und Lebenswelt zu werden. Der Verein könnte hierzu nach wie vor ein idealer Ort sein, denn Vereine sind einer der wenigen Orte in unserer Gesellschaft, in denen sozialer Sinn

gestiftet und gepflegt werden kann. Die größte Gefahr der aktuellen Entwicklung ist m. E. im zunehmenden Verlust des sozialen Sinns zu sehen. Deshalb muß heute von einer grundlegenden Gefährdung unserer Demokratie gesprochen werden. Der Individualismus ist wohl das Patenkind der Freiheit, er könnte jedoch eines Tages allein auf dem Feld zurückbleiben, allenfalls ergänzt durch das, was Toqueville den kollektiven Individualismus nennt, die wechselseitige Fremdheits- und Eifersuchtsgruppen, die sich wie Individuen gebärden. Diese Gefahr existiert bereits heute. Unsere Gesellschaft zerklüftet immer mehr in Reiche und Arme, Arbeitsbesitzer und Arbeitslose, Steuerzahler und Almosenempfänger, Nutznießer und Verlierer des wirtschaftlichen Umbaus. Der Horizont einer Zukunft, in der man gemeinsam ankommen dachte, ist längst verstellt durch eine Unzahl von Konkurrenten, die nur mehr ihre eigene Haut retten wollen. Statt fremdes Leid zu eigenem zu machen, überläßt man sich dem Gesetz der Indifferenz: "Selber schuld", "ich so gut wie jeder andere", "jedermann so gut wie ich".

Wenn die Gesunden und Kräftigen beginnen, mißmutig auf die Kranken und Schwachen herabzuschauen, wenn die Arbeitsbesitzer argwöhnen, daß viele Arbeitslose gar nicht arbeiten wollen, wenn die Erwerbstätigen den Rentnern ihren sorgenfreien Lebensabend neiden, den sie mitfinanzieren, ohne sich selbst Hoffnungen machen zu können, wenn die öffentliche Meinung diesen Ressentiments nachgibt und sie gar anfeuert, dann ist das ein Zeichen der Schwäche, nicht der Stärke von Demokratie. Ohne das Gefühl fragloser Zusammengehörigkeit, ohne die Bereitschaft, andere immer wieder in Umstände zu setzen, die den eigenen halbwegs gleichen, kostet dies auch einen Teil des persönlichen Wohlstandes, können Demokratien auf Dauer nicht gedeihen. Erst verflüchtigt sich die Wahrnehmung der Wesensgleichheit, dann – weil man im anderen nicht mehr sich selbst erkennt – die tätige Anteilnahme an seinem Geschick und zuletzt auch das Bedürfnis, Gleicher unter Gleichen zu sein. Heute stellt sich uns deshalb die Frage, ob genau in jenem Augenblick, in dem das Bündnis von Kapitalismus und Geschichte sich zu vollenden scheint, der historische Kompromiß von Kapitalismus und Demokratie zerbrechen kann.

Eine offene Frage ist es deshalb, ob moderne Gesellschaften ihren sozialen und politischen Zusammenhalt zunehmend verlieren, ob ihr soziales Kapital abnimmt. Putnam vertritt diese These.

Das soziale Kapital einer Gesellschaft ist durch die sozialen Netzwerke und durch die Beziehungen gekennzeichnet, die zwischen den Menschen bestehen. Dieses Kapital ist für jedes Individuum in der entsprechenden Gesellschaft eine wichtige Ressource und dieses Kapital garantiert gesellschaftlichen Zusammenhalt. Verschiedene Netzwerke sind dabei zu beachten. Familien-, Freundes- oder andere Netzwerke gehören dabei ebenso dazu wie die individuelle Einbindung der Individuen in Verbände und Vereine. Vor allem freiwillige Vereinigungen können die soziale und politische Integration eines Gemeinwesens dabei fördern. Sie ermöglichen die Partizipation am sozialen und am politischen Leben. Für die Bewertung der Qualität einer Gesellschaft kann es deshalb bedeutsam sein, daß man unter anderem das Ausmaß überprüft, in dem Gesellschaftsmitglieder über Mitgliedschaften in Interessenorganisationen am sozialen und politischen Leben teilhaben können.

Soziale Netzwerke – das wissen wir – sind für das psychosoziale Wohlbefinden von Menschen von zentraler Bedeutung. Ein Sportverein kann als ein derartiges Netzwerk gedeutet werden. In ihm kann emotionale Unterstützung geleistet und Selbst-

wertgefühl gewonnen werden, hier kann man praktische Alltagshilfe erhalten. Es geht zukünftig vor allem darum, die Idee des Vereins den eigenen Mitgliedern in positivem Sinne zu vermitteln. Dazu gehört vor allem, daß der Verein als heimatlicher Ort gedeutet wird. Der Verein muß ein Ort gelungener Kommunikation und Sozialisation sein. Der Verein muß ein Protest gegen eine uniformierte Welt sein, die im Rahmen globaler Vergesellschaftung zur Weltgesellschaft wird. Der Verein muß der Ort nicht entfremdeter Sozialbeziehungen sein. Dies alles kommt nicht von selbst, sondern muß erarbeitet und täglich unter Beweis gestellt werden. Es gibt beweiskräftige Befunde, daß Verfügbarkeit und Qualität von Hilfe und Unterstützung aus dem eigenen Beziehungsnetz entscheidend dafür sind, wie wir mit unseren Problemen zurecht kommen. Soziale Netze bilden eine Art "Begleitschutz durch die Fähigkeiten unseres Lebens", sie lassen sich als soziales Polster verstehen. Doch gerade die sozio-ökonomisch unterprivilegierten und gesellschaftlich marginalisierten Gruppen haben besondere Defizite in bezug auf die Stabilität ihrer Netzwerke aufzuweisen. Gerade sie sind nicht in der Lage zur eigeninitiativen Beziehungsarbeit. Der Matthäus-Effekt ist somit wirksam. "Wer hat, dem wird gegeben, daß er die Fülle habe, wer aber nicht hat, von dem wird auch genommen, was er hat." Wer heute in unserer Gesellschaft über mehr Einkommen und mehr Bildung verfügt, hat sowohl mehr Helfer als auch mehr Kontaktpartner. Wer also mehr materielle Mittel und mehr Wissen hat und daher für die Pflege seiner Beziehungen mehr einsetzen kann, hat auch mehr Helfer in der Not und Kontakte im Alltag. Deshalb sind sozial-politische Programme der Netzwerkförderung unabdingbar.

Der Sport muß in der weiteren Zukunft in ganz neuer Weise daran gemessen werden, ob er hierzu seinen Beitrag erbringt. So notwendig dabei der materielle Aspekt wie Sportanlagen und Mittel für die Sportausübung sind, so wichtig ist ein Werben für mehr Toleranz, Geduld und Teilungsbereitschaft. Im Interesse einer freiheitlichen, stabil und sozial ausbalancierten Entwicklung unseres Staates müssen wir ein besonderes Interesse an der Integrationsbereitschaft und Integrationsfähigkeit unserer Bürger und der tragenden gesellschaftlichen Institutionen haben. Andernfalls ist ein Aufbrechen von bislang nicht gekannten Konflikten vorherzusehen. Der Sport ist aufgerufen, hierzu einen wichtigen Beitrag zu leisten.

SPORT ALS KULTURGUT – UND WAS FOLGT DARAUS?

Prof. Dr. Ommo Grupe

Dieser Vortrag befaßt sich mit der Frage, ob der Sport ein „Kulturgut“ ist, wie es das Wort Sportkultur nahelegt. Und wenn er ein solches Kulturgut ist, was viele heute behaupten, dann stellt sich die Frage, was eigentlich konkret daraus folgt, wenn er zu den Kulturgütern gezählt wird oder er beansprucht, zu diesen zu zählen.

1. Das Wort „Sportkultur“ ist uns inzwischen geläufig geworden; auch die Verbindung Sport und Kultur oder Sport als Kultur wird häufig benutzt. Ebenso wird seit langem gefordert, den Sport als „Kulturgut“ anzuerkennen. Helmut Digel, Präsident des Deutschen Leichtathletikverbands, spricht vom Laufen, Springen und Werfen als Kulturgut; und auch den Hochleistungssport nennt er so. Egidius Braun, sein Präsidentenkollege im Fußball, und dessen Nationalspieler Jürgen Klinsmann werden mit dem Satz im „Spiegel“ zitiert, daß Fußball „Kultur“ sei. Wenn aber in diesem Sinne vom Sport als Kultur oder Kulturgut die Rede ist, dann heißt dies ja auch, daß man überzeugt ist, im Hinblick auf den Sport nicht über etwas Belangloses zu reden, sondern daß es sich um etwas Wichtiges, Erhaltenswertes und zu Pflegendes handelt und daß etwas fehlen würde, wenn er aus unserem kulturellen Leben verschwände. In diesem Sinne versteht ihn wohl auch die EKD, wenn sie ihn in ihrer Diskussionschrift „Gestaltung und Kritik. Zum Verhältnis von Protestantismus und Kultur im neuen Jahrhundert“ ausdrücklich thematisiert.

Allerdings ist es noch gar nicht so lange her, daß man so unwidersprochen über Sport nicht hätte reden dürfen. Die Verwendung des Worts Kultur in Verbindung mit Sport in diesem Sinne ist nämlich neu. Das klassische Kulturverständnis schloß den Sport ausdrücklich aus; wenn von Sport und Kultur die Rede war, dann im Sinne der Abgrenzung. Zwar gibt es auch heute noch Unterschiede zwischen einzelnen Kulturbereichen. Auf der einen Seite stehen immer noch die als kulturell besonders wertvoll geltenden Bereiche Theater, klassische Musik, Literatur, Kunst und Wissenschaft, die man deshalb oft auch als Hochkultur bezeichnet; auf der anderen Seite finden sich die neueren Bereiche wie Wirtschaft, Politik, Medien und eben auch Sport, deren besonderer kultureller Wert, wenn es darauf ankommt, zwar schnell in Zweifel gezogen wird, die aber heute eben auch der Kultur zugerechnet werden.

Hinter dieser Entwicklung stehen tiefgreifende Veränderungen. Sie werden einmal im Wandel des Verständnisses von Kultur sichtbar, zum anderen in den Veränderungen dessen, was heute als Sport verstanden und wahrgenommen wird; in Verbindung mit diesen Veränderungen steht schließlich, daß sich dabei das Verhältnis von Sport und Kultur auch generell gewandelt hat.

Historisch und rückblickend lassen sich in diesem Zusammenhang zwei unterschiedliche Auffassungen im Hinblick auf das Verhältnis von Sport und Kultur unterscheiden: Die eine zeigt sich darin, daß dem Sport sein kultureller Wert ausdrücklich bestritten wird. Sie findet sich sowohl bei Vertretern eines klassischen Kulturverständnisses als

auch im Bereich der Leibesübungen selbst. Eine „Afterkultur“ wurde der Sport beispielsweise bereits in dem 1885er Jahrgang der „Neuen Jahrbücher für die Turnkunst“ genannt, und einige Jahre später, nämlich 1910, machte Steinitzer in seinem Buch mit dem Titel „Sport und Kultur“ dem Sport jeden kulturellen Wert streitig: „Dem sozialen Kulturideal ist der Sport feindlich, für das individualistische ist er bedeutungslos (...) Die sportliche Ausübung von Tätigkeiten ist (...) ein Symptom des Verfalls“, schrieb er.

In dieser Feststellung wird eine von da an über Jahrzehnte hinweg verbreitete Auffassung deutlich, die den Sport eben nicht als kulturelle Errungenschaft begreift, sondern eher als Ausdruck kulturellen Niedergangs. Kultur ist im Sinne dieser Auffassung etwas „Höheres“ als der Sport. Ein Kulturgut ist er nicht. Das Verständnis von Kultur, das hinter einer solchen Auffassung steht, wird normativ genannt; es ist wertend, manchmal eben auch herabsetzend; so war es auch gedacht.

Mit einer solchen Kulturauffassung wurde der Sport in seinem Bemühen, als Kulturgut anerkannt zu werden, und dies heißt konkret als Teil von Bildung, Erziehung und Schule, als Studienfach an den Universitäten, als Gegenstand wissenschaftlicher, schriftstellerischer und künstlerischer Bearbeitung, immer wieder konfrontiert: Kultur sollte für Theater, Literatur, Dichtung, Musik und Kunst reserviert sein, nicht aber für sportliche Aktivitäten oder Interessen. Ein solches Verständnis war in Deutschland lange wirksam, und Willi Daume berichtete, daß er als DSB-Präsident von einem bekannten deutschen Universitätsprofessor, den er um einen Festvortrag gebeten hatte, einen Korb bekam mit dem Argument, er wolle sich doch nicht mit dem Sport kompromittieren.

Mit einer solchen Abwertung wollten sich die Vertreter des Sports natürlich nicht abfinden. Deshalb setzten sie sich fast ein ganzes Jahrhundert lang gegen dieses Kulturverständnis zur Wehr und bemühten sich, seine Anerkennung als Kulturgut durchzusetzen. Diese Anerkennung sollte verständlicherweise nicht nur ideellen Wert haben, sondern auch der Verbesserung des öffentlichen Ansehens des Sports und auch der Sicherung von materiellen Ressourcen dienen. Das normative Verständnis von Kultur wurde dabei in umgekehrter Weise auf den Sport bezogen. Diejenigen, die ihm seinen kulturellen Wert bestritten, wurden auf die Bedeutung der Leibesübungen in Geschichte und Kultur vieler Völker, vor allem in der griechischen Kultur, auf ihren Rang in Dichtung und Literatur und auf die Wertschätzung, die ihnen von großen Ärzten, Pädagogen und auch Theologen zuteil geworden sei, verwiesen. Wer Sport nicht der Kultur zurechnete, der besaß selbst keine, hieß die Botschaft.

Gemeinsam haben beide Auffassungen, daß sie sich vom traditionellen normativen Kulturverständnis leiten lassen. Der Sport, der sich gegen ein ihn ausschließendes Kulturverständnis zur Wehr setzte, tat dies, indem er versuchte, ausgerechnet einem Kulturverständnis gerecht zu werden, das ihm Anerkennung verweigerte.

2. Dieses Verständnis von Kultur hat sich in den letzten Jahrzehnten tiefgreifend verändert. Kultur ist alles, und alles ist Kultur, wie der Kulturwissenschaftler Hermann Bausinger vor einiger Zeit bemerkte. Kultur wird kaum noch normativ verstanden; das gibt es auch noch, ist aber nicht die Regel. Ein einheitliches Verständnis von „Kultur“ gibt es nicht mehr. Kultur wurde zu einer diffusen „Hintergrundgröße“, wie der Berliner

Soziologe Friedhelm Neidhardt schreibt. Der Kulturbegriff von heute ist entsprechend vieldeutig. Er reicht von Beamten-, Kneipen- und Liebeskultur bis hin zur Jugend-, Pop- und Jeans-Kultur, von der Kultur des Sonntags – oder wie die Überschrift zu einem Artikel von Klaus Strittmatter im DSB-Mitglieder-Rundschreiben hieß: Der freie Sonntag ist ein erhaltungswertes Kulturgut – bis zur Kultur der Fairneß, von der Kultur der öffentlichen Wandsprüche und der Kehlkopfkultur, womit das Jodeln in der Schweiz gemeint ist, bis zur Freibadkultur mit ihren unverdrossenen early-bird-Schwimmern und der Biergartenkultur in München, die angeblich bedroht ist. In einer vergleichbaren Weise redet man inzwischen auch von Sportkultur. Was also hier im Schwäbischen in Küchen und Schlafzimmern, auf Dorfstraßen und in Rathäusern und in Kneipen, auf Theater- und Filmbühnen und nun eben auch auf Fußballplätzen und Langlaufloipen, in Turnhallen und Schwimmbädern passiert, das gilt inzwischen gleichermaßen als Teil (alltags-) kulturellen Lebens.

Das dem zugrunde liegende Verständnis von Kultur ist aber nicht mehr das traditionelle; es ist nicht mehr wertend, sondern deskriptiv-beschreibend, und es bezieht sich auch nicht mehr auf ein geschlossenes Gebilde, das wir Kultur nennen; dieses alte Gebilde „Kultur“ zerfällt vielmehr in unterschiedliche Teilkulturen, die nicht mehr von einheitlichen Sinnmustern und übergreifenden Leitbildern und Orientierungen geprägt sind, sondern die sich jeweils intern über spezifische Sinnzusammenhänge, Verhaltensmuster und Mentalitäten konstituieren und damit ihren mehr oder weniger festen inneren Zusammenhalt finden. Natürlich hat es unterschiedliche Teilkulturen immer schon gegeben. Neu aber ist, daß Kultur – ursprünglich verstanden als relativ einheitliches Geflecht von Überzeugungen, Verhaltensweisen, Traditionen und Gemeinschaftsbeziehungen – in diverse und oft wenig zusammenhängende Teilkulturen, die oft sogar miteinander konkurrieren, auseinander bricht.

Eine solche Teilkultur ist nun auch der Sport mit seinen spezifischen Sinnmustern und Verhaltensnormen, und diese Teilkultur des Sports differenziert sich sogar noch weiter aus. Deshalb spricht man inzwischen nicht mehr nur allgemein von Sportkultur, sondern speziell auch von Leistungssportkultur, Breitensportkultur, Schulsportkultur oder sogar „alternativer“ Sportkultur. Sportkultur wurde inzwischen zu einer Sammelbezeichnung für unterschiedliche Bereiche und vielfältige Ausprägungen und Darstellungsformen des Sports, und der Begriff Sportkultur bezieht sich sowohl auf den in Vereinen und Verbänden organisierten Sport, auf den Sport in Schulen und Erziehungsinstitutionen als auch auf die Formen des Sporttreibens, die von gewerblichen Einrichtungen, Volkshochschulen, Krankenkassen, Gemeinden und Städten angeboten werden. Auch das auf Unterhaltung und Spannung ausgerichtete Sportangebot der Medien gilt als Teil dieser Sportkultur, ebenso die zahlreichen individuellen Sportaktivitäten, denen wir heute auf Gewässern, Bergen, Landstraßen und in Wäldern oder in Fitneß-, Kraft- und Gesundheitsstudios begegnen. Das Angebots-, Organisations- und Sinngemischmonopol, das der freie Sport und der Schulsport über viele Jahrzehnte hinweg besaßen, besteht zwar immer noch, aber es ist inzwischen ziemlich durchlöchert, steht in Konkurrenz zu anderen Angeboten oder versucht sogar, diese zu kopieren.

In dieser Teilkultur des Sports gibt es inzwischen sogar noch zahlreiche Subkulturen, die sich wiederum durch spezifische und oft eigenwillige Sinnmuster, Mentalitäten, Verhaltensweisen und Symbole Formen der Abgrenzung nach außen und der Bindung

nach innen verschaffen. Die Fußballfans mit ihren Fahnen, Ritualen, Symbolen, ihrer Bekleidung und ihren Schlachtgesängen, die englischen Rugby-Spieler mit ihrem großen Repertoire unanständiger Lieder, inzwischen auch Rugby-Spielerinnen, die Langläufergemeinden mit ihrem Geheimwissen über Sprays und Mittel zum Einreiben der müden Beine und zur Temposteigerung, in denen heute auch Ärzte, Pfarrer und Universitätsprofessoren mitlaufen, die Bodybuilder, die langhaarigen und angeblich moralisch ziemlich lockeren Brandungssurfer an australischen Küsten und als ihr Gegenbild die strengen, pflichtbewußten und enthaltsamen Live-Saver, sie alle schaffen sich eigene Subkulturen und subkulturelle „Szenen“, in die einzutauchen ihnen nicht nur offensichtlich gefällt, sondern in denen sie ihre besonderen Körperbilder und sogar „Weltsichten“ pflegen können.

Die Pluralisierungs- und Individualisierungsprozesse unserer Welt haben die Sportkultur voll erfaßt; Kultur in ihrem alten und normativen Sinn wurde in diesem Zusammenhang einerseits eingeebnet und andererseits vielfältiger; dafür steht die Entwicklung einer internationalen Medienkultur mit den überall gleichen Programmen aus den Studios von Los Angeles, den Jeanshosen und den gleichförmigen, von Sportlichkeit, Jugendlichkeit und Fitneß geprägten Körperbildern auf der einen Seite und zugleich der zunehmenden kulturellen Vielfalt auf der anderen. Ein unscharf gewordenes Kulturverständnis bezieht fast alle menschlichen Tätigkeiten und Lebensbereiche ein, Brutalitäten, Obszönitäten, Pornographien, Dummlichkeiten und Banalitäten ebenso wie großartige ästhetische Leistungen und moralische Haltungen, auch im Sport. Bemerkenswerterweise spricht der IOC-Präsident sogar von Korruptionskultur – culture of corruption.

In einem solchen durchaus widersprüchlichen Sinne ist Sport Teil der Kultur geworden; dies wurde er aber nicht deshalb, weil er sich zu einem im traditionell-normativen Sinne würdigen Kulturgut entwickelt hat, sondern indem sich einerseits eine andere Auffassung von Kultur durchsetzte und andererseits der Sport dabei den Rang eines Teils dieser anders als zuvor verstandenen Kultur erlangte, was nicht zuletzt auch mit seiner zunehmenden politischen, ökonomischen und inzwischen medialen Bedeutung zusammenhängt.

3. Diese Veränderungen im Verhältnis von Sport und Kultur hängen aber nicht allein mit dem Wandel des Kulturbegriffs zusammen, sondern auch mit Veränderungen des Sports selbst. Der Sport ist in den letzten Jahrzehnten nicht nur quantitativ gewachsen, sondern hat sich auch qualitativ verändert: mehr Sportarten, mehr Vereine, mehr Sportteilnehmer und -teilnehmerinnen, größere Zuschauerzahlen, entsprechend mehr Übungsleiter und Übungsleiterinnen, Lehrer und Lehrerinnen, Trainer und Trainerinnen und Sportärzte und -ärztinnen. Neben dem klassischen Angebot der Vereine gibt es neue von gewerblichen Anbietern. Daneben gibt es die vielen individuellen Ausflüge zu privaten sportlichen Aktivitäten. Wildwasserfahrer, Hanggleiter, Drachenflieger, Langläufer, Segler, Skifahrer, Surfer, Bergwanderer und Alpinisten machen sich auf die individuelle Suche nach Spannung, Abenteuer und Erleben; ihre Autokolonnen ziehen sehr zum Verdruß der Umweltschützer allwöchentlich und zu den Urlaubszeiten zu den Stätten ihrer Bewegungs-Sehnsüchte, während viele Menschen sich auf den umgekehrten Weg machen. Mit Hilfe von Yoga, TaiChi und anderen fernöstlichen Übungs-, Entspannungs-, Körper- und Bewegungstechniken begeben sie sich auf die umweltfreundliche und platzsparende Individual-Reise ins eigene Innere; Entdeckung des

eigenen Ichs heißt ihr Reiseziel, das man auch im Liegen erreichen kann. Auch in den organisierten Sport mit seinen Vereinen haben viele dieser Aktivitäten Eingang gefunden, Pluralisierung und Individualisierung liefern dafür den Bezugsrahmen und die Rechtfertigung.

Alles dies (und noch viel mehr) wird heute als Sport verstanden und als sportlich angesehen. Sport gibt es in vielfältigen Formen und Ausprägungen, deren Wahrnehmung und Verständnis inzwischen von den klassischen Sportarten bis zum Spazierengehen, Rasenmähen und Trampen reicht. Sogar Ladendiebstahl, Krankfeiern, Versicherungsbetrug und Steuerhinterziehung werden als Sport bezeichnet, sogar als Volkssport.

Auch die Beweggründe der Menschen, Sport zu treiben, haben sich in diesem Zusammenhang verändert. „Nehmen Sie ein bißchen Sportsgeist mit ins Büro“ – steht auf dem Tennishemd mit dem kleinen Tierchen, für das auf der letzten Umschlagseite eines Hamburger Nachrichtenmagazins des öfteren geworben wurde. „Sportlichkeit“ oder „Sportivität“ ist für viele Menschen zu einem wichtigen Verhaltensmuster geworden. Diese Sportlichkeit ist aber nicht mehr nur Angelegenheit von aktiven Sportlerinnen und Sportlern. Sie wird zum Bestandteil individueller Lebensstile, breitet sich über viele Lebensbereiche, über die sozialen Schichten, über Geschlecht und Altersstufen, auf die sich der traditionelle Sport vor allem konzentrierte, also Jugend und mittleres Alter (und vor allem Männer) hinweg aus. Für viele Menschen sind es nicht mehr Leistung, Anstrengung, Fairneß, Wettkampf, Gruppenbindung, Gemeinschaft und Vereinsengagement, die sie im Sport suchen, sondern es sind Körpererfahrung, Körperästhetik, Wohlbefinden, Gesundheit, Erlebnis, Unterhaltung und Spaß oder Fun. Sport ist zu einem sozialen und kulturellen Kontext geworden, so Dietmar Mieth, der alle betrifft, nicht nur die, die sportlich aktiv sind, sondern auch die, die sich dem Sporttreiben verweigern. Gerade sie geraten unter Rechtfertigungsdruck. Unsportlich zu sein ist schlimmer als unmusikalisch zu sein.

Die alte leistungs-, wettkampf-, gemeinschafts- und fairneßorientierte „Sportlichkeit“, die als ein begrenztes, überschaubares, aber auch verbindliches Sinnmuster lange kennzeichnend war für die Vereinskultur und sich vor allem auf diejenigen beschränkte, die dieser Vereinskultur emotional und sozial verbunden waren, löst sich damit vom aktiven Sporttreiben ab: Sportlich kann man heute sein, ohne noch Sportler zu sein, ohne noch „richtig“ Sport treiben zu müssen, ohne im Verein zu sein. So wie Begriff und Verständnis des Sports unscharf werden, so verliert das klassische Sinnmotiv der Sportlichkeit sein klares Profil und seine Verbindlichkeit. Beliebigkeit wird zum hervorstechenden Merkmal des „postmodernen“ Sports.

„Die neue Sportkultur ist eine des Ereignis- und Erlebniskaufens“, sagt der Erziehungswissenschaftler Eckart Liebau; er nennt sie deshalb eine „Vergnügungssportkultur“. Selbsterfahrung, Selbsterleben, Selbstverwirklichung und Pflege des eigenen Ichs werden zum Sinn des Sports, und sportliche Aktivitäten bieten vielfältige Möglichkeiten, diesen Sinn zu realisieren: Formen der Instrumentalisierung des Körpers auf der einen Seite, auf der anderen Formen der Ästhetisierung, Körperdarstellung, Körpererfahrung bis hin zu narzißtischen Körpergenuß und zur Selbstbespiegelung im schönen Outfit aus dem bunten Sport-Scheck-Katalog aus München. Als Versportung oder Versport-

lichung unserer Kultur hat man diese Entwicklung bezeichnet, und ihr entspricht umgekehrt eine Entsportung des traditionellen Sports.

Dem liegt jedoch ein Verständnis von Kultur zugrunde, das heute über Theater, Kunst, Literatur und Musik hinausreicht, nicht mehr exklusiv ist, nicht mehr normativ, nicht mehr elitär, wohl aber gruppenspezifisch, oft modisch, etwas selbstbezogen-narzißtisch und hedonistisch. Kultur wird dabei allerdings kaum noch als Aufgabe und Verpflichtung verstanden. Das neue Verständnis von Kultur, das das alte ersetzt oder neben ihm Platz gefunden hat, bezieht sich heute zwar auf alle Lebensbereiche, wertend, verpflichtend und mit einem Verbindlichkeitsanspruch verbunden ist es nicht mehr.

Genau betrachtet haben wir es heute mit zwei Kulturbegriffen zu tun: einem eher deskriptiven und beschreibenden auf der einen, einem normativ-wertenden auf der anderen Seite. Kultur als Modell und Leitbild, an denen privates und öffentliches Leben Orientierung finden können, verschwimmt dabei in der Pluralität der Lebensstile und der Vielfalt privater Individualisierungswünsche. Oder umgekehrt: Der allgemeinen Pluralisierung der Kultur entspricht die individuelle Lebensstil-Pluralisierung, für die gerade der Sport ein breites Feld an Aktualisierungsmöglichkeiten bietet. Aber dies setzt voraus, daß er sich tiefgreifend und an manchen Stellen bis zur Unkenntlichkeit veränderte.

Zwar bedeutet dies nicht, daß mit der Auflösung des alten Kulturideals auch die normativen Ansprüche verschwinden, die früher das Kulturverständnis geprägt haben. Vielmehr ist es so, daß sich normative Vorgaben nun in die einzelnen kulturellen Lebensbereiche hinein verlagern. Dort muß man sie aufsuchen und bestimmen. Dies hat für den Sport zur Folge, daß er nun vor allem auf seine eigenen normativen Kräfte und Maßstäbe verwiesen ist, die zu befolgen und umzusetzen seinen Rang als Kulturgut sichern können, wenn er denn beansprucht, ein solches zu sein.

Was folgt daraus? Wie lassen sich kulturelle Ansprüche des Sports begründen, warum sollte man die „Kultivierung des Sports“, wie es auf einer Tagung in Graz hieß, wollen? Warum spricht man in der Diskussionsschrift der EKD richtigerweise von „Kultur des Sports“ und nicht einfach von Sportkultur?

4. Kulturelle Wandlungsprozesse sind nichts Ungewöhnliches; Individualisierung und kulturelle Pluralität sind nichts Unmoralisches, auch die neue Sportlichkeit ist es nicht; in ihr spiegeln sich ja Lebenswünsche und Vorstellungen vieler Menschen wider, auch manche Sinndefizite im Hinblick auf ihren Körper, auf ihre Gesundheit, ihr Befinden, die sie belasten. Es wäre auch ungewöhnlich, wenn ausgerechnet der Sport ein stabiler Hort von Sinn- und Verhaltensorientierungen wäre.

Da Sport historisch gewachsen und immer auch ein Produkt spezifischer sozialer und ökonomischer Konstellationen ist, besteht allerdings kein Anlaß zu der Annahme, daß „Versportlichung“ und „Entsportung“, die unsere Kultur und den Sport in ihr kennzeichnen, unaufhaltsame Prozesse sind. Sport ist veränderbar. Sport muß nicht Bestandteil jeder Kultur sein. Deshalb besteht auch kein Grund zu der Annahme, daß seine „Kultivierung“ von selbst geschieht und eine wirkliche „Kultur des Sports“ ohne besondere Anstrengung zu erreichen wäre. Was die Sportkultur von heute betrifft, in der wir leben und die wir erleben, ist sie unübersichtlich geworden; sie hat schöne,

aufregende, erlebnisreiche und spannende, aber manchmal auch häßliche Seiten. Gegenüber dieser Sportkultur enthält die Kultur des Sports ausdrücklich ein normatives Element. Sie trägt in sich das Bild von einem möglichst besseren Sport, um den man sich bemühen soll. Sie folgt damit einerseits einem weiten Kulturverständnis, indem sie Sport ausdrücklich als Teil der Kultur versteht; sie folgt andererseits einem klassischen Verständnis von Kultur, indem sie diese Sportkultur mit Ansprüchen versieht und Forderungen an ihre Qualität und Moral stellt.

Deshalb ist zu fragen, wie angesichts der Veränderungen des Sports, seines Sinns, seines Selbstverständnisses und seiner Formen ein besserer Sport von einem weniger wertvollen unterschieden werden kann? Was wäre wirklich eine „Kultur des Sports“, die in der genannten EKD-Diskussionsschrift abgesetzt wird vom „Kult des Körpers“, „Kult der Gewalt“ oder „Kult des Siegens“? Ist also alles gleichermaßen guter Sport, was sich so nennt?

Gewiß nicht oder wenigstens gewiß nicht immer! Wir unterscheiden zwischen fairem und unfairem Sport, halten die eine sportliche Aktivität für ästhetisch, die andere nicht; oft streiten wir darüber. Die einen finden den Eiskunstlauf attraktiv, die anderen nur die Eiskunstläuferinnen. Viele verurteilen Leistungsmanipulationen und Doping, lehnen Gewalt ab, wenden sich gegen eine unkontrollierte Vermarktung des Sports, gegen ungezügelte sportliche Erfolgs-Ideologien, die die Gesundheit der Athleten mißachten; Ärzte setzen sich dafür ein, daß die Möglichkeiten des Sport zur Prävention und Rehabilitation genutzt werden, Sportorganisation dafür, daß unseren Kindern Spiel- und Bewegungsräume zugänglich sind. Sie alle versehen, wenn sie dies tun, den Sport mit Verbindlichkeiten, Sinnmustern, Maßstäben und Ansprüchen und begreifen ihn als Teil personaler und gesundheitlicher Bildung und sozialer Entwicklung, möchten ihn also nicht so belassen wie er ist, sondern einen besseren Sport realisieren.

In solchen Zielen, denen man dabei folgt, sind, wenn oft auch verborgen und undiskutiert, Wertvorstellungen enthalten. Diese aber erst sind es, die es angesichts der neuen Vielfalt, Unübersichtlichkeit und Beliebigkeit des Sports erlauben, eine unverbindliche sportliche Praxis an einer anspruchsvollen zu messen, Sport also gerade nicht nur als belanglosen Teil kulturellen Lebens zu sehen, sondern seine Gestaltung und Kultivierung auch als Aufgabe zu begreifen, wie Wolfgang Huber und Rüdiger Schloz feststellen. Und daß etwas eine Aufgabe ist oder als solche angesehen wird, heißt eben auch, daß ihre Erfüllung mit Verpflichtungen und Verantwortungen verbunden ist. Eine solche Verantwortung wahrzunehmen, ist aber nicht immer ganz einfach, manchmal ist sie eben auch schmerzhaft. Pluralisierung zu akzeptieren und als Chance zu begreifen, ist in diesem Zusammenhang das eine; für den in Vereinen organisierten Sport kann dies aber nicht bedeuten, jede Form sportlicher Pluralisierung zu akzeptieren – vielmehr sind Abgrenzungen erforderlich. Man muß sagen und zeigen, welchen Sport man will.

Die Festlegung von Maßstäben für eine solche Kultivierung des Sports ist heute im Unterschied zu früher aber nicht mehr aus einem gleichsam höheren Begriff von Kultur abzuleiten. Letztlich ist sein Wert einerseits nur aus seinen eigenen Ideen – also der Fairneß, des geregelten Wettbewerbs, der Leistung – bestimmbar; andererseits sind es Ideen von Bildung und Erziehung, gesundheitlicher Förderung, Unversehrtheit und

Würde des Menschen, Solidarität und Internationalität, an denen er zu messen ist. Dies ist in Diskussion und Diskurs zu klären.

Es gilt in solchen Diskussionen über Ziele, Inhalte, Sinn und Selbstverständnis des Sports einmal öffentlich klarzumachen, daß zum Kulturverständnis von heute auch der Sport gehört, daß seine Weiterentwicklung zu einem wertvollen Kulturgut aber nicht von selbst geschieht, sondern daß man sich um sie bemühen muß, daß sich daraus auch Verbindlichkeiten ergeben, die sich nicht aus dem Sport allein begründen lassen, sondern im Licht allgemeiner Moral und Ethik zu beurteilen sind, also beispielsweise in die Frage einmünden: Darf alles im Sport gemacht werden, was möglich wäre: der Körper geschädigt, die Umwelt geschädigt, die Gesundheit aufs Spiel gesetzt, die Leistung manipuliert, das Doping geduldet, die Verletzung einkalkuliert, das Kind von früh auf trainiert? Wohin führt die „Gratwanderung“ zwischen dem Sport als „Kulturgut“ und dem Sport als „Wirtschaftsgut“?, fragt der Soziologe Klaus Heinemann.

Eine anspruchsvolle Körper- und Sportkultur muß sich heute an einem Bild des Sports orientieren, in dem vielfältige, unterschiedliche Sinnorientierungen vertreten werden – „agonale“ und „konviviale“ Dimensionen, nennt sie Wolfgang Huber. Aber – so fügt er hinzu – angesichts der öffentlichen Verherrlichung von Sportlichkeit, Fitneß, Wohlbefinden, Gesundheit, Vitalität, Schönheit, Leistungsfähigkeit, Jugendlichkeit gerade auch im Sport darf man nicht übersehen, wie dicht daneben Krankheit, Gebrechlichkeit, Verlust, Verfall und Elend liegen – auch dies zu erkennen und zu verdeutlichen, gehört zu einer anspruchsvollen Sportkultur, die der Sport im eigenen wohlverstandenen Interesse und – ausgehend von seinem traditionellen Selbstverständnis und seiner bürgerschaftlich-demokratischen Verpflichtung – anstreben muß. Daß ihm dabei kritische Begleiter wie diese Akademie willkommen sein müssen, versteht sich von selbst.

IST JEMAND IN CHRISTUS, SO IST ER EINE NEUE KREATUR; DAS ALTE IST VERGANGEN, SIEHE, NEUES IST GEWORDEN

Betrachtung am Sonntag

Jo Krummacher

„Ist jemand in Christus, so ist er eine neue Kreatur; das Alte ist vergangen, siehe, ein Neues ist geworden“ (2. Korinther 5,17).

Ein Uhrmacher begegnet Gott und fragt ihn: Kannst Du mir die genaue Zeit sagen? Gott schaut ihn etwas ratlos an: Welche Zeit, mein Lieber, meinst Du? Der Uhrmacher: Na, unsere Zeit. Es kommt bald ein neues Jahrtausend. Keiner meiner Kunden will den Augenblick versäumen. Gott zögert etwas mit der Antwort, dann räuspert er sich: Merkwürdig, die meisten meiner Kunden halten das völlig anders: Sie verschleudern einen Augenblick um den anderen. Und dann klagen die einen, es sei 5 Minuten vor 12. Und die anderen jammern, sie hätten keine Zeit mehr. Denk dir, 15 Milliarden Jahre Zeit habe ich mir genommen, damit jeder meiner Kunden seine Zeit erhält. Der Uhrmacher schaut auf seine Uhr: Du lieber Gott, ich bin in Eile; Zeit ist Geld. Das neue Jahrtausend kommt und meine Kunden brauchen die genaue Zeit. Willst du ihnen nicht helfen? Und Gott antwortet ihm: Ihnen helfen? Damit hab ich doch vor 2000 Jahren schon angefangen. Aber meine Kunden haben die Zeit immer schneller gemacht; und nun läuft sie ihnen davon. Der Uhrmacher im Weggehen: Bitte, was soll ich ihnen jetzt sagen? Gott schaut ihn aufmunternd an: Sage ihnen, die Zeit ist da!

Auch in diesen drei Tagen, liebe Gäste, ist viel die Rede gewesen vom beschleunigten Wandel in allen Lebensbereichen, von notwendiger Innovation im Bereich von Freizeit und Sport, von Flexibilisierung, von neuen Leitbildern für ein neues Jahrtausend oder bescheidener für 2010 und für 2020. In diesen Tagen wird der Geburtstag des sechsmilliardsten Menschen irgendwo auf diesem Globus erwartet. Und in diesen Tagen erinnern uns Ereignisse, die viele Menschen das Leben gekostet haben, zum Beispiel die Erdbeben in der Türkei, in Griechenland und auf Taiwan daran, daß es auf diesem Erdball, der Jahr um Jahr die Sonne umkreist, streng genommen nichts gibt, was felsenfest wäre; im Maßstab der Erdgeschichte bewegen sich sogar Kontinente; da sind die auf der Richterskala gemessenen Ausschläge eigentlich nur sehr bescheidene Anzeichen dafür, daß tatsächliches Alles seine Zeit hat, das Alte beständig vergeht und Neues sich ständig herausbildet.

Es ist die menschliche Perspektive, aus der heraus oberflächliche Bewegungen der Erdkruste als Katastrophen erscheinen. Es ist Menschenmaß, wenn unsere Uhren genauer gehen als die Erdumdrehungen. Und es ist Menschenmaß, wenn wir einen bestimmten Augenblick des Umlaufs der Erde um die Sonne als das Jahr 0 bestimmen. Sie wissen ja: Während der französischen Revolution hat man erneut ein Jahr 0 ins Gespräch gebracht; ähnlich bei der Oktoberrevolution 1918 in Rußland. Und wenn die heute im Westen übliche Zeitrechnung in 82 Tagen eine Jahrtausendwende stattfinden läßt, so ist das Ergebnis eines päpstlichen Erlasses; die Bibelwissenschaft datiert heute die Geburt Jesu auf das Jahr 7 vor Christus. Mit anderen Worten: Die Jahrtausendwende haben wir dann bereits 1993 absolviert.

Gleichwohl stacheln zwei oder drei Nullen in der Jahreszahl allerlei Propheten an. Auch vor 1000 Jahren wimmelte es so vor Untergangspredigern. Viele Leute glaubten ihnen, schlossen sich Büsserkolonnen an und geißelten sich oder verpraßten ihr Eigentum, das ja bald nichts mehr nützen würde. Sogar Massenselbstmorde soll es gegeben haben. Nun, relativ vereinzelt gibt es das bei extremen Sektierern auch in unseren Tagen. Aber insgesamt hat die wissenschaftliche Aufklärung Früchte getragen. Wenn denn von Gefährdungen die Rede ist, dann sind die meisten davon hausgemachte Gefährdungen der Menschen. Und wenn es heute Warnungen gibt, dann zielen sie allesamt auf die Verantwortung der Menschen, solche Gefahren gemeinsam abzuwenden.

Das Alte ist vergangen, Neues ist geworden. Das entspricht durchaus unserer Wirklichkeitserfahrung. Doch Paulus setzt davor einen kleinen Halbsatz: „Ist jemand in Christus“. Für ihn verbindet sich mit dieser Geschichte des Jesus von Nazareth das Bild vom Eintreten einer neuen Gotteserfahrung in die alte Welt. Rüdiger Schloz sprach gestern von dieser schlechthinnigen Erfahrung der Liebe. „Gott ist Liebe; und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm“ (1. Joh 4, 16b).

Ist jemand in dieser Liebe, die für Paulus ganz Person geworden ist, dann gewinnt er, gewinnt sie eine neue Sichtweise, dann wird ein konventioneller, eng begrenzter und ganz auf sich selbst bezogener Blick frei für das Gegenüber, frei für die Liebe, die ganz unverdient auf einen zukommt, und frei für die Liebe, die von einem ausgehen kann. Dieses Wort von der neuen Existenz in Christus hat in der alten Kirche das Taufritual beeinflusst. Bei Ausgrabungen in Syrien sind alte christliche Gemeindegemeinden gefunden worden, in deren Basis sich ein Baptisterium befand, ein Taufbecken, in das auf der einen Seite Stufen hinab führten und auf der anderen Seite wieder Stufen hinaus. Als alter Adam, als Mensch der alten Zeit, bestieg man das Taufbecken, wurde dort untergetaucht und in Christus eingesenkt, und verließ dann auf der anderen Seite gleichsam als neuer Mensch dieses Bassin. Dieses Bild begleitete die Christen auf ihrem weiteren Weg; sie verstanden es sogar so weit, daß damit auch ihr Weg in die Todesflut und Gottes Hilfe aus dieser Todesflut heraus vorweggenommen war: „Ist jemand in Christus, so ist er eine neue Kreatur. Das Alte ist vergangen, siehe, Neues ist geworden.“

Das präsent zu haben, das verstehen wir als Gegenwart des Geistes Jesu. Er läßt uns neue Möglichkeiten entdecken:

Aufheben,
wer am Boden ist.
Mitnehmen,
wer einsam ist.
Aufsuchen,
wo alles abwinkt.
Einlenken,
wo alles zuschlägt.
Zugegensein,
wenn alle dagegen sind.
Zuvorkommen,
wenn alle hinterher sind.

Um sein Dabei sein
Wissen.

So läßt sich das Neue entdecken.

Jeder Sonntag ist eigentlich Feier dieser Auferstehungsfreude. Und wie auch immer wir dieses Auferstehen begreifen – es geht um die Freiheit, neu anfangen zu dürfen; ganz gleich, ob es um Erfolge oder Mißerfolge, um Glück oder Unglück, um Gelingen oder Schuld, um Leben oder Tod geht. In dieser Liebe, die alles neu macht, ist dies aufgehoben, sind wir aufgehoben. Die Chance des Neubeginns ist Gottes großes Geschenk.

Wann das geschehen kann? Dazu müssen Sie nicht mit einem Kreuzfahrtschiff zur Datumsgrenze düsen. Wie sagte Gott zum Uhrmacher: „Siehe, die Zeit ist da!“

Anhang

Evangelische Akademie

Gespräch am Wochenende zwischen Kirche und Sport vom 19./20. November 1949
im Kurhaus Bad Boll

SAMSTAG,

15.00 Uhr Eröffnung

Wird der Sport zum Geschäft?

Landessportbeauftragter Friedrich Strobel, Stuttgart

17.00 Uhr Sport: Erziehung oder Unterhaltung? Dr. Kurt Hegele, Stuttgart

18.00 Uhr Aussprache

20.00 Uhr kameradschaftliches Beisammensein

SONNTAG,

9.30 Uhr Evang. Gottesdienst. Predigt: Dr. Eberhard Müller, Bad Boll

kath. Gottesdienst in Boll

11.00 Uhr Der Sport am Sonntag

Oberkirchenrat Dr. Manfred Müller, Vorsitzender des Landesjugend-
ausschusses, Stuttgart

15.00 Uhr Rundgespräch über die Zusammenarbeit, eingeleitet von Rechts-
anwalt Dr. Dreher, Stuttgart

18.00 Uhr Tagungsschluß

Tagungsbeitrag einschl. Unterkunft und Verpflegung DM 10.-. Anmeldung erbeten bis 10. November 1949

- | | | | |
|------------------|-----------|----------------|----------------------------|
| 1. Balz | Hermann | Chem. T. | Ludwigsburg-Eglosheim |
| 2. Beck | Ursula | Sekr. | Stuttgart ? |
| 3. Birn | Alfred | Red. | Stuttgart, Neckarstr. 230 |
| 4. Blödt | Otto | Rechner | " - S, Liststr. 16 |
| 5. Böhringer | Gottlob | Ob. Lehr. | Rot am See/Kr. Crailsh. |
| 6. Caspar | Heinrich | Sachbearb. | Böblingen, Wilhelmstr. 21 |
| 7. Daferner | Fritz | Angest. | Göppingen, Brückenstr. |
| 8. Druba | Heinrich | Einkauf. | Stgt.-Feuerbach, Föhrling |
| 9. Erlenbusch | Emil | Ing. | Backnang, Hügelstr. 14 |
| 10. Fuchslocher | Eugen | | Ob. Esslingen, Staufenberg |
| 11. Göser | Gerhard | Beamter | Schw. Hall, Bürgermstr. Ar |
| 12. Hegele Dr. | Kurt | Stud. Rat. | Stgt.-Feuerbach, Bubenhe |
| | | | denstr. |
| 13. Hehl | Werner | Vikar | Nürtingen, Kirchstr. 6 |
| 14. Heiss Dr. | Frohwalt | Arzt | Stgt.-S, Sonnenbergstr. 2 |
| 15. Hirschmann | Hans | Drogist | Stgt., Oetzstalerstr. 7/25 |
| 16. Huttenlocher | Karl | Betr. Führ. | Kirchheim/T., Jesingerstr. |
| 17. Körner | Frieder | Schr. Leit. | Stgt.-Feuerbach, Winzers |
| 18. Krämer | Gerd | Funkrep. | Stgt., Landhausstr. 68 |
| 19. Lange | Max | Lehrer | Auenstein/Kr. Heilbronn |
| 20. Leyers | Rudolf | Pfarrer | Stgt., Dornbuschweg 25 |
| 21. " | Julie | | " " |
| 22. Hast | Willy | Ob. Mstr. | Heutingsheim/Kr. Ludwige |
| 23. Merz | Ernst | Mech. Mstr. | Cannstatt, König Carlstr. |
| 24. Müller Dr. | Manfred | Ob. Kirchen | Stgt., Zeppelinstr. 95 |
| 25. Neher | Walter | Mech. Mstr. | Metzingen, Heerstr. 27 |
| 26. Pfau | Ernst | Kraftf. | Stgt.-Mühlhausen, Austr. |
| 27. Pfleiderer | Bernhard | Kfm. Angest | Stgt.-S, Alexanderstr. 12 |
| 28. Ruoff | Ernst | | Stgt.-Bad Cannstatt |
| 29. Stockenbauch | Hermann | Kfm. | Weil d. Stadt, Brühlstr. 8 |
| 30. Saile | Hanns | Journal. | Luffenhausen, Hsfelderstr. |
| 31. Schiele | Ernst | Lds. Jg. Rat | Bad Cannstatt, Seilerstr. |
| 32. Schmauder | Ludwig | | Stgt., Forststr. 202 |
| 33. Schnabel | Paul | Student | Cannstatt, Züricherstr. 6 |
| 34. Schwarz | August | Kfm. | Esslingen, Obertorstr. 2 |
| 35. Schwenk | Eugen | Malermstr. | Aalen, Olgastr. 2 /120 |
| 36. Schwenkhagen | Peter | Student | Cannstatt, Waiblingerstr. |
| 37. Stiefelmayer | Herbert | Dipl. Ing. | Esslingen, Zollbergstr. 2 |
| 38. Strobel | Friedrich | Kaufmann | Stgt.-Sillenbuch, Fr. Zun |
| | | | els |
| 39. Stockinger | Jörg | Reporter | Stgt., Alb. Schöfflestr. 6 |
| 40. Trost | Karl | Betr. Lt. | Stgt.-Feuerbach, Grazers |
| 41. Walter | Anton | Journ. | Stgt.-Untertürkheim, |
| | | | Nebelhorn. 6 |
| 42. Welk | Emil | Alernstr. | Heilbronn, Münzengasse 2 |
| 43. Wied | Erwin | Ing. | Cannstatt, Schmidenerstr. |
| 44. Wägerle | Walter | Bg. Mstr. | Winterbach/Kr. Waiblinge |
| 45. Dreher Dr. | Hans | Rechtsanw. | Stg.-Riedenberg, Wilhelm |
| 46. Friz | Otto | | Heilbronn, Hauffstr. 44 |
| 47. Hassinger | | Ministerialrat | Stuttgart |
| 48. und Fahrer | | | " |

Die Kirche wünscht mehr Sportplätze für die Jugend

Ein erstrebenswertes Ziel: Wochenend nach englischem Muster — Der Sonntag der Familie

Es liegt in der Natur der Sache begründet, daß die Kirche dem Sport argwöhnisch gegenübersteht. Die Sportplätze sind belebt von Massen, die Kirchen sind leer — wenigstens soweit es die junge Generation betrifft. Hieran trägt aber keineswegs die Sportbewegung schuld. Die Zeitverhältnisse und die Lebensanschauungen wurden andere und vielleicht haben die Kirchen nicht rechtzeitig diesem Streben nach körperlicher Betätigung entsprechenden Raum gegeben.

Die Kirche sieht sich heute vor grundsätzliche Fragen gestellt, zumal aus den im Dritten Reich gemachten Erfahrungen die Nutzanwendung gezogen werden muß. Man ist vernünftig genug, die veränderten Lebensbedingungen in Rechnung zu stellen und der Jugend das zu lassen, was heutzutage für den modernen Menschen ein Bedürfnis ist. Um all diese Probleme einer Lösung näher zu bringen, hat die Evangelische Akademie in Bad Boll führende Männer des Sports und der Kirchenleitung an den runden Tisch zu einer eingehenden Aussprache geladen. Dabei zeigte es sich, daß die gegensätzlichen Meinungen keineswegs so unüberbrückbar sind, daß beide Lager nicht zu ihrem guten Recht kommen könnten.

Soweit aus den beiderseits sehr offen geführten Besprechungen eine Schlußfolgerung gezogen werden kann, geht es der Kirche darum, einen Ausgleich zu schaffen, der den Bedürfnissen der jungen Menschen nach sportlicher Betätigung gerecht wird und andererseits das göttliche Gebot bestehen läßt: Du sollst deinen Sonntag heiligen! Ebenso offen wurde von Sportseite der Wunsch ausgesprochen, die christliche Jugendbewegung möchte in der Sportbewegung mitwirken und so das Ihre dazu beitragen, daß eine Gottentfremdung möglichst vermieden wird, wie sie angeblich der übersteigerte Sportbetrieb am Sonntag im Gefolge habe.

Oberkirchenrat Dr. Manfred Müller brachte in einem ausgezeichneten Referat das kirchliche Bemühen auf folgenden Nenner:

1. Die Kirche muß dem Bedürfnis des modernen Menschen auf Sport bejahen und praktisch unterstützen.

2. Der Sport muß das Gottesgebot des geheiligten Feiertages ernst nehmen.

3. Unser Ziel muß sein: Der Sonntagvormittag frei vom Sport.

4. Unser gemeinsames Bestreben muß dahin führen, den Samstag wie in England völlig frei zu machen für den Sport.

5. Mehr Sportplatzanlagen für die Jugend schaffen, damit der Sport am Sonntagvormittag wegfallen kann.

6. Solange diese Möglichkeiten nicht erreicht sind, muß den Jugendlichen die Möglichkeit zum Gottesdienstbesuch gelassen werden.

Dr. Müller erinnerte daran, daß es ein größtes Verdienst des Christentums ist, daß uns ein Sonntag gegeben wurde, an dem der Mensch von harter Alltagsarbeit ausruhen, sich seiner Familie und seinem Gott widmen kann. Es wäre ideal, wenn es sich ermöglichen ließe, so wie beispielsweise in England den Samstag frei zu machen von Arbeit, um so dem verständlichen Wunsch nach körperlichem Ausgleich in Luft und Sonne zu entsprechen. So würde dann der Sonntag zu einem Tag für die Familie und für Erholung. Es war dabei erfreulich zu hören, daß die Kirche auch auf dem breiten Land mehr als bisher den Wunsch der Jugend auf Sportplätze unterstützen werde. Die ehrwürdigen Kirchengemeinderäte sollen der Jugend ihren Sport nicht mehr darum als „sündig“ ankündigen dürfen, nur weil es dies in ihrer Jugend „auch nicht gegeben“ habe. Auffallend war, daß die Theologen weit toleranter diese Aussprache mit den Sport- und Jugendleitern führten als etwa die Vertreter der evangelischen Jugendbewegung und des Männerwerkes.

Friedrich Strobel, dessen von einem tiefen Ernst getragenen Worte auf die Zuhörer einen großen Eindruck hinterließen, betonte, daß der Sport kein Geschäft sei, abgesehen von wenigen Berufssportlern, die nicht mehr in Amateurlimus verankert seien. Der Vorwurf, der Toto sei unmoralisch, sei ungerechtfertigt, da durch die Ausschüttung des Reingewinns der Sport, die Schulen und die karitativen Verbände unterstützt würden. Die Entgegnung der Vertreter der Kirche, die den Toto zu einer sozialen Frage stempelte, wurde damit entkräftet. Auch die Ausführungen Dr. Egg's über „Sport, Erziehung oder Unterhaltung?“ waren ausgezeichnet. Nach seiner Auffassung soll die Jugend unbeschwert und heiter an die schweren Probleme des Lebens herangeführt werden.

Stuttgarter Zeitung Nr. 224
21. 11. 1949

Sportbericht

Ja. 47 - 21.11.49

Kirche und Sport

Ernsthafte Gespräche bei einer Einladung der Evangelischen Akademie in Bad Boll bei Göppingen

(Eigener Bericht)

In der Erkenntnis, daß der Sport zu einem wichtigen Faktor in unserem modernen Leben geworden ist, hatten sich Vertreter der evangelischen Kirche und des Sports, die sich bei ihrer gemeinsamen Arbeit in der Sportschule Ruit immer wieder vor die Probleme Kirche und Sport gestellt sahen, entschlossen, in einem offenen Gespräch diese Probleme durchzusprechen. Die evangelische Akademie nahm sich dieses Vorschlages an. Und so trafen sich über das Wochenende in dem stillen, abgeschiedenen Kurort Bad Boll, unweit Göppingens, abwärts gelegen, die Vertreter der evangelischen Kirche, an ihrer Spitze der Leiter der Evangelischen Akademie, Dr. Eberhard Müller, Bad Boll, Oberkirchenrat Dr. Manfred Müller, mit den Vertretern des Sports mit dem Landessportbeauftragten und 1. Vorsitzenden des Württembergischen Fußballverbandes Friedrich Strobel, Landesjugendleiter Dr. Hegele sowie dem Landessportbund-Vorsitzenden

Rupp. Weiter waren anwesend die Vertreter verschiedener Sportarten und Kreise im Landessportbund und die Beauftragten der christlichen Verbände. Als Gäste wohnten der Tagung Ministerialrat Hassinger und Sportoffizier Nielsen von der amerikanischen Militärregierung bei.

Im Mittelpunkt der Tagung standen die Referate „Wird der Sport zum Geschäft?“ von Friedrich Strobel, „Sport: Erziehung oder Unterhaltung?“ von Dr. Hegele und „Sport am Sonntag“ von Dr. Manfred Müller. Die Referate wie die anschließende rege Aussprache waren von einem tiefen Ernst getragen. Resolutionen oder Beschlüsse wurden nicht gefaßt, da man lediglich sprechen wollte, wie Dr. Eberhard Müller bei der Eröffnung betonte. Höhepunkt war, wie erwartet, das Referat „Sport am Sonntag“. Dr. Manfred Müller versuchte, zwischen den Erfordernissen der Kirche, die in der Heiligung des Sonntags gipfelt, und den Aufgaben des Sports, die

Menschen durch Leibesertüchtigung vom grauen Alltag zu entspannen, eine Synthese zu finden. Die große Reibungsfläche bestehe darin, daß beide Institutionen an denselben Tage ihre Aufgabe erfüllen müssen. Der Redner wies auf das Beispiel Englands hin, wo der Samstag dem Sport, der Sonntag aber der Kirche und der Familie gehöre. Der Deutsche sei in seinem ihm eigenen „tierischen Ernst“ weit über das Ziel hinausgeschossen. Dr. Manfred Müller richtete an die Anwesenden die Bitte, mitzuhelfen, daß Kirche und Sport in harmonischer Zusammenarbeit künftig der gemeinsamen Aufgabe der Erziehung der Jugend in seelischem, geistigem wie in körperlichem Sinne gerecht werde.

In der Diskussion wurden fast ausnahmslos die Ausführungen des Redners bejaht, wenn sie so gemeint seien, wie er sie ausgeführt habe. Professor Dr. med. Heiß stellte dabei die Forderung, daß die Seelsorger zum Sport kommen sollen, um dort den Kreis zu schaffen, der sich zum Segen aller auswirken könne. Man wies ganz richtig darauf hin, die Thesen dieses Gesprächs in die Bevölkerung hinauszutragen, um eine Aenderung des latenten Kriegszustandes zwischen Sport und Kirche zu beseitigen. Es war viel Zukunftsmusik dabei, aber keine schlechte. Wir können nur hoffen, daß die Geduld bei der Erreichung des erstrebenswerten Zieles genau so vorherrschend ist, wie sie bei den Gesprächen vorhanden war.

„Wird der Sport zum Geschäft?“ Dies verneinte Friedrich Strobel klar. Er führte aus: Man kann zwar das Rad der Geschichte nicht mehr zurückdrehen, aber bis jetzt hat der Berufssport die Grundfesten des Amateurwesens nicht erschüttert. In seinem weiteren Vortrag nahm vor allem die Frage des Totos einen breiten Raum ein. Strobel wies auf die guten wie auf die schlechten Eigenschaften einer Sportwette hin. Dabei kam er zu dem Ergebnis, daß es besser war, die wilde Wetterei, wie sie vor der Einführung des Sporttotos bestand, in feste Hände zu nehmen. Er wies darauf hin, daß durch die Verteilung der Ueberschüsse des Sporttotos schon so viel Gutes geschaffen worden sei, daß man dem Toto keine Unmoral vorwerfen könne. Die Vertreter der Kirche führten dagegen an, daß der Toto angesichts der großen sozialen Not unseres Volkes unmoralisch sei. Sie konnten sich aber den Argumenten, daß mit den Geldern nicht nur dem Sport, sondern vor allem auch der Jugend und den karitativen Verbänden Zuwendungen gemacht worden sind, nicht verschließen.

Dr. Hegele kam in seinem Referat „Sport: Erziehung oder Unterhaltung“ zu dem Ergebnis, daß es wohl besser heißen müsse, Sport: Erziehung und Unterhaltung. Man dürfe die Jugendlichen nicht gewaltsam erziehen, sondern man müsse sie auf eine leichte und spielerische Art mit den Problemen des Lebens vertraut machen. -le-



Wochenend nach englischem Muster

Das Ziel: Sport am Sonnabend und der Sonntag frei für die Familie

(ISK) Es liegt in der Natur der Sache begründet, dass die Kirche dem Sport argwöhnisch gegenübersteht. Die Sportplätze sind belebt von Massen, die Kirchen sind leer - wenigstens soweit es die junge Generation betrifft. Hieran trägt aber keineswegs die Sportbewegung Schuld. Die Zeitverhältnisse und die Lebensanschauungen wurden andere und vielleicht haben die Kirchen nicht rechtzeitig diesem Streben nach körperlicher Betätigung entsprechenden Raum gegeben.

Die Kirche sieht sich heute vor grundsätzliche Fragen gestellt, zumal aus den im Dritten Reich gemachten Erfahrungen die Nutzenanwendung gezogen werden muss. Man ist vernünftig genug, die veränderten Lebensbedingungen in Rechnung zu stellen und der Jugend das zu lassen, was heutzutage für den modernen Menschen ein Bedürfnis ist. Um all diese Probleme einer Lösung näher zu bringen, hatte die Evangelische Akademie in Bad Boll führende Männer des Sports und der Kirchenleitung an den runden Tisch zu einer eingehenden Aussprache geladen. Dabei zeigte es sich, dass die gegensätzlichen Meinungen keineswegs so unüberbrückbar sind, dass beide Lager nicht zu ihrem guten Recht kommen könnten.

Soweit aus der beiderseits mit offenem Visier geführten Besprechungen eine Schlußfolgerung gezogen werden kann, geht es der Kirche darum, einen Ausgleich zu schaffen, der den Bedürfnissen der jungen Menschen nach sportlicher Betätigung gerecht wird und andererseits das göttliche Gebot bestehen lässt: Du sollst Deinen Sonntag heiligen! Ebenso offen wurde von Sportseite der Wunsch ausgesprochen, die christliche Jugendbewegung möchte in der Sportsbewegung mitwirken und so das ihre dazu beitragen, dass eine Gottentfremdung möglichst vermieden wird, wie sie angeblich der übersteigerte Sportbetrieb am Sonntag im Gefolge habe.

Oberkirchenrat Dr. Manfred Müller brachte in einem ausgezeichneten Referat das kirchliche Bemühen auf folgenden Nenner:

1. Die Kirche muss das Bedürfnis des modernen Menschen auf Sport in der Wirklichkeit bejahen.
2. Der Sport muss das Gottesgebot des geheiligten Feiertages ernstnehmen.
3. Unser Ziel muss sein: Der Sonntag vormittag frei von Sport.
4. Unser gemeinsamer Kampf muss dahin führen, den Sonnabend völlig frei zu machen für den Sport.
5. Mehr Sportplatzanlagen für die Jugend schaffen, damit der Sport am Sonntag vormittag wegfallen kann.
6. Solange diese Möglichkeiten nicht erreicht sind, muss den Jugendlichen die Möglichkeit zum Gottesdienstbesuch gelassen werden.

Dr. Müller erinnerte daran, dass es ein Verdienst des Christentums ist, dass uns ein Sonntag gegeben wurde, an dem der Mensch von harter Alltagsarbeit ausruhen, sich seiner Familie und seinem Gott widmen kann. Es wäre ideal, wenn es sich ermöglichen liesse, so wie beispielsweise in England den Samstag frei zu machen von Arbeit, um so dem verständlichen Wunsch nach körperlichem Ausgleich in Luft und Sonne zu entsprechen. So würde dann der Sonntag zu einem Tag für die Familie und zur Erholung. Es war dabei erfreulich zu hören, dass die Kirche auch auf dem breiten Land mehr als bisher den Wunsch der Jugend auf Sportplätze unterstützen werde. Die ehrwürdigen Kirchengemeinderäte sollen der Jugend ihren Sport nicht mehr darum als „sündig“ ankreiden dürfen, nur weil es dies in ihrer Jugend „auch nicht gegeben“ habe.

A. Walter

Schrift des akademieinternen Berichtes der Veranstaltung:

Gespräch am Wochenende zwischen Kirche und Sport
vom 17./20. November 1949 im Kurhaus Bad Boll.

Der Einladung der Akademie waren rund 50 führende Männer der Sportbewegung aus Württemberg gefolgt. Darunter waren 2/3 der Teilnehmer Landes- und Kreisvertreter der Sportbewegung und 1/3 Vertreter der kirchlichen Jugendarbeit.

Die Aussprache wurde eingeleitet durch ein Referat des Landessportbeauftragten Friedrich Strobel, Stuttgart, der zu dem Thema „Wird der Sport zum Geschäft?“ Stellung nahm. Der Referent ging davon aus, dass seitens der Sportbewegung selbst eine Ablehnung der übertriebenen Verherrlichung von Berufssportlern ausgesprochen werden müsse, dass jedoch andererseits auch der Berufssport einen gewissen Anreiz für den Amateursport selbst darstelle. Es wurde zugegeben, dass die Bezahlung sportlicher Leistung an sich kein gutes Vorbild für die Jugend sei und dass ausserdem Vorsorge getroffen werden müsse, dass sich nicht aktiv am Sport Beteiligende an sportlichen Veranstaltungen bereichern. (Boxmanager, Radfahrveranstalter, etc.) Einen weiten Raum in der Auseinandersetzung nahm die Diskussion um das Fussballtoto ein. Der Referent verneinte, dass durch diese Einrichtung die Gefahr entstehen könne, dass der Sport zum Geschäft ausarte. Begründet wurde diese Ansicht vor allem damit, dass die aktiven Sportler selbst am Totogewinn nicht mehr beteiligt sein können, als jeder beliebig andere Teilnehmer an dem Wettbetrieb. Vor allen Dingen wurde betont, dass die wilde Wettleidenschaft, die in den einzelnen Vereinen aufgekomen sei, die Errichtung des Totos notwendig gemacht habe, um zu verhindern, dass durch Wettabschlüsse auf Einzelspiele unter Umständen eine unsportliche Beeinflussung der Spieler selbst stattfinden könne. Weiter wurde betont, dass mit Hilfe der Totoeinnahmen die Möglichkeit geschaffen worden sei, die Sportausübung durch Errichtung neuer Sportplätze, Beschaffung von Geräten u. a. wesentlich unterstützt werden könne. Der Referent vertrat die Meinung, dass die Entwicklung, die zum Fussballtoto geführt habe, nicht mehr rückgängig zu machen sei und dass es besonders darauf ankäme, evtl. mögliche und sichtbar gewordene Auswüchse einzudämmen.

In der Aussprache wurde von Oberkirchenrat Manfred Müller der kirchliche Standpunkt in folgenden Punkten zusammengefasst:

1. Die Kirche hat stets eine Einstellung gegen jedes Glücksspiel vertreten.
2. Nur etwa 5/000 der Tototeilnehmer haben im Durchschnitt einen wirklichen Gewinn zu verzeichnen.
3. Die allgemeine Armut unseres Volkes bildet einen bedenklichen Hintergrund für die Totoleidenschaft und erfordert, dass bei der Beurteilung der gesamten Frage die volkserzieherische Aufgabe nicht übersehen wird.

4. Aus allgemein ethischen Gründen muss die Kirche Bedenken anmelden, wenn auf dem Weg des Totos teilweise erhebliche Gewinne ohne Arbeit erzielt werden und sie muss deshalb die Frage stellen, ob in dieser Möglichkeit, arbeitslose Einnahmen zu erzielen, nicht ein Widerspruch gegenüber dem in der Allgemeinheit weit verbreiteten Widerstand gegen das arbeitslose Einkommen in einem kapitalistischen System besteht.
5. Es müsse überlegt werden, ob nicht die Einrichtung des Totos dem eigentlichen Sinn des Sports insofern zuwiderlaufe, als das Interesse am eigentlichen Sportgeschehen abgelenkt wird auf die aus den Spielergebnissen resultierenden Gewinnchancen.

Die Kirche müsse fragen, ob es vertretbar sei, dass auch Jugendliche dem Anreiz des Totos erliegen und unter Umständen in den Besitz größerer Geldmengen gelangen, die besser für ihre persönliche oder die allgemeine Berufsausbildung verwendet werden. – Es war aufschlussreich zu sehen, dass auf seiten der Sportler nicht nur gewichtige Argumente für die Aufrechterhaltung des Totobetriebs geltend gemacht wurden, sondern dass auch in sehr scharfer Form gegen die Einrichtung des Fussballtotos Stellung genommen wurde. Der Jugendleiter eines Stuttgarter Grossvereins bezeichnete das Fussballtoto als eine Spekulation auf die Dummheit der Menschen, die aus sittlichen Gründen als verwerflich angesehen werden müsse. Im übrigen wies er darauf hin, dass durch die Totoleidenschaft die Ruhe des Sonntags auch in den Abendstunden durch Abhören der Radiomitteilungen etc. weitgehend zerstört würde.

Insgesamt ergab die Aussprache, dass auf beiden Seiten die geltend gemachten Bedenken wirklich ernst genommen wurden. Seitens der kirchlichen Vertreter wurde anerkannt, dass das Fussballtoto nicht in Bausch und Bogen abgelehnt und bekämpft werden könne, da durchaus gewichtige Gründe für seine Einführung anerkannt werden müssen. Auf seiten des Sports dagegen wurde anerkannt, dass in Verbindung mit dieser Einrichtung sehr schwerwiegende volkserzieherische Aufgaben entstehen und dauernd beachtet werden müssen.

In einem weiteren Referat von Landesjugendleiter Dr. Hegele wurde die Frage geprüft: Sport, Erziehung oder Unterhaltung? Der Referent vertrat die Meinung, dass im Sport sowohl ein erzieherisches als auch ein Moment der Unterhaltung enthalten sei. Das Ziel der sportlichen Erziehung sieht der Referent darin, dass vor allem die Jugendlichen zu den Begriffen von Anständigkeit, Sauberkeit und Vertrauenswürdigkeit geführt werden. In dieser Hinsicht vertrat er die Meinung, dass eine Zusammenarbeit mit der Kirche fruchtbar sein könne.

In der Aussprache wurde insbesondere in offener und ernster Weise das Problem des „konfessionellen“ Sports erörtert. Die Vertreter der kirchlichen Jugendverbände betonten insbesondere, dass sie die Zielsetzung der reinen Sportbewegung in keiner Weise abwerten, jedoch der Meinung sind, dass die Erziehung eines ganzen Menschen nur aus der Fülle des christlichen Glaubens heraus möglich ist.

Es wurde sichtbar, dass auf seiten des Sports eine gewisse Verengung des Blickfeldes nur schwer überwunden werden kann, dass aber andererseits auf beiden Seiten der ernste Wille zu einer Verständigung und Zusammenarbeit vorhanden ist. Vor allem wurde von beiden Seiten anerkannt, dass es einer dauernden engen Fühlungnahme zwischen den kirchlichen Jugendorganisationen und den Sportvereinen bedarf und dass man sich nicht entmutigen lassen darf, das Gespräch dauernd, wenn auch zunächst vielleicht nur mit geringem Erfolg, weiterzuführen, wenn ein allmählicher Ausgleich zwischen den beiderseits ernst genommenen Interessen und Anliegen herbeigeführt ist.

In einem letzten zusammenfassenden Referat konnte Oberkirchenrat Dr. Manfred Müller den Vertretern des Sports in eindrücklicher Weise verdeutlichen, worum es der Kirche geht, wenn sie für eine Aufrechterhaltung der Sonntagsruhe eintritt, die teilweise in empfindlicher Weise durch den Sportbetrieb gestört wird. Die Vertreter des Sports waren durch die aufgeschlossene, aber doch äusserst ernste Betonung des kirchlichen Standpunktes nachhaltig beeindruckt. Dr. Manfred Müller machte zunächst in aller Klarheit und Offenheit deutlich, dass das Gebot „Du sollst den Feiertag heiligen“ neben jedem anderen der 10 Gebote absolut gleichwertig bestehen muss. Die Kirche müsse also aus rein menschlich-psychologischen Gründen, ebenso wie im Hinblick auf das göttliche Gebot der Sonntagsruhe, fordern, dass alles versucht werden müsse, um diese Ruhe des Sonntags für den Menschen wieder zu gewinnen, damit nach den Tagen der Arbeit die Besinnung zu Gott wieder gefunden werden kann. Mögen die Erwachsenen für sich selbst entscheiden, wie sie sich dem Gebot „Du sollst den Feiertag heiligen“ gegenüber verhalten, es darf jedoch auf keinen Fall dazu kommen, dass die Jugend in das Dilemma eines Entweder – Oder gegenüber der Kirche und dem Sport hineingezogen wird.

Oberkirchenrat Dr. Müller zeigte sich mit grossem Verständnis für die praktischen Schwierigkeiten aufgeschlossen, die sich einem Ausgleich zwischen Gottesdienst und Sportbetrieb entgegenstellen und stellte als Fernziel für eine Zusammenarbeit von beiden Seiten die folgenden Punkte auf:

1. Die Kirche muss davon ausgehen, dass ein offenes und ehrliches Ja zu Sport und Leibesübungen gesagt wird.
2. Der Sport andererseits muss das göttliche Gebot der Heiligung des Feiertags seinerseits in seinem ganzen Gewicht ernst nehmen.
3. Unter diesem Gesichtspunkt müssen beide Seiten laufend bestrebt sein Wege zu finden, um wenigstens den Sonntagvormittag vom Sportbetrieb freizuhalten, auch wenn z. Zeit noch ernste und anerkannte Schwierigkeiten der Realisierung dieser Forderung entgegenstehen.

4. Kirche und Sport müssen einen gemeinsamen Kampf darum führen, dass entsprechend dem englischen Vorbild entweder der ganze Samstag oder zum mindesten der Samstagnachmittag für den Sport frei gemacht wird, z. B. dadurch, dass für die Schulpflichtigen das Wochenende nicht mit einer verstärkten Fülle von Hausaufgaben belastet wird.
5. Kirche und Sport müssen es als ihre gemeinsame Aufgabe betrachten, mit allen Mitteln dafür zu sorgen, dass mehr und größere Sportanlagen für die Jugend erstellt werden, damit zu gleicher Zeit mehrere Jugendveranstaltungen abgewickelt werden können.
6. Andererseits müssen Kirche und Sport im gemeinsamen gegenseitigen Anerkennen des Ernstes ihrer Ziele unverändert und immer von neuem Wege suchen, dass die Jugend durch die sportliche Betätigung nicht vom Gottesdienst abgezogen wird, sondern dass Wege gefunden werden, damit der Jugend neben ihrer sportlichen Betätigung auch der Weg zum Gottesdienst offen bleibt.

In der Aussprache wurden alle Schwierigkeiten, die sich der Annäherung an dieses Fernziel entgegenstellen, in aller Offenheit erörtert, aber auch zum Ausdruck gebracht und sichtbar gemacht, dass die Zielsetzung der kirchlichen Jugendverbände und der Sportvereine keineswegs sich gegenseitig ausschliessen, sondern in vielen Punkten völlig identisch sind. – Mit besonderem Nachdruck wiederholte der Direktor der Evangelischen Akademie Bad Boll, Dr. Eberhard Müller, das klare Ja der Kirche zum Sport. Unter Hinweis auf gewisse Erscheinungen des Fanatismus im Raume der Kirche, die sich immer wieder im Verlauf der Jahrhunderte einmal ergeben haben, und die immer sich zum Nachteil der Kirche selbst auswirkten, zeigte Dr. Eberhard Müller in aller Offenheit, dass es nicht nur eine religiöse Bigotterie, sondern auch eine sportliche Bigotterie geben könne. Eine solche Einstellung des Fanatismus werde aber mit Sicherheit ebenso zum Schaden des Sports auslaufen, wie der Fanatismus im Raum der Kirche. Auch aus diesem Grunde sei es notwendig, in aller Aufgeschlossenheit sich mit dem Standpunkt der anderen Seite auseinander zu setzen.

In dem Schlusswort der Tagung fasste Oberkirchenrat Dr. Müller nochmals den Standpunkt der Kirche dahingehend zusammen, dass seitens der Kirche keinerlei Tendenzen in Richtung auf eine Konfessionalisierung des Sport vorhanden sind, dass aber angestrebt werden müsse, dass der Sport nicht indifferent gegenüber der Kirche sein dürfe, ohne dass er damit seine Neutralität verlieren müsse.

Es darf gesagt werden, dass die leitenden Vertreter des württembergischen Sports, der Presse und des Rundfunks ernsthaft beeindruckt von der Tagung waren, die zu ihrer Ueberraschung keinen doktrinären Standpunkt der Kirche sichtbar machte, sondern im Gegenteil eine für die Sportler verblüffende Verständigungsbereitschaft und Toleranz zeigte. Das Echo der Tagung fand seinen Niederschlag insbesondere darin, dass sämtliche Stuttgarter Tageszeitungen einschliesslich der beiden grossen Sportblätter sehr ausführliche und positive Berichte über dieses Wochenendgespräch an hervorragender Stelle brachten, und zwar noch in der Montagsausgabe, die bekanntlich mit den Sportergebnissen des Sonntags sonst überfüllt ist.

SPORT

Anspruch und Wirklichkeit

DIE EVANGELISCHE AKADEMIE BAD BOLL

lädt in Verbindung mit dem

DEUTSCHEN SPORTBUND

zu einer Tagung vom 15. bis 17. Februar 1965 nach Bad Boll ergebenst ein

- Montag, 15. 2. 1965
- 20.00 Uhr Anreise der Teilnehmer bis zum Abendessen um 18.30 Uhr
 Eröffnung der Tagung durch Willi Daume, Präsident des Deutschen Sportbundes und des Nationalen Olympischen Komitees für Deutschland, und Präses D. Kurt Scharf, Vorsitzender des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland
 anschließend Kurzreferate zum Thema:
Was bleibt vom Sportsieg fürs Leben zurück?
Olympiasieger als Idole der Jugend
 Direktor ~~Dr. Helmut König, Dortmund~~ *Rieß*
Sport als Provokation des Geistes
 Dr. Hans Lenk, Berlin
Prägung der Persönlichkeit
 Direktor Dr. Otto Neumann, Heidelberg
- Dienstag, 16. 2. 1965
- 9.00 Uhr **Der Leistungssport in theologischer Sicht** *Rieß*
 Landesbischof Professor Dr. Hans-Wolfgang ~~Heidland~~ *Rieß*, Heidelberg/Karlsruhe
- 10.30 Uhr **Die Bedeutung von Sport und Spiel für die moderne Gesellschaft**
 Professor D. Dr. Oskar Hammelsbeck, Wuppertal
 anschließend Aussprache
- 15.00 Uhr **Gefahren einer Ideologisierung des Sports**
 Willi Daume, Präsident des Deutschen Sportbundes und des Nationalen Olympischen Komitees für Deutschland, Dortmund
 anschließend Podiumsdiskussion mit
 (Präsident Willi Daume, Dortmund
 Bundesminister Dr. Bruno Heck, Bonn
 Professor Dr. Josef ~~Hecker~~ *Böcker*, Leverkusen
 Karlheinz Vogel, „Frankfurter Allgemeine Zeitung“, Frankfurt
 Oberkirchenrat Erwin Wilkens, Hannover
 Pfarrer Karl Zeiß, Frankfurt
 D. Dr. Eberhard Müller, Bad Boll
 Diskussion im Plenum
- 20.00 Uhr Empfang des Landesbischofs D. Dr. Erich Eichele

Mittwoch, 17. 2. 1965 9.00 Uhr ¹⁵¹
 Die Anforderungen des Sports und der Kirche in Konkurrenz und Ergänzung
 Oberkirchenrat Dr. Manfred Müller, Stuttgart
 anschließend zusammenfassende Schlußaussprache
 Tagungsschluß mit dem Mittagessen

TAGUNGSLEITUNG: D. Dr. Eberhard Müller, Direktor der Evangelischen Akademie, Bad Boll
 Prälat Hermann Rieß, Vorsitzender der Ev. Arbeitsgemeinschaft für Kirche und Sport, Ulm
 Pfarrer Martin Hörrmann, Studienleiter, Bad Boll

ANMELDUNG: erbitten wir auf beiliegender Anmeldekarte bis zum 5. Februar 1965

ANREISE: am Nachmittag des 15. Februar 1965.
 Omnibusverbindung nach Bad Boll:
 ab Göppingen Omnibusbahnhof (100 m links vom Bahnhof) 16.10, 16.30, 17.00, 17.30, 18.00 Uhr;
 ab Weilheim/Teck 16.45, 17.45 Uhr.
 Autobahnausfahrt am Fuße des Aichelbergviaduktes an der Strecke Stuttgart – Ulm.

HEIMREISE: nach Tagungsschluß am 17. Februar 1965.

Anschrift: Evangelische Akademie, 7325 Bad Boll, über Göppingen (Württ.); Telefon Boll (07164) 351; Bankkonten: Städt. Girokasse Stuttgart Nr. 17022, Postscheckamt Stuttgart Nr. 47280.

Der Sport – welch erstaunliche Erscheinung unserer Gesellschaft: Dynamik, Spannung, Faszination, Begeisterung, Leidenschaft, Tragik... Sport bewegt Millionen von Menschen, äußerlich und innerlich.

Die Kirche hat ein elementares Interesse an solcher Bewegung: was steckt dahinter, was kommt zum Ausdruck, worauf zielt das sportliche Engagement des Menschen?

Die Aufgabe des Sports – wie immer man sie auch definieren mag – erfordert eine gründliche Auseinandersetzung mit der Bestimmung des Menschen und dem Geist der Zeit. Der Sport scheint nur dann sein zu können, was er soll, wenn es ihm möglich ist, sich im Horizont einer umfassenden anthropologischen Fragestellung zu verstehen.

Die Aufgabe der Kirche – wie immer man sie auch bestimmt – erfordert heute eine gesteigerte Offenheit für die Wirklichkeit des Sports, wenn anders die Kirche nicht einen schwerwiegenden Wirklichkeitsverlust erfahren soll.

Es ist ein bedeutsames Ereignis, wenn nach zahlreichen Kontakten auf verschiedenen Ebenen sich nun zum ersten Mal auf Bundesebene führende Persönlichkeiten des Deutschen Sportbundes und der Evangelischen Kirche in Deutschland zusammenfinden, um gemeinsame Fragen zu erörtern. Die Anwesenheit von Herrn Präsident Willi Daume und Präses D. Kurt Scharf, den höchsten Repräsentanten beider Institutionen in unserem Lande, bringt dies deutlich zum Ausdruck. Wir meinen, dies als Zeichen, das zu Dank, Freude und Hoffnung berechtigt, verstehen zu dürfen.

Gemeinsam mit dem Deutschen Sportbund möchten wir Sie zu dieser Tagung einladen und wissen es zu schätzen, wenn Sie uns die Ehre Ihrer Teilnahme geben und in den Diskussionen Ihr Wissen, Ihre Erfahrung und Ihren Rat zur Verfügung stellen.

Herzlich willkommen in Bad Boll.

D. Dr. Eberhard Müller

Hermann Rieß

Martin Hörrmann

S P O R T - ANSPRUCH UND WIRKLICHKEIT

15./17. Februar 1965 in der Evangelischen Akademie Bad Boll

Referenten:

Willi Daume, Präsident des DSB und des NOK, Dortmund -
 Präses D. Kurt Scharf, Vorsitzender des Rates der EKD, Berlin -
 Landesbischof D.Dr. Erich Eichele, Stuttgart -
 Professor D.Dr. Oskar Hammelsbeck, Wuppertal ?
 Bundesminister Dr. Bruno Heck, Bonn -
 Dr. Hans Lenk, Berlin (Spilbrunn) -
 Oberkirchenrat Dr. Manfred Müller, Stuttgart
 Direktor Dr. Otto Neumann, Heidelberg (Spilbrunn)
 Karlheinz Vogel, "FAZ" Frankfurt/Main -
 Oberkirchenrat Erwin Wilkens, Hannover -
 Pfarrer Karl Zeiß, Frankfurt/Main -

Tagungsleitung:

D.Dr. Eberhard Müller, Bad Boll
 Prälat Hermann Rieß, Ulm
 Pfarrer Martin Hörrmann, Bad Boll

Tagungsbetreuung:

Johanna-Marie von Zitzewitz, Bad Boll

Teilnehmer:

1) Astor, Walter	Lehrer	Kirchheim/Teck
2) Prof.Dr. Bader, Erich	1. Vorsitzender des Württ. Amateur-Box-Verbandes	Stuttgart
3) Baumann, Karl	Pfarrer	Altburg
4) Beck, Franz Wilhelm	Direktor des Stadtamtes für Leibesübungen	Wiesbaden
5) Bellmer, Karl	Pressewart des DSB	Frankfurt
6) Bentz, Gisela	Dozentin	Bremen
7) Dr. Beyer, Erich	Direktor des Instituts für Leibesübungen	Karlsruhe
8) Binetsch, Albrecht	Pfarrer	Sternenfels
9) Blut, Kurt	Sportamtsleiter	Braunschweig
10) Msgr. Bokler, Willy	Bundespräses	Düsseldorf
11) Breitbach, Reinhold	Chemotechniker	Stuttgart
12) Brunner, Paul	Pfarrer / Direktor von La Maison de l'Eglise Liebfrauenberg	Goersdorf (Elsaß)
13) Buchholtz, Dieter	Regierungs-Assessor	Hamburg
14) Bührle, Martin	Akademischer Rat	Eppelheim
15) Busch, Grete	Studienrätin	Wuppertal
16) Detering, Günter	Pfarrer	Hasbergen
17) Dietrich, Wolfgang	Pfarrer	Hohenkirchen

18) Dobbratz, Kurt	Chefredakteur der ISK	Stuttgart
19) Dobler, Erwin	Pfarrer	Ellrichhausen
20) Ebert, Günther	Pfarrer	Nellingen
21) Ebsen, Gerhard	Oberlandeskirchenrat	Kiel
22) Entenmann MdL, Alfred	Bürgermeister	Hegnach
23) Erlenbusch, Emil	Gew.-Schulrat	Backnang
24) Flohr, Alfred	Redakteur (BILD-Zektung)	Hamburg
25) Fürst, Philipp	Turnlehrer	Ludwigshafen
26) Dr. Gabler, Hans	Direktor der Jugend- und Sportleiterschule Ruit	Nellingen
27) Gerschler, Woldemar	Direktor des Instituts für Leibesübungen	Freiburg
28) Dr. Goedel, Peter	Direktor des Instituts für Leibesübungen	Berlin
29) von Goessel, Hans H.	Pfarrer	Angermund
30) Grotefent, Robert	Oberstudienrat	Bovenden
31) Dr. Grupe, Ommo	Direktor des Instituts für Leibesübungen	Tübingen
32) von Gültlingen, Frhr.	Oberst a.D. /Bundesverband der Dt.Reit-u.Fahrvereine	Eßlingen
33) Haas, Fritz	Redakteur (Südwestpresse)	Tübingen
34) Hamer, Heyo E.	Pfarrer	Loga/Leer
35) Hansen, Hans	Journalist	Kiel
36) Dr. Hegele, Kurt	Oberstudienrat Landesjugendleiter des WLSB	Stuttgart
37) Hermann, Oskar	Pfarrer	Freiburg
38) Hoffmann, Gerhard	Redakteur (Neue Ruhr-Zeitung)	Essen
39) Holtz, Hans	Landeskirchenrat	Düsseldorf
40) Homann, George	Präsident des Deutschen Rollsportbundes	Dortmund
41) von Horn, F.A.	Präsident des Deutschen Camping-Clubs	Bremen
42) Hornberger, Gerd	Druckereibesitzer	Waldfishbach
43) Hornberger, Marlies	Stud.	Pforzheim
44) Kauke, Wilhelm	Redakteur (d p a)	Hamburg
45) Kiausch, Helmut	Kirchenrat	Westerstede
46) Klee, Willi	Vorsitzender des Eichenkreuzes	Karlsruhe
47) Krämer, Willi	Journalist (2. Dt. Fernsehen)	Wiesbaden
48) Kraft	Sozialpfarrer	Kiel
49) Kramer	Geschäftsführer des DSB	Frankfurt
50) Dr.Dr. Krome, Adolf	Fabrikant	Osterode/Harz
51) Krüsmann, Rudolf	Bankkaufmann	Bochum
52) Kunze, Eberhard	Assistent	Freiburg

53) Langguth, Gerhardt	Pfarrer	Mannheim
54) Lauk MdL, Willi	Kirchenrat/OSTudDirektor	Michelbach/Bilz
55) Dr. Lotz, Franz	Vorsitzender des DSB- Sportbeirats	Würzburg
56) Dr. Ludwig, Rudolf	Sportbund/Pfalz	Landau
57) Dr. Maier, Carl	Fabrikant /stellv. Vors. des Schwäb. Turnerbundes	Bitz
58) Marstaller, Ulrich	Militärpfarrer	Großengstingen
59) von Mengden, Guido		Schmitten
60) Meyer, Hans	Sozialpfarrer	Düsseldorf
61) Müller, Hans	Redakteur (Schwäb. Zeitung)	Leutkirch
62) Müller, Werner	Redakteur (Stgt. Nachrichten)	Stuttgart
63) Naumburger, Werner	techn, Kaufmann	Stuttgart
64) Peter, Wolfgang	Fertigungs-Ingenieur	Kesselheim
65) Pfänder, Gerhard	Dekan	Göppingen
66) Dr. Pollack, H.H.	Redakteur (Ev. Pressedienst)	Stuttgart
67) Röthig, Peter	Akademischer Rat	Pfrondorf
68) Rückert, Norbert	Pfarrer/Oberstudienrat	Nürnberg
69) Dr. Sälter, Wilhelm	Studienrat (Jugendausschuß des Dt. Fußballbundes)	Hagen
70) Sampels, Johannes	Direktor i.R.	Köln
71) Sandler, Hans-Theodor	Kirchenrat	Kassel
72) Seyerle, Karl-Emil	Oberkirchenrat	Darmstadt
73) Sorg, Theo	Pfarrer /Ev. Jungmännerwerk	Stuttgart
74) Dr. Schaible, Hans	Rechtsanwalt / Vors. des Württ. Fußballverbandes	Stuttgart
75) Scherbauer, Sepp	Sportjournalist	Reutlingen
76) Scherer, Krrl-Adolf	Redakteur (Sportinforma- tionsdienst)	Düsseldorf
77) Schick, Hermann	Pfarrer	Woltwiesche
78) Schmitt, Willi	Pfarrer	Heidelberg
79) Schroeder, Jürgen	Student	Hamburg
80) Schüßler, Dieter	Verw. Beamter	Stuttgart
81) Schuster, Wally	Kalkulatorin	Plochingen
82) Schwan, Michael	Student	Karlsruhe
83) Dr. Dr. Stabenow, Gerhard	Sportredakteur (Deutschland- funk) - Vorsitzender des Dt. Verbandes für mod. Fünfkampf	Köln
84) Stegmann, Helmut	Redakteur (Münchner Merkur)	München
85) Straub, Jakob	Dekan	Geislingen
86) Strittmatter, Klaus	Landessportsekretär	Stuttgart
87) Dr. Strodbeck, Werner	prakt. Arzt	Marbach/Neckar

88) Dr. Timmermann, Wilhelm	Leiter des Ev. Männer- werks Hamburg	Hamburg
89) Tomczak	Pfarrer	Iserlohn
90) Vöhringer, Karl	Dekan	Urach
91) Vorster, Friedrich	Dekan	Nürtingen
92) Wilhelmy, Heinz	Pfarrer	Ebernburg
93) Winter, Herbert	Gießereileiter / 1. Vors. des TSV Winnenden	Winnenden
94) Wöhrle, Dieter	Student	Karlsruhe
95) Zarth, Walter	Chefredakteur (Sportbericht)	Stuttgart
96) Zettler, Erich	Kaufmann / 1. Vorsitzender des Württ. Schwimmverbandes	Geislingen
97)	ein Vertreter des Landessportbundes Bremen	
98)	ein Vertreter des Badischen Sportbundes/Süd	

Sport-Anspruch und Wirklichkeit

Ein Beitrag zur Diskussion über „Kirche und Sport“
- Tagung in der Evangelischen Akademie Bad Boll -

Eine verstärkte Zusammenarbeit zwischen der Evangelischen Kirche und dem Sport in der Bundesrepublik wollen die Teilnehmer eines Gesprächs anstreben, das in der Evangelischen Akademie in Bad Boll stattfand und an dem sich die Spitzen von Kirche und Sport beteiligten. Präses D. Kurt Scharf (Berlin) und DSB-Präsident Willi Daume stellten dabei die grundsätzliche Bereitschaft zur verstärkten Zusammenarbeit fest, wobei die Evangelische Kirche sich zu bemühen versprach, die Werte des Sportes zu erkennen und ihre Gedanken zur Förderung des Sportes bis in die Gemeinden hineinzutragen.

Prälat Hermann Rieß, der Vorsitzende der Arbeitsgemeinschaft für Kirche und Sport, stellte zum Thema „Leistungssport aus theologischer Sicht“ zehn Leitsätze auf, die die Auffassung der evangelischen Kirche zu diesem aktuellen Thema konkretisierte. Dabei machte Prälat Rieß darauf aufmerksam, daß die „theologische Sicht die Welt als Gottes Welt nimmt und den Menschen als Gottes geliebten und gefährdeten Partner“. Beim Sport gehe es um eine Frage der theologischen Ethik. Ethik aber sei vom Evangelium her nicht als Moral zu verstehen, sondern als Ankündigung der Herrschaft Christi. Die Herrschaft Christi habe den Charakter des Dienstes und bringe die Freiheit zum Leben. Diese Freiheit wiederum, so heißt es in einem weiteren Leitsatz, der den „neuralgischen Punkt“ anspricht, finde ihren besonderen Ausdruck im dritten Gebot, wonach der Feiertag geheiligt werden solle. Dieses Gebot solle dem Christen nicht nur die Arbeit verbieten und ihn auch nicht nur zum Sonntagsgottesdienst weisen, sondern ihm auch Raum zum Spielen geben. Wenn man den Sport als „agonales, ganzheitliches Spiel“ – wie Landesbischof Wolfgang Heidland ihn genannt habe – betrachte, so erscheine er der evangelischen Kirche als eine Gabe der Freiheit. Das Ja zum agonalen, ganzheitlichen Spiel schließe auch das grundsätzliche Ja zum Leistungssport ein. Der Sport dürfe nicht ausgenommen werden von der Versuchlichkeit und Gefährdung jeder menschlichen Existenz, stellte Prälat Rieß weiter fest. Im modernen Leistungssport würden diese Gefährdungen besonders sichtbar. Man begegne Kräften, die den Sport verabsolutieren, ideologisieren, brutalisieren, fanatisieren und kommerzialisieren wollten. In diesen verschiedenen Gestalten

der Gefährdung verliere der Sport die Freiheit, die das Spiel nötig habe.

Im Gespräch zwischen Kirche und Sport, fuhr Prälat Rieß fort, müsse es der Kirche um den Dienst am Menschen gehen. Dazu gehöre auch die gemeinsame Besinnung darüber, wie der Sport ist und wie er sein soll, werde die Kirche prüfen müssen, ob und wie sie helfen könne. Im Gespräch zwischen Kirche und Sport müßten sich die gewonnenen Einsichten auch darin bewähren, daß sich die Kirche den Rückfragen des Sportes stellt, schloß Prälat Rieß. Die Kirche müsse sich fragen lassen nach ihrem eigenen Selbstverständnis und nach ihren Aussagen über den Menschen.

„Provokation des Geistes“

Vorher hatte Dr. Hans Lenk, Olympiasieger aus dem Ratzeburger Achter, kritisiert, daß die Philosophie dem Sport gleichgültig gegenüberstehe. Dr. Otto Neumann, Direktor des Sportinstituts an der Heidelberger Universität, vertrat die Auffassung, die Persönlichkeit eines Menschen werde durch den gesamten menschlichen Organismus geprägt. Sie fange nicht in der „Gehirngegend“ an. Der Sport biete dem Menschen die Chance, zur charakterlich hochwertigen Persönlichkeit zu werden. Allerdings sei der Sport keine „Wunderdroge“, und der moralische Wert eines Menschen wachse nicht mit der Steigerung der Laufgeschwindigkeit.

Professor D. Dr. Oskar Hammelsbeck aus Wuppertal setzte sich mit der Bedeutung des Sportes für die moderne Gesellschaft auseinander. Er wies darauf hin, daß Anstrengung und Leistung zusammen erst „Spaß machen“. Der Unterschied zwischen dem Sport und der Gesellschaft bestehe darin, daß der Sport Regeln schaffe, daß die Gesellschaft aber reguliere. Im übrigen gebe es kein Gebiet, auf dem

Sachkenntnis und –verständnis so groß wie im Sport seien, wobei das Spiel geeignet sei, Körper und Geist zu einen.

Ideologisierung des Sports?

Mit den Gefahren einer Ideologisierung des Sports befaßte sich DSB-Präsident Willi Daume, der zunächst auf die Situation bei den Olympischen Spielen 1964 einging. Die Tatsache, daß wir in der Tat nach zweierlei Regeln zu den Olympischen Spielen antreten, sei im Grunde genommen eine Gefahr für die Olympischen Spiele. Wie groß die Gefahr infolge der Ideologisierung des Sports in den kommunistischen Ländern sei, zeigen die gesondert ausgetragenen Spiele der jungen Völker, an denen sich die Sowjetunion mit Folklore-Gruppen beteilige. Das tue sie aber nur solange, wie sie sich bei den Olympischen Spielen größere Propaganda-Erfolge ausrechne. Der diametrale Unterschied in der Auffassung zum Sport liege darin, daß bei uns die Zweckfreiheit des Sportes gelte, während er in den kommunistischen Ländern von der Zweckbestimmung her betrachtet werde. Die Gefahr der Ideologisierung des Sport bestehe immer dort, wo West und Ost aufeinander treffen.

Die Sowjetunion habe die Absicht, das IOC in ein Parlament umzuwandeln, wodurch der Ostblock die klare Mehrheit erhalten würde. Hinzu komme, daß die Freiheit der 40 afrikanischen Staaten Probleme aufkommen lasse. Sie würden die gleichen Einwirkungsmöglichkeit wie die traditionellen Sportnationen erhalten. Nicht umsonst bemühe sich der Ostblock auch in der Frage der Sportförderung um sie, und die Sporthochschule Leipzig habe heute schon eine „Nebenstelle“ in Kairo. Der Sport könne das alles nicht damit abtun, daß das Politik sei und den Sport nichts angehe! Die Stoßrichtung des Ostblocks gehe in Richtung IOC, in dem die gewählte Repräsentanz sich die zweckfreie Einstellung zum Sport erhalten habe. Obwohl die Sowjetunion und die kommunistischen Länder die „Internationale“ zu singen bereit seien, gehe von ihnen das größte Interesse für die Fahnen und Embleme aus.

Trotzdem: „Es war richtig!“

Man habe sich in Gesprächen unter den IOC-Mitgliedern darüber unterhalten, ob die olympische Idee durch den Zuwachs der kommunistischen Mitglieder wirklich gewonnen habe. DSB-Präsident Daume meinte dazu, die Aufnahme der kommunistischen Länder in das IOC sei eine richtige Entscheidung gewesen. Der Sport könne keinen Platz der Ruhe und Bequemlichkeit beanspruchen. Er sei der Welt von heute verbunden. Für die Vertreter der Zweckfreiheit des Sports gehe es darum, zu retten, was sich zu retten lohnt. Die politische Welt müsse sich mit der Atombombe auseinandersetzen. Im Sport sollte man zu einem

„modus vivendi“ kommen, wobei Regsamkeit an die Stelle selbstgefälliger Phraseologie treten sollte.

Die Wettkämpfer des Ostblocks hätten bei den Olympischen Spielen die Überlegenheit der sozialistischen gegenüber der sogenannten „kapitalistischen“ Welt beweisen sollen, fuhr Präsident Daume fort. Aber die Ideologie könne „das Wetter nicht machen“. In Tokio hätten wir Westwind gehabt. Er weigere sich, die Überlegenheit des östlichen System anzuerkennen. Aber wir müßten lernen, uns mit der Ideologisierung des Sports auseinanderzusetzen.

In diesem Zusammenhang wies der DSB-Präsident auf die 400 000 ehrenamtliche Helfer im Deutschen Sportbund hin, die keineswegs Ideologen seien. „Ideologisch“ werde es erst, wenn man den Sport vergötze.

DSB-Präsident Daume fragte dann, ob die Kirche zum Sport nicht nur eine Ansicht, sondern auch eine Absicht habe. Man müsse hier die Frage stellen, ob sie sich als Bundesgenosse des Sports im Kampf um eine Verbesserung der Leibesübungen in den Schulen betrachte, ob sie bereit sei, sich „in unserer Auseinandersetzung mit dem Staat“ als aktiver Helfer und nicht nur als „Tröster“ zu betrachten. Die Kirche sei gut beraten, meinte Daume, wenn sie eine geistige Übereinstimmung mit dem Sport in ihre Überlegungen mit hineinnehmen würde.

Brauchen wir eine Ideologie?

Wenn man mit Fragen des Leistungssports zu tun habe, fuhr DSB-Präsident Daume fort, stelle sich einem oft die Frage, ob auch wir eine Ideologie brauchen. Unter Hinweis auf die Depression nach den Ost/West-Ausscheidungen machte Daume darauf aufmerksam, daß man sich damals mit einer Art Ersatzideologie geholfen habe. Man habe sich vorgenommen, einmal und jetzt erst recht zu zeigen, daß „wir doch etwas konnten!“ „Wir hatten Herz und die Freiheit“, sagte Willi Daume. Ideologien aber seien mit Unfreiheit und Terror verbunden.

„Es wird sehr schwierig werden!“

Höhepunkt dieser Begegnung zwischen Kirche und Sport war ein Podiumsgespräch, an dem neben DSB-Präsident Daume auch Präses D. Scharf und Bundesfamilienminister Dr. Heck teilnahmen. Auf die Frage nach den Chancen auf Bildung einer gesamtdeutschen Mannschaft für Mexiko-City 1968 sagte Oberkirchenrat Wilkens aus Hannover, damit berühre man ein wesentliches Problem der evangelischen Kirche. Es gebe einen Bereich, in dem die Interessen eng beieinander lägen. Allein aus Gründen der Menschlichkeit solle man die Chance wahrnehmen, durch eine gesamtdeutsche Mannschaft die Möglichkeit des Kontakts

ischen den Menschen beiderseits der Zonengrenze aufrechtzuerhalten. Präses Scharf fügte hinzu, in der gesamtdeutschen Frage könne die Kirche ihre Bundesgenossenschaft zum Sport mit einem vollen Ja beantworten. Sie erwarte andererseits auch die Bundesgenossenschaft des Sports. Der Sport könnte zwar formell die Einheit aufgeben, die Kirche aber müsse Einheit aus Gründen des Rechts sein. Die Aufrechterhaltung der Bemühungen um eine gesamtdeutsche Mannschaft sei eine Stärkung der Menschen drüben in ihrer Auseinandersetzung mit der Ideologie des Kommunismus. Bundesfamilienminister Dr. Heck bekräftigte noch einmal den Standpunkt der Bundesregierung, daß die Wiedervereinigung das Ziel der Außenpolitik der Regierung sei. Die Situation der Kirche sei ein Politikum ersten Ranges. Was die Kirche mache, sei für den Staat nicht disponibel. Beim Sport liege es etwas anders: Man müsse fragen, ob der DSB ohne Rücksicht auf Konsequenzen Kontakte zum Zonensportverband pflegen könne, weil der Sport dort als ein wesentliches Mittel der Politik gelte. Wenn aber nichts geschehen dürfe, was die Zone aufwerte, müsse der Sport darauf Rücksicht nehmen. Der Minister sprach sich eindeutig für eine gemeinsame Mannschaft 1968 aus – aber auch nicht um jeden Preis! Als zu hohen Preis nannte Dr. Heck z. B. eine eigene Flagge der Zone, eine eigene Hymne und die Forderung, Westberlin aufzugeben. Im weiteren Verlauf dieser Podiumsdiskussion wurden auch allgemeine Fragen des Sportes angesprochen. Dabei wies Bundesfamilienminister Dr. Heck auf den von ihm jetzt erarbeiteten Jugendbericht hin, aus dem hervorgehe, daß in allen Jugendverbänden eine sinkende Tendenz in bezug auf die Mitgliederzahlen zu verzeichnen sei. Eine Ausnahme mache lediglich die Sportjugend, die eine steigende Tendenz aufzuweisen habe.

Vielleicht war das Urteil des Ministers über den Sport ein Bekenntnis, das die Teilnehmer dieser ersten Begegnung zwischen Kirche und Sport nach dreitägiger Dauer abzulegen bereit waren: „Wir müssen endlich daran gehen, den Sport nicht nur unter dem Aspekt der Gesundheit zu sehen. Und wir müssen das Vorurteil abbauen, daß Sport eine ungeistige Sache ist!“

HANS HANSEN

Sport und Kirche ziehen an einem Strang

Erfreuliche Einigung bei der Tagung in Bad Boll

18.2. 1965

Es hat den Anschein, als hätte der Sport in seinem berechtigten Streben nach Anerkennung im öffentlichen Leben einen neuen, wichtigen Bundesgenossen gewonnen. Die verantwortlichen Männer der Evangelischen Kirche Deutschlands diskutierten bei einer gemeinsamen Tagung in Bad Boll die Sorgen des Sports und hatten für sie volles Verständnis. Man will es aber nicht bei gut gemeinten Worten und Erklärungen bewenden lassen, sondern in abschbarer Zeit auch Taten folgen lassen. Wie Professor Dr. Hähmelsbeck (Wuppertal) sagte: „Ist die Evangelische Kirche eine wagende und nicht nur eine sich sichernde Kirche, und aus dieser Einstellung heraus wolle sie auch zum freiwilligen Dienst am freien Sport bereit sein.“

Mehrere Pfarrer unterbreiteten praktische Vorschläge. Dabei hörte man Worte wie: „Wir wollen nicht in kleine Zirkel ausweichen, sondern müssen hinein in die Vereine.“ Dort werden wir mit offenen Armen aufgenommen.“ Oder: „Es gibt bereits Gemeinschaften zwischen Leibeserziehern und Ärzten. Hier gehören auch die Pfarrer hinein.“ Der Olympiapfarrer Heyo Hamer (Leer) unterbreitete drei Vorschläge: 1. Evangelische Theologen sollen an der Sporthochschule studieren und später in Sportvereinen tätig sein. 2. Den Theologiestudenten solle nahegelegt werden, das Sportabzeichen und den Erster-Hilfe-Schein im Schwimmen zu erwerben. 3. Die Pfarrer sollen in den Turn- und Sportvereinen mitarbeiten und dort auch einmal ihre Runden drehen und in AH-Mannschaften mitspielen. Auch in dieser Beziehung soll bewiesen werden, daß die Kirche für die Welt da ist.

Brücken zur Zone

An den konkreten Vorschlägen ist zu erkennen, wie sich Kirche und Sport nähergekommen sind. Beide Institutionen sind gegenwärtig die einzige Brücke hinüber in den anderen Teil unseres Vaterlandes. Präses D. Kurt Scharf sagte: „Wir wollen uns beide dem Diktat einer Ideologie entziehen und sollten uns durchaus etwas zutrauen. In diesem Kampf gibt es Rückschläge, aber der Gegner ist nicht allmächtig.“

Willi Daume, der Präsident des DSB hält es für denkbar, daß unter gewissen Voraussetzungen der Sportverkehr mit der Zone auf der unteren Ebene wieder aufgenommen wird. Einige anwesende Olympiakämpfer, zum Beispiel die Ruderer Michael Schwan und Jürgen Schröder, traten mit allem Nachdruck für die Beibehaltung der gesamtdeutschen Mannschaft ein.

Sport will keine Macht sein

Die Kirche mußte, ehe sie sich zum Sport bekannte, einige Bedenken zurückstellen. Von Daume wünschte man von den Gesprächspartnern auch zu erfahren, ob nicht eine Selbstüberschätzung des Sports, der sich fast eine eigene Weltanschauung gibt, vorhanden ist. „Sport ist Sport und keine Macht. Er kennt seine Grenze. Sport hat keine Ideologie, aber ein Ideal“, antwortete Daume.

Bundesminister Dr. Bruno Heck, der kürzlich das Goldene Sportabzeichen erwarb, unterstützt eine Koalition zwischen Sport und Kirche.

„Das Zusammengehörigkeitsgefühl zwischen den Menschen der Sowjetzone und der Bundesrepublik muß mit allen Mitteln gepflegt werden, und niemand kann dies im Augenblick besser als Kirche und Sport, die auch andere gemeinsame Dinge verbinden.“

In der Frage einer gesamtdeutschen Mannschaft sollen Sportbund und Regierung in enger Fühlung bleiben. Sie werde wohl beläht, könne aber nicht um jeden Preis zurückweichen. Minister Heck glaubt, daß die Kirche dem Sport helfen kann, wenn es darum geht, die Körperkultur als Erziehungswert anzuerkennen. Zwar würden die gesundheitlichen Aspekte weitgehend eingesehen, aber im Erziehungs- und Bildungsbereich werde noch immer von den „ungeistigen Sportlern“ gesprochen. Das sei in unserer körperlichen Immobilität, wo man zu viel esse und sich zu wenig bewege, schlimm. Der Minister erzählte von einem Besuch in einer Kaserne, wo die Ausbilder in den ersten vierzehn Tagen von den Rekruten keinen 5-Kilometer-Marsch verlangen konnten, weil sie Angst haben mußten, diese würden zusammenbrechen. Nur 20 Prozent der Jugend treiben heutzutage noch Sport.



Viele Gemeinsamkeiten in ihren Aufgaben stellten Vertreter der evangelischen Kirche und des Sports auf einer Tagung in Bad Boll fest. Unser Bild zeigt von links: den Präsidenten des Deutschen Sportbundes Willi Daume, den Vorsitzenden des Rates der evangelischen Kirche Präses D. Kurt Scharf und den Bundesminister Dr. Bruno Heck.

Jahren ist man mit großen Hoffnungen für einen gemeinsam organisierten Sport in Deutschland gestartet. Wie denken Sportlerinnen, Sportler, Verantwortliche des Sports und Politiker aus Bund, Ländern und Kommunen heute? Welche Perspektiven im Spitzensport und Breitensport werden gesehen, welche Infrastruktur ist (noch) zu schaffen, und welche Bedeutung gewinnen Vereine und Verbände für die Menschen heute und in Zukunft?

Interessierte und Betroffene aus Sport - Politik - Medien und Öffentlichkeit laden wir hiermit ein.

Herzlich willkommen in Bad Boll!

P R O G R A M M

Montag, 14.11.1994

- | | | |
|-----------|--|---|
| bis | | |
| 14.00 Uhr | Anreise (Stehkaffee / Imbiß) | 16.30 Uhr "Der Sport - ein Teil der Alltagskultur der Menschen in den neuen Bundesländern"
<i>Prof. Dr. Jochen Hinsching</i> , Greifswald
- Rückfragen und Meinungsäußerungen - |
| 14.30 Uhr | Begrüßung und Einführung | |
| 15.00 Uhr | "Entwicklungen und Chancen des Sports nach der Wende"
<i>Hans Hansen</i> , Präsident des Deutschen Sportbundes
- Rückfragen und Meinungsäußerungen - | 18.00 Uhr Abendessen |
| | | 19.00 Uhr "Menschen im vereinten Deutschland - Ängste und Hoffnungen - auf dem Weg in eine gemeinsame Zukunft"
<i>Prof. Dr. Wolfgang Ratzmann</i> , Leipzig
- Rückfragen und Meinungsäußerungen - |

Dienstag, 15.11.1994

- | | | |
|-----------|--|---|
| 8.00 Uhr | Wort in den Tag - Morgenandacht
<i>Pfarrer Manfred Fischer</i> ,
Akademiedirektor | 3. <u>Infrastruktur (Sportstätten, Mitarbeit, Finanzierung...)</u> Tutoren:
<i>Prof. Dr. Klaus Gottschalk</i> , Präsident des Landessportbundes Sachsen-Anhalt
<i>Dr. Gerhard Trosien</i> , DSB
Moderation:
<i>Hans Bauer</i> , Pfarrer und Sportbeauftragter in Bayern |
| 9.15 Uhr | "Was wurde, was wurde - warum - nicht, was soll - wie - erreicht werden?"
- Einführende Thesen der Tutoren für sechs Gesprächsrunden
- Erwartungen an die Gesprächsrunden aus der Sicht des Bundesministeriums des Innern, <i>MR Dr. Peter Busse</i> | 4. <u>Organisationsstrukturen (Vereine, Verbände...)</u> Tutoren:
<i>Dr. Ulf Tippelt</i> , Geschäftsführer des Landessportbundes Sachsen
<i>Norbert Wolf</i> , Generalsekretär DSB
Moderation:
<i>Christoph Reichstein</i> , Pfarrer und Sportbeauftragter in Thüringen |
| 10.30 Uhr | Pause | |
| 11.00 Uhr | Sechs Gesprächsrunden
1. <u>Breitensport</u> : Tutoren:
<i>Dr. Frigga Dickwach</i> , Leipzig
Vizepräsidentin des LSB Sachsen
<i>Rainer Tobien</i> , DSB, BA Breitensport
Abteilungsleiter Planung
Moderation:
<i>Ulrich Korbel</i> , Pfarrer und Sportbeauftragter in Sachsen

2. <u>Leistungs- und Spitzensport</u> : Tutoren:
<i>Peter Holz</i> , DSB, Ltd. Direktor, BA-Leistungssport
<i>Wolfgang Remer</i> , Präsident des Landessportbundes Mecklenburg-Vorpommern
Moderation:
<i>Klaus-Peter Weinhold</i> , Sportpfarrer der EKD | 5. <u>Sportpolitik (Bund, Länder, Eigen- und Fremdfinanzierung...)</u> Tutoren:
<i>Renate Schneider</i> , Präsidentin des Landessportbundes Brandenburg
<i>Ferdi Tillmann</i> , MdB Bonn
Moderation:
<i>Helmut Eckert</i> , Vizepräsident LSV Baden-Württemberg |
| | | 6. <u>Die Position/Situation der Frauen im neuorganisierten Sport</u> - Tutorinnen:
<i>Dr. Inge Berndt</i> , DSB, Vors. BA Frauen
<i>Dr. Inge Friedrich</i> , Erfurt
Moderation:
<i>Mechthild Laur</i> ,
LAK Kirche und Sport Württemberg |

- | | | |
|-----------|--|--|
| 12.30 Uhr | Mittagessen | |
| 14.00 Uhr | "Entwicklungen und Chancen des Sports nach der Wende unter der besonderen Berücksichtigung des Leistungssports"
<i>MR Dr. Peter Busse</i> ,
Bundesministerium des Innern
- Rückfragen und Meinungsäußerungen - | |
| 15.15 Uhr | Nachmittagskaffee | |
| 15.45 Uhr | Fortsetzung der Gesprächsrunden des Vormittags - mit Formulierungen der Erkenntnisse (Stand und Perspektiven) unter Angabe möglicher Adressaten | |
| 18.00 Uhr | Abendessen | |
| 19.30 Uhr | "Verantwortung - gemeinsam? - Chancen und Absichten"
- Vorstellung der Ergebnisse der 6 Gesprächsrunden und abschließende Diskussion im Plenum
Resümee: <i>Klaus Grundgeiger</i> ,
Ressortleiter Sport, Stuttgarter Zeitung | |
| 22.00 Uhr | Ende der Veranstaltung
Open end - Gespräche in Individualgruppen | |

Tagungsleitung:

Klaus Strittmatter, Studienleiter, Bad Boll
Manfred Fischer, Pfarrer und Akademiedirektor

Tagungsort:

Evangelische Akademie Bad Boll
73087 Bad Boll
Telefon: 07164 / 79-0 (Zentrale),
79-229 Frau Pawel, nur vormittags
Telefax: 07164 / 79-440

Tagungsnummer: G1 04 94

Anmeldung:

mit Angabe der Tagungsnummer G1 04 94 bis 4.11.1994. Über die Teilnahme entscheidet die Reihenfolge der Anmeldungen. Im Falle einer Überfüllung erhalten Sie eine Absage. Für Teilnehmer und Teilnehmerinnen, die eine Übernachtung und Frühstück auf den 16.11.94 (Bußtag) wünschen, ergeben sich Mehrkosten in Höhe von DM 32,- bzw. bei Einzelzimmer DM 42,-. Bitte vermerken Sie auf der beiliegenden Anmeldekarte, sofern Sie dies wünschen, und geben Sie bitte Ihre gewünschte Arbeitsgruppe an.

Tagungskosten:

Kursgebühr einschl. Protokoll	DM 72,-
Unterkunft/Verpflegung (Doppelzimmer)	DM 78,-
Zuschlag für Einzelzimmer (soweit vorhanden)	DM 10,-

Die Preise gelten für die gesamte Tagung; Einzelmahlzeiten und -übernachtungen können nicht rückvergütet werden.

Anreise:

Mit der Bahn: Bis Göppingen, ab dort Omnibusverbindung nach Bad Boll/Haltestelle Kurhaus (mit Fa. Frank & Stöckle ab Omnibusbahnhof/ZOB, 100 m links vom Bahnhof, Bussteig K, Linie 20) um 12.20, 12.40, 13.00, 13.20, 13.40 Uhr (Fahrzeit ca. 20 Minuten).

Mit dem PKW: Über die Autobahn Stuttgart-Ulm, Ausfahrt Aichelberg; von dort ca. 5 km in Richtung Göppingen nach Bad Boll.

Hinweis:

Neben der Evangelischen Akademie befinden sich ein Thermal-Bewegungsbad und ein Wald-Trimm-Pfad.

Referat Freizeit - Sport - Vereine
Studienleiter Klaus Strittmatter

Verständigung und Gemeinsamkeit durch Sport?

Standort des Deutschen Sports - 5 Jahre nach der Wende

Tagung vom 14. - 15./16. November 1994 in der Evangelischen Akademie Bad Boll

Erklärung von Bad Boll:

Bund muß Goldenen Plan anschieben

Die Sportstätten-situation in den neuen Bundesländern bleibt auf lange Zeit desolat, wenn der Bund den vor zwei Jahren vom DSB verabschiedeten "Goldenen Plan Ost" nicht mit einer markanten Anschubfinanzierung auf den Weg bringt.

Ohne den Erhalt bestehender und den dringenden Bau neuer Sportstätten kann im Osten Deutschlands eine Chancengleichheit mit dem Sport der alten Bundesländer nicht hergestellt werden.

Zu diesem Ergebnis kamen Repräsentanten aus Kirche, Sport und Politik in einer Standortbestimmung des Deutschen Sports 5 Jahre nach der Wende bei einer Tagung an der Evangelischen Akademie Bad Boll.

Die Tagung forderte deshalb den Deutschen Sportbund dazu auf, den Goldenen Plan Ost politisch durchzusetzen.

Den Hinweis auf Möglichkeiten für den Sport aus der Investitionspauschale wies die Tagung zurück, weil Zuwendungen aus diesem Programm den Sport in der Praxis nicht erreichen werden.

Die Tagung betrachtet den Sport als wichtigen förderungswürdigen Teil des Lebens in unserer Gesellschaft. Sie verlangt die Aufnahme des Sports als Staatsziel in alle Landesverfassungen und die Sicherung der Sportförderung als kommunale Pflichtaufgabe.

Angesichts der veränderten Sportlandschaft muß der deutsche Sport seine bestehenden Strukturen überdenken. Dazu regte die Tagung einen zukunftsweisenden Kongreß "Menschen im Sport 2001" an.

„Verpflichtungen und Chancen der Vereinigung halten uns in Atem“

Jubiläumstagung „Kirche und Sport“ in der Evangelischen Akademie Bad Boll

In der letzten Bestanderhebung des Deutschen Sportbundes (DSB) waren in den neuen Bundesländern 1,6 Millionen Menschen im organisierten Sport gemeldet, die in 13.021 Sportvereinen einen Teil ihrer Freizeit verbringen. Bei der Tagung „Sportwirklichkeit – Sportzukunft, der Sport an der Schwelle ins 3. Jahrtausend“ in der Evangelischen Akademie in Bad Boll wertete DSB-Präsident Manfred von Richthofen diese langsam, aber stetig steigenden Zahlen als „Zeichen einer unübersehbaren Aufbruchstimmung“. Der DSB-Präsident attestierte den Landessportbünden und den Landesfachverbänden in den neuen Ländern seit ihrem Bestehen großes und erfolgreiches Engagement und dankte für die Arbeit und die gesellschaftliche Aufbauleistung. Auch in Zukunft könnten sie sich auf die Unterstützung durch die Sportverbände in den alten Bundesländern und auf die Hilfe des Deutschen Sportbundes verlassen. Von Richthofens Ausblick: „Auch an der Schwelle zum 3. Jahrtausend werden uns die Verpflichtungen und Chancen der deutschen Vereinigung noch eine geraume Zeit herausfordern und in Atem halten.“

Manfred von Richthofen erinnerte an die Tagung „Standort des deutschen Sports fünf Jahre nach der Wende“, die 1994 ebenfalls in Bad Boll stattfand und mit dem Appell endete: „Bund muss Goldenen Plan anschieben“. Dass ausgerechnet im Land des „Sportweltmeisters“ DDR die Sportstätten nicht auf der Haben-Seite verbucht werden konnten, sei für ihn vor zehn Jahren „in der Stunde Null“ überraschend gewesen. „Der Goldene Plan Ost war die schnelle und kompetente Antwort des Deutschen Sportbundes und der ihn unterstützenden Experten auf diese Situation“, sagte von Richthofen, doch gemessen an der großen Aufgabe und den Zielen des auf 15 Jahre und damit realistisch angelegten Programms müsse man heute feststellen, dass das Tempo viel zu langsam ist und wertvolle Zeit für eine zügige Angleichung zwischen Ost und West verloren ging. Der DSB-Präsident begrüßte in Bad Boll, „dass der Bund endlich einen eigenen Haushaltstitel für den Goldenen Plan Ost eingerichtet hat“ und forderte mit Nachdruck eine deutliche Beschleunigung des Tempos: „Alles andere verschiebt die Angleichung der Lebensverhältnisse, was den Sport angeht, auf unverantwortliche Art und Weise.“ In einer Podiumsdiskussion im Rahmen der Tagung von Bad Boll untermauerte DSB-Vizepräsident Dr. Hans-Georg Moldenhauer von Richthofens Argumentation mit einem praktischen Beispiel: „Es gibt in den neuen Bundesländern Fußballvereine mit 18 Mannschaften, denen nur zwei Plätze zur Verfügung stehen.“ Der Generalsekretär des Deutschen Sportbundes, Dr. Wulf Preising, wünschte sich in der Diskussion „mehr Kommunikation zwischen den Menschen im Osten und Westen unseres Landes“. Zehn Jahre nach der Wiedervereinigung sei vieles noch nicht zusammengewachsen und es gelte, die verschiedenen Kulturen zusammenzuführen.

Von Richthofen nutzte die Erinnerung an zehn Jahre Sport im vereinten Deutschland an der Schwelle zum neuen Jahrtausend auch zum Blick nach vorn: „An der Zukunft des organisierten Sports gibt es für mich schon deshalb keine Zweifel, weil seine soziale und gesamtgesellschaftliche Bedeutung in den nächsten Jahren und Jahrzehnten noch zunehmen wird. Alle großen gesellschaftlichen Veränderungsprozesse dürften in unterschiedlicher Weise vom Sport tangiert werden und damit auch seine Kompetenz zur Steigerung und Sicherung von Lebensqualität einfordern.“ Auch Sylvia Schenk, die Vorsitzende der Leitbildkommission des Deutschen Sportbundes, schloss in Bad Boll ihre Situationsanalyse mit einem hoffnungsvollen Fazit: „Wir haben mit unseren 86.000 Ver-

einen ein flächendeckendes bundesweites Netzwerk mit einer ungeheuren Vielfalt und ungeheurem Reichtum sowie hohe Kompetenz und Glaubwürdigkeit. Das müssen wir uns bewusst machen und für die Zukunft nutzen.“

Zu den Diskutanten und Referenten zählten in Bad Boll neben Repräsentanten der Kirche unter anderen auch der Präsident des Nationalen Olympischen Komitees, Walther Tröger, der Präsident des Deutschen Leichtathletik-Verbandes, Prof. Dr. Helmut Digel, der frühere DSB-Vizepräsident Prof. Dr. Ommo Gruppe und die Staatssekretärin im Bundesinnenministerium, Brigitte Zypries. Die großartige Besetzung war auch eine Verbeugung vor der Arbeit der Evangelischen Akademie, die in einem halben Jahrhundert immer wieder Themen des Sports aufgriff und – so der DSB-Präsident – „Pionierdienste leistete“. Von Richthofen: „Vor 50 Jahren war es der Wunsch der Kirche an die Sportverbände, den Sonntag frei für die Familie zu halten und sportliche Aktivitäten anders einzuplanen. Heute geht der gemeinsame Kampf darum, den Sonntag im erweiterten Sinne als ‚ein Kulturgut‘ zu erhalten, das von wirtschaftlicher Begehrlichkeit frei bleibt. Die Kirchen finden den Sport auch in dieser Problematik an ihrer Seite.“ Von Richthofen bezeichnete Klaus Strittmatter, Studienleiter in der Evangelischen Akademie Bad Boll, als einen Glücksfall für den Deutschen Sportbund. Strittmatter habe nicht nur auf Dachverbandsebene das Thema „Kirche und Sport“ verlässlich und regelmäßig in die Arbeit eingebracht, sondern auch zahlreiche wichtige Fragestellungen mit nach Bad Boll genommen, um diese in eigenen Seminaren zu vertiefen und dann die Resultate dieses Nachfassens und Vordenkens wieder ins Verbandsgeschehen zurückzubringen.

Walter Mirwald

Breitensport, Sportpolitik und Vereinssport soll vermehrt gesendet werden

Staatssekretärin Brigitte Zypries appelliert an die Öffentlich-Rechtlichen

„Sport muss als Kulturgut geschützt werden. Er ist mehr als ein mediales Showbusiness, in dem nur die besonders telegenen Sportarten und die besonderen Werbeträger eine Rolle spielen“. Mit diesen Worten appellierte die Staatssekretärin im Bundesministerium des Innern, Brigitte Zypries, bei der Tagung „Sportwirklichkeit – Sportzukunft, der Sport an der Schwelle ins 3. Jahrtausend“ in Bad Boll, für eine Sinneswandlung in den Köpfen der Verantwortlichen bei den öffentlich-rechtlichen Anstalten. Sie forderte, künftig auch Breitensport, sportpolitische Themen und den alltäglichen Sport in den Vereinen in den Fernsehprogrammen vermehrt zu berücksichtigen. Hintergrundberichte und sorgfältige Recherchen gehörten zu einer seriösen Berichterstattung, was nicht unbedingt dem Stil kommerzieller Sender entspreche. Wenn man den Sport als Ganzes in seiner Bandbreite und unter dem Gesichtspunkt der Verantwortung gegenüber der jüngeren Generation betrachte, könne es nicht angehen, dass das Diktat des Kommerzes über das Recht der Bürger auf Berichterstattung von zentralen Sportveranstaltungen dominiert. Frau Zypries sagte weiter, es könne nicht das Ziel einer vernünftigen öffentlich-rechtlichen Rundfunkpolitik sein, die Vielfalt des Sports durch Fußball, Tennis, Boxen und Formel 1 vermitteln zu wollen und alles weitere unter Randsportarten zu verbuchen. So sei die Autonomie des Sports grundsätzlich berührt, wenn Startzeiten ungeachtet von Tageszeiten und Temperaturen nach den von der Werbung geforderten besten Einschaltquoten festgelegt würden.

Sport für alle bleibt die Perspektive für das nächste Jahrhundert

Bad Boll hat immer wieder Zeichen gesetzt

In Bad Boll hat alles begonnen, was man heute Partnerschaft zwischen Kirche und Sport nennt. 50 Jahre Sporttagungen der Evangelischen Akademie nahmen 1949 im benachbarten Kurhaus ihren Anfang, das der Herrnhuter Bruderschaft gehört und in dem 1945 die Evangelische Landeskirche Württemberg ihre Akademie gründete. Erste Themen waren zu Beginn der Toto-Zeit „Wird der Sport zum Geschäft? - Sport Erziehung oder Unterhaltung? - Der Sport am Sonntag“. Alles Probleme, die heute noch aktuell sind oder Fragen, die von den Zeitläuften schon beantwortet wurden.

Die Erinnerung an dieses Ereignis wurde an der Schwelle des dritten Jahrtausends eingekleidet in Akzente für die Zukunft des Sports; dabei gewann man den Eindruck, dass hier die Schularbeiten für die Leitbild-Kommission des DSB gemacht worden sind, die den Bundestag zum 50-jährigen Bestehen des Deutschen Sportbundes vorbereitet. Besondere Schwerpunkte setzten Heinrich Bedford-Strohm mit seiner Darlegung der „Gemeinschaft in der modernen Gesellschaft“, Rüdiger Scholz über die „Kirche 2020 und welche Rolle spielt darin der Sport“, Sylvia Schenk mit ihrer Frage „Wohin geht der organisierte Sport“, Helmut Digel über „Die Perspektiven des Sports“ und Ommo Gruppe mit seiner Deutung „Sport als Kulturgut“ sowie zwei Rundgespräche über „50 Jahre Sportentwicklung“ und „10 Jahre nach der Wiedervereinigung“. Fazit in einem Satz: Der Sport für alle ist in Zukunft Fitness, Freude und Spaß für möglichst Viele!

Was hier gesagt wurde, bildet also eine wichtige Grundlage für Perspektiven und Verantwortung der Turn- und Sportbewegung in der veränderten Gesellschaft. Recht kontrovers war dabei die Debatte über die ersten 10 Jahre der deutschen Vereinigung: „Im Spitzensport hat man sich fast problemlos gefunden“ (Staatssekretärin Zypries), aber dort, wo es ums Geld geht, wie z.B. im Goldenen Plan Ost, gab es unterschiedliches Verständnis. Die Dringlichkeit, die desolaten Sportanlagen vor allem für den Breiten- und Freizeitsport zu erneuern und zu ergänzen, war unbestritten. Aber was in 40 Jahren zu Gunsten des Prestige-Sports in der DDR nicht gemacht wurde, lässt sich eben nicht im Handumdrehen erledigen. Die Debatte machte deutlich, dass nicht weniger wichtig der geistige Abbau des alten politischen Systems in den Köpfen ist: In einem freiheitlich-demokratischen Gemeinwesen ist der Staat nicht für alles zuständig, sondern die Verantwortung liegt bei den Bürgern untereinander und ihrer Solidarität füreinander!

Und damit war die Akademie-Tagung wieder bei 1965, dem Höhepunkt der Treffen von Kirche und Sport in Bad Boll angelangt, als EKD-Präses Kurt Scharff auf dem Höhepunkt des kalten Krieges seinen Hörern vorausschauend zurief: „Der Gegner ist nicht allmächtig, und die Thesen des Marxismus sind nicht die Wahrheit, sie kennzeichnen nur eine zwangsläufige Entwicklung, der wir ausgeliefert sind!“ Walther Tröger brachte dieses Zitat in seinem Grußwort mit und Manfred von Richthofen beschrieb, was der Sport heute für den Bürger leistet und appellierte gleichzeitig an die Tatkraft der Vereine und Verbände angesichts der zusammengestrichenen Sporttats nicht in die Knie zu gehen, sondern durchzuhalten. Es ist nicht die erste Durststrecke und sicherlich nicht die letzte.

Karlheinz Gieseler

ISSN 0170-5970

Evangelische Akademie Bad Boll

AB Dokumentation/Publikation

Akademieweg 11, D-73087 Bad Boll

Telefon (07164) 79-305, Fax (07164) 79-440

eMail: monika.boffenmayer@mail.ev-akademie-boll.de

Kreissparkasse Göppingen

Konto 67 933, BLZ 610 500 00

Postbank Stuttgart

Konto 47 280-703, BLZ 600 100 70